
Dei
Sub Numine
Viget

BESPRECHUNGEN ÜBER DEN ERSTEN BAND: DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM AM SCHLUSS DIESES BUCHES. DEN UMSCHLAG ZEICHNETE ALFRED ROTHER. DRUCKLEGUNG BESORGTE DIE BUCHDRUCKEREI E. GUNDLACH A.-G., BIELEFELD.

ERSTES BIS FÜNFTES TAUSEND.

DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM

NEUE FOLGE: DIE MÄNNER DER ÜBERGANGSZEIT

VON

JOHANNES FISCHART

1 · 9 · 2 · 0

OESTERHELD & CO. / VERLAG / BERLIN

ZUM GELEIT

Vor noch nicht Jahresfrist erschien unter dem Titel „Das alte und das neue System" der erste Band „der politischen Köpfe Deutschlands", ein Versuch, die politische Geschichte Deutschlands der letzten zwanzig Jahre bis zu den Wahlen für die Deutsche Nationalversammlung in ihren führenden Männern darzustellen. Die neue, in diesem zweiten Bande vereinte Reihe von „Köpfen" möchte in der Hauptsache eine zwanglose Übersicht über die deutsche Politik im Jahre 1919 sein, in dem gleichen Bestreben, in den Führern die Zeit zu sehen. Ich habe dabei, notwendigerweise, auf politische Ereignisse zurückgreifen müssen, die vor der Revolution liegen, in ihren Auswirkungen und Enderscheinungen aber in das Jahr 1919 münden. Die einzelnen Phasen der Nationalversammlung: der Zusammentritt, die Präsidentenwahl, die Bildung des ersten Kabinetts, die Friedensverhandlungen sind in ihren Umrissen gezeichnet. Die neuen revolutionären Strömungen und die reaktionären Treibereien wurden in charakteristischen Momenten festgehalten. Die Feuerköpfe des Radikalismus, die Hartstirnigen der Rechten, die Idealisten und der Realisten der Mitte ziehen an unserm Auge vorüber.

Mein Ziel war: der Übergangszeit, der Kurve der neuen Politik nach dem Zusammenbruch des ancien regime in ihren wirkenden Kräften nachzugehen, und dies Buch soll der Träger neuer Hoffnung sein.

Berlin, Anfang November 1919.

JOHANNES FISCHART

INHALTS-ÜBERSICHT

Eduard David

Man darf nicht an die Frankfurter Paulskirche denken, wenn man von dem politischen Weimar spricht. Damals, vor siebzig Jahren, ein überschäumender Idealismus der besten Geister Deutschlands, meinetwegen ein Vielzuvielreden, ein Vielzuvielwollen, aber in dem ganzen historischen Schauspiel lag doch Pathos, Leidenschaft, Schwung. Jetzt, 1919, da wiederum eine deutsche Nationalversammlung zusammengetreten ist, um den demokratischen, großdeutschen Gedanken wiederaufzunehmen, den Bismarck in Blut und Eisen erstickt hatte, gehts in Weimar sehr nüchtern und spießbürgerlich zu. In den einzelnen Hotels haben die verschiedenen Fraktionen ihre Quartiere bezogen und tagen nun, fast ununterbrochen, von morgens bis abends, endlose Debatten führend. Die politische Entwicklung wird gemächlich, nach einigen kleinen Dissonanzen, wieder da aufgenommen, wo sie, infolge der Revolution, plötzlich im Reichstage stehen geblieben war. Mehrheitssozialdemokratie, Demokratie und Zentrum haben sich von neuem zu einem Kompromißgebilde zusammengefunden, dieselben Leute sind abermals an die Spitze getreten, gleich als wäre inzwischen nichts geschehen: kein Krieg verloren, kein Kaiser gestürzt, keine Revolution ausgebrochen, kein Kommunismus überwunden. Scheidemann und Erzberger lächeln sich genau so freundlich wie früher an, und wenn auch einige

neue Männer an die Spitze der Reichsämter getreten sind: in Wirklichkeit hat nur ein changez de places stattgefunden. Die einen sind von der amtlichen Bühne ins Parkett der Abgeordneten zurückgetreten, und die andern haben den umgekehrten Weg genommen.

Da man das alte Parteienklichee nur aufgefrischt hatte, bedurfte es auch keiner neuen, hinreißenden Idee wie anno dazumal in Frankfurt. Das Haus, das Weimarer Nationaltheater, war reich mit Blumen geschmückt. Mitten auf der rotausgelegten Bühne stand der ragende Bau des Präsidialtisches. Von weitem sahs wie das Postament eines Sarges aus. Der Tote, den man mit tausenden von duftenden Nelken, Maiglöckchen und Fliederstauden zur letzten Ehrung pietätvoll ausgestattet hatte, war die Revolution, die hier feierlich bestattet wurde. Herr Ebert, ein Mensch, den man um seiner Ehrlichkeit und seines schlichten Wesens willen lieb gewinnen muß, hatte sich leider von seinem Pressechef das Manuskript zur Eröffnungsrede anfertigen lassen, und so klang, was er sagte, gar nicht zu seiner graden, nüchternen, einfachen Art. Er, der frühere Sattler, sprach, ohne daß sein Herz wirklich dabei war, von dem klassischen Weimar, von Goethe, Faust, Wilhelm Meister und schloß mit Fichte. Es war eine peinliche Szene. Uns war allen recht unbehaglich zumute. Nichts hatte die Seele auch nur ein bißchen in Schwingung gebracht, und wärs auch nur ein klein wenig Menschlichkeit gewesen. Alles war so entsetzlich spießig und kleinbürgerlich verlaufen, und wir empfanden alle die große politische Hirnlosigkeit der neuen Zeit. Die alten Geister von gestern und vorgestern hat man ein wenig galvani=

siert, und nun sollen sie das Neue bereiten. Wo aber sind die neuen Männer, auf die wir gehofft, auf die wir gewartet haben?

Als drinnen im Hause die Nationalversammlung eröffnet wurde, läuteten draußen die Glocken, und vor dem Goethe- und Schiller-Denkmal Ritschls konzertierte eine Militärkapelle. Ich besah mirs einige Augenblicke vom Foyer des Theaters aus. Mit einem Male höre ich eine bekannte Stimme hinter mir: „Das ist charakteristisch. Der Militarismus spielt zum Tanze auf!" Dittmann, Volksbeauftragter und Volksvertreter a. D., sprachs und verschwand wieder. Der Militarismus — das Wort blieb mir im Ohre haften.

Die Nationalversammlung schritt, nach langem parteipolitischen Schachern hinter den Kulissen, zur Wahl des Hauspräsidenten. Doktor David ging, wie vorher von den Mehrheitsparteien verabredet, als Sieger hervor. David, der Revisionist mehrerer Stadien. Was er, nach der Annahme der Wahl, dem Parlamente in wohlgesetzten Worten erklärte, war klug und gemessen. Ein Bekenntnis zur Demokratie und, in weitem Abstande, auch zum Sozialismus. Das konnte nicht weiter überraschen. Denn er ist im letzten Grunde eine Gelehrtennatur. Weniger Synthetiker als Analytiker. Ein Suchender, ein Forschender, der sich einen Homunculus von Sozialismus selber in der Retorte gebildet hat.

Ein Jahr vor dem deutsch-dänischen Kriege wurde er in einem Moseldorfe geboren. Als Bismarck sich anschickte, mit dem Schwerte die mitteleuropäische Landkarte zu korrigieren, war Eduard David noch ein Hosenmatz. Aber der Kriegsrausch jener Jahre hat sich ihm doch tief,

für sein ganzes Leben, eingeprägt. Der Vater war Beamter, war Kreisrentmeister, und im Hause ging es auch politisch sehr königs- und später kaisertreu zu. Eduard besuchte zuerst die Volksschule und wurde dann aufs Gymnasium nach Gießen geschickt. Mit achtzehn Jahren hatte er, ohne das Endziel erreicht zu haben, den Schulbetrieb zunächst satt, machte sich nach Berlin auf und ging, drei Jahre lang, in die kaufmännische Lehre. Aber dieser Schritt gereute ihn bald. Er kehrte auf die Schule zurück und machte, nach zweimal zwölf Monaten, in Bielefeld das Abiturium. Später als andre Kommilitonen kommt er auf die Universität nach Gießen, um Germanistik, Geschichte und Philosophie zu studieren. Eine Burschenschaft keilt ihn als Fuchs, und so sehr lebt er sich in die korporativen Ideale ein, daß ihm bald die Leitung der Burschenschaftlichen Blätter übertragen wird. Er promoviert inzwischen zum Doktor der Philosophie, wird Lehramtskandidat (jetzt würde man Studienreferendar sagen) und rückt schließlich zum Oberlehrer am Gießener Gymnasium auf. Mittlerweile war er einunddreißig Jahre geworden. Längere Zeit schon hatte er sich mit den sozialistischen Ideen beschäftigt und hier und da, in sozialdemokratischen Zeitungen, unter einem Pseudonym Artikel veröffentlicht. Es war die Zeit, da, nach der Aufhebung des Sozialisten-Gesetzes und nach der Proklamierung der kaiserlichen Februar-Erlasse, eine starke sozialistisch-naturalistische Welle die deutsche Intelligenz vorübergehend erfaßte. Auch David ließ sich von dieser Welle erfassen, trat der sozialdemokratischen Partei bei, schied aus dem Lehramt aus und begründete in Gießen die ‚Mittel-

deutsche Sonntagszeitung'. Ich habe in früheren Jahren gelegentlich Schüler und Kollegen von ihm gesprochen, und alle gedachten sie, mit einer gewissen feierlichen Ehrfurcht, seiner damaligen ideenreichen und idealistisch gerichteten Tätigkeit. Drei Jahre später beginnt sein Aufstieg in der Partei. Er wird als Redakteur an die ,Mainzer Volkszeitung' berufen und ist bald einer der gesuchtesten Mitarbeiter an sozialdemokratischen Zeitschriften und Tagesblättern. Auch in den hessischen Landtag wird er gewählt und bleibt ihm, bis 1908, zwölf Jahre treu.

Sehr bald nach seinem Übertritt in die Partei wählte ihn der sozialdemokratische Parteitag zu Frankfurt am Main in die Agrarkommission, um die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zu untersuchen und ein sozialdemokratisches Agrarprogramm auszuarbeiten. David stürzt sich mit Rieseneifer auf die neue Aufgabe, untersucht speziell die landwirtschaftlichen Verhältnisse Südwestdeutschlands und beginnt ein groß angelegtes Werk über Sozialismus und Landwirtschaft zu schreiben. ,Die Betriebsform' ist der erste Band (der einzige, der bisher, 1903, erschienen ist) überschrieben. Hier, beim Studium der Praxis, kam er zum erstenmal mit Karl Marx auseinander. Der und Karl Kautsky, der große sozialistische Medizinmann, Zeichendeuter und Dogmenausleger, prophezeiten, wie in der Industrie, so auch in der Landwirtschaft, eine unaufhaltsame Entwicklung zum Großbetrieb, zur Konzentration, bis eines Tages von selbst der in nur wenigen Händen zusammengefaßte Kapitalismus aller Art von der immer weiter verelendenden Masse übernommen werden würde. David sah, daß Marx

und Kautsky zum mindesten in der Agrargfrage irren, daß hier grade der Kleinbetrieb dauernd zu- und der Großbetrieb abnahm, und er hielt die Entwicklung zum Großbetrieb in der Landwirtschaft nicht einmal für nützlich. David war damit zum Revisionisten geworden. Bebel runzelte die Stirn.

Mehrfach kandidierte David in Mainz für den Reichstag. Immer vergebens. Erst 1903, nach dem Schutzzoll-Rummel, kam er hinein. Die Partei bestellte ihn zu ihrem Archivar. Er blieb der Bücherwurm, der Wissenschaftler der Partei. Ein kleines Männchen, frisch und intelligent, mit einem schon stark melierten Spitzbart und lang übergekämmtem strähnigen Haupthaar. Wenn er im Reichstage — öfters erst nach Bebels, des Revisionistenverfolgers, Tode — sprach, dann klangs feierlich und würdig ans Ohr. Ein Gemisch von Oberlehrer- und Pfarrer-Pathos, nur daß die Stimme ohne rechte Resonanz immer eine gewisse Rauheit hatte. Allmählich wandte er sich den Auslandsfragen zu, wurde von der Partei als Redner zum Etat des Auswärtigen Amtes vorgeschickt und machte, als der Weltkrieg ausbrach, Bethmann Hollwegs Kurs mit leichtem militärischen Einschlag mit. So sehr war er von Deutschlands Unschuld am Kriege überzeugt, daß er in einer besonderen Schrift Deutschlands Vorgehen rechtfertigte, häufig, auf einen Wink aus der Wilhelmstraße, auch die Koffer packte, um unter den Sozialisten des neutralen Auslands für Deutschland moralische Eroberungen zu machen. Man kann aber nicht sagen, daß er dabei viel Glück hatte. Der Militarismus hatte zum Tanz aufgespielt, und sie glaubten nun einmal draußen, jenseits der

Grenzen, auch nicht den deutschen Sozialisten, die in gutem Glauben mittanzten. Auch sein Memorandum für die sozialistische Konferenz der Neutralen, die einen großen internationalen sozialdemokratischen Kongreß vorbereiten sollte, begegnete unfreundlicher Kritik.

Das Übergangskabinett des Prinzen Max von Baden berief ihn als Unterstaatssekretär ins Auswärtige Amt, wo ihm die Zusammenstellung der diplomatisch-militärischen Kriegsdokumente übertragen wurde, die dann später, für eine Zeitlang, Kautsky in die Hand nahm. Und nun thronte er, einige Tage lang, in tadellos geschnittenem Cutaway auf dem hohen Präsidentenstuhle der deutschen Nationalversammlung. Aber schon wühlte und rumorte das Zentrum insgeheim und offen. Herr Fehrenbach, der letzte Reichstagspräsident, konnte aus gekränktem Ehrgeiz nicht mehr schlafen, und um ihm wieder seine Nachtruhe zu verschaffen und das Zentrum nicht zu verbittern, willigte die Sozialdemokratie in die Entthronung Doktor Davids.

Und schon breitete Herr Philipp Scheidemann, der erste deutsche Ministerpräsident, die Arme aus und rief: „Komm, liebster Eduard, zu mir!" Und David stieg von seinem Sitze und folgte, als getreuer Knecht seiner Partei, dem Rufe, um fortan Minister ohne Portefeuille zu sein, der Sprechminister, der in allen parteipolitisch zugespitzten Debatten für die Regierung und die Partei zugleich das Wort nahm und manchen Strauß mit der Rechten ausfocht. Immer und immer wieder geriet er wegen der „Schuldfrage" mit den Deutschnationalen aneinander und begründete mit besonderer Genugtuung auch (den viel zu spät

eingebrachten) Gesetzentwurf über den Staatsgerichtshof, der dann durch den Friedensvertrag mit seinen Auslieferungsbestimmungen und die Verfassung so rasch überholt wurde. Als Ende Juni 1919, vor dem Abschluß der Friedensverhandlungen, die Demokraten aus dem Kabinett ausschieden, übernahm, an Stelle des Herrn Doktor Hugo Preuß, er (vorübergehend) das Reichsministerium des Innern. Das große Verfassungswerk besang er in zwei wohlgefaßten Reden. Beide Male im Weimarer Nationaltheater: Einmal, als die dritte Lesung geschlossen und die Vorlage endgültig verabschiedet wurde, im Plenum des Parlaments, und das andere Mal bei einer besonderen Verfassungsfeier der sozialdemokratischen Partei, Arm in Arm mit Bach, Beethoven, Herder, Goethe und Schiller. Sie alle wurden von Doktor David in der Festrede als Paten des in halbjähriger Umarmung der Parteien entstandenen Geschöpfes aufgerufen. „Seid umschlungen Millionen ...“

Georg Gothein

Stelle dir ein Kaninchen vor mit einer sammetweichen weißen Haut, über die man streichelnd hingleiten möchte, und sieh dir dieses Tierchen an, wenn es sich unbeobachtet glaubt: schnuppernd und knabbernd an allem und jedem, buddelnd und wühlend mit flink schaufelnden Pfötchen, Neuland unter der breiten und banalen Oberfläche entdeckend. Und denke dir dieses Kaninchen zwanzig, dreißig Jahre ununterbrochen emsig bei der Arbeit, unter der Erdkruste Gänge und Schächte neuer Ideen, neuer Gedanken, freier Anschauungen grabend, setze ihm einen Nickelkneifer auf, und du hast Georg Gothein, den alten demokratischen Parlamentarier und Sozialisierungsminister a. D.

So ist er: klein, huschlig, arbeitend und wieder arbeitend, dabei immer trächtig von neuen Anregungen, von innerm Drang zu unaufhörlichem Handeln getrieben, kritisch und unerbittlich konsequent, aufrichtig sich und den andern gegenüber, mit sachlichem politischen und wirtschaftlichen Material von der Zehe bis an die dämmernde Glatze gefüllt. Trotz seinen bald zweiundsechzig Jahren hat er Lava im Leibe, Temperament, das sich redend und schreibend entlädt. Nur einen Fehler hat er: ihn packt der Stoff, den er beherrscht, meist so, daß er kein Ende findet. Seine Leitartikel, die er der Presse sendet, sind zwei, drei, vier Spalten lang, und der Redakteur streckt Hände

und Füße resigniert von sich. Seine Reden dauern ein, zwei Stunden und darüber, und selbst die Getreuesten ersticken schließlich unter der Fülle. Aber das ist eine Schwäche, die seiner echtdeutschen Gründlichkeit entspringt.

In Schlesien ward er zu einer Zeit geboren, da in Preußen die reaktionäre Landratskammer herrschte und, mit junkerlichem Draufgängertum, alles wieder rückwärts zu revidieren versuchte, was die achtundvierziger Revolution in schnellem Zugriff an Freiheit dem Bürgertum geschenkt hatte. Die bürgerlichen Demokraten standen, die Faust in der Tasche ballend, dabei und sahen ohnmächtig diesem Treiben zu, nachdem sie aus verzweifelter Opposition völlige Wahlenthaltung getrieben hatten. Und über alledem ein König, in dessen geistiges Geräder ein verwirrendes Stäubchen geraten war. In dieser politischen Atmosphäre wuchs der kleine Georg heran. Sicherlich hat er schon als Baby gegen dieses System gestrampelt, und sein Vater, Arzt in dem schlesischen Städtchen Neumarkt, verstand ihn. Denn damals waren in den kleineren Städten alle Ärzte und Kreisrichter liberal. Erst die geistige Bismarck=Seuche machte diesem politischen Kleinstadt=Spuk, in langen Jahren, ein Ende. Georg besucht das Gymnasium. Kein besonders hervorragender Schüler. Als er später gefragt wird, wie er sich eine Schulreform denkt, antwortet er spöttisch: „Der Unterricht ist aus der Schule zu beseitigen." Bezieht die Universität, studiert das Bergfach, macht das obligate Staatsexamen und klettert nun auf der steilen Beamtenleiter von Stufe zu Stufe aufwärts: Bergreferendar, Bergassessor, Bergrat, kommt aber über Schlesiens

montane Bezirke nicht hinaus. Zwischendurch ist er auch, eine Zeitlang, Generalsekretär des Oberschlesischen Berg= und Hüttenmännischen Vereins zu Kattowitz. Und dann gibts, mit einem Male, eine Zaesur. So hervorragend Gothein in seinem Fach auch war, so sehr man seine Arbeitskraft schätzte, so wenig gesinnungstüchtig war er. Er war den Leuten zu freisinnig, zu garstig oppositionell, und das konnten weder die großen Montan=Herren noch die Regierungsleute vertragen. Man versucht, ihn zu ducken, ihm die dummen Ideen aus dem Kopf zu treiben: Gothein bleibt aufrecht und verzichtet lieber auf Amt und Würden, als daß er seine Gesinnung wechselt. Eines Tages war er denn auch richtig draußen. Im Reich der Bureaukratie war kein Platz mehr für ihn. Er war Bergrat a. D. geworden.

Aber er fand sehr schnell einen neuen Wirkungskreis denn habt ihr Gothein auch nur eine Sekunde müßig gesehn?) und wurde Erster Syndikus der Handelskammer zu Breslau, wurde 1894, Stadtverordneter und kam zu Beginn dieses Jahrhunderts in den schlesischen Provinziallandtag, in das preußische Abgeordnetenhaus und, nicht zuletzt, auch in den Reichstag. Nun hatte er vier Podien — von der Kommune über die Provinz und den Bundesstaat bis zu der obersten Spitze, dem Reich —, auf denen er, unmittelbar eingreifend, mitarbeiten konnte an dem politischen Werden. Aber selbst das genügte seinem Tatendrange noch nicht. Neuland wollte er schaffen. Er trat in den Vorstand des Zentralvereins für deutsche Binnenschiffahrt, machte mit fieberndem Atem die heißen Kanalkämpfe mit und begründete (nebst vielem andern) den Handelsvertragsverein, der

für die Freihandels=Idee inmitten einer allgemeinen Zolltollheit Vorkämpfer war. Und daneben schrieb er Artikel, Broschüren und dicke Bücher. Worüber? Über alles: Zoll= und Wirtschaftsfragen, Agrarpolitik, Mittelstandssorgen, Militärprobleme, Koloniales, Etatssachen, Auslandspolitik und Verwaltungsdinge in buntem, flimmerndem Gemisch.

In den Wahlkämpfen und im Parlament schlug er eine scharfe Klinge. Hieb auf Hieb sauste auf seine Gegner nieder, denn er kannte die Racker von Junkern. In seinem abgelegenen pommerschen Wahlkreise, in Greifswald=Grimmen, haben sie ihm das Leben, weiß Gott, sauer genug gemacht. Mit allen Mitteln haben sie gearbeitet, der Landrat und der Regierungspräsident voran, um ihm, wenn er sprechen wollte, die Säle abzutreiben, ihn und seine Weggenossen als vaterlandslose Gesellen, als Vorfrucht der Sozialdemokratie undsoweiter hinzustellen. Und dennoch ist es ihnen nicht gelungen. Er setzte sich durch. Darüber ist das hellblonde Haar weiß geworden. Auf dem Haupt hat es sich schon stark gelichtet, obwohl es noch heute, wie sein Charakter, opponierend nach allen Seiten ausstrahlt, und sein etwas breit auslaufender kurzer Spitzbart konkurriert in seiner blendenden Farbe mit dem Schopf.

In der alten Partei, in der Freisinnigen Vereinigung und in der selig entschlafenen Fortschrittlichen Volkspartei wurde er von den kompromisselnden Häuptern als unbequem empfunden. Denen, die alles nur mit der Elle der Taktik messen, ging er zu sehr gradeaus. Er war absoluter Freihändler, meinetwegen Manchesterman, Junkergegner und Demokrat, und bei diesem Worte liefs den alten braven Fortschrittsmännern, den Kopsch,

Wiemer, Müller=Meiningen und Konsorten, eis=kalt über den Rücken. Und dann hatte er noch eine peinliche Angewohnheit, ihm war ein Zu=sammengehen aller demokratischen Richtungen von Rickert, Richter bis Bebel, die Voraussetzung für jede wirklich praktische Politik. Aber da kennt Ihr die Wadenstrümpfler und die Wasserstiefler schlecht, wenn Ihr glaubt, daß ihnen dieser Ge=danke eingeleuchtet hätte, der sich endlich 1912, nach der Zertrümmerung des Bülow=Blocks, durchzusetzen begann. Jene wollten, links und rechts um sich schlagend, ihren Weg allein gehen, fanden sich aber, auf die ersten Locktöne des Fürsten Bülow, bereit, mit den Konservativen zusammen einen erbitterten Kampf gegen die Sozialdemokratie und das Zentrum aufzunehmen. Gothein war damals in der unangenehmsten Lage. Er sah die Dinge, wie sie sich entwickeln würden, und konnte sie doch nicht, als einzelner, ver=hindern. Wenigstens das eine Gute hatte dieser Rückwärtskurs: er schmolz die drei Freisinns=splitter zu einem Ganzen zusammen und schuf Annäherungsmöglichkeiten zum linken Flügel der Nationalliberalen. Aber so weit ging Gothein nicht mit, daß er die Ausnahmebestimmungen des Reichsvereinsgesetzes damals mitmachte. Dagegen sträubte er sich mit Händen und Füßen.

Im Kriege war er Skeptiker. Er sah das Unheil voraus. Nicht bloß, weil er von jeher überzeugter Pazifist war, sondern weil er den preußischen Militarismus und Deutschlands wirtschaftliche Möglichkeiten und ihre Grenzen kannte. Er stemmte sich gegen den uneingeschränkten U-Boot=Krieg, setzte sich für einen rechtzeitigen Ver=ständigungsfrieden ein und hat im Hauptausschuß

des alten Reichstages gekämpft wie ein Löwe gegen die Desperado-Politik der Tirpitz und Ludendorff. Wiederum vergebens.

Und dann kam alles, wie es kommen mußte. Zusammenbruch, Revolution, bolschewistisches Aufflackern, Unruhe und wieder Unruhe. Bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wurde er gleich zweimal gewählt. In Pommern und in Breslau. Das pommersche Mandat mußte er aufgeben, und als in Weimar um die Ministerliste gewürfelt wurde, fiel auch das Los auf ihn. Das Reichsschatzamt wurde in zwei Teile zerlegt: in ein Finanzministerium, das alle Steuer- und Finanzangelegenheiten zu bearbeiten hat, und in ein Schatzamt, das mit der beginnenden Sozialisierung den immobilen Besitz und die Monopole des Reichs zu verwalten hat. Gothein wurde an die Spitze dieses noch nicht vorhandenen Reichsministeriums gestellt. Als ich ihn, einen Tag nach seiner Ernennung, sprach und ihn beglückwünschte, schüttelte er diese Gratulation gleichsam von sich ab. „Ich war so froh," sagte er, „als ich vor zwanzig, dreißig Jahren den Beamtenrock ausziehen durfte, und nun hat man mich als alten Mann gewaltsam von neuem verstaatlicht. Glauben Sie, daß einem dabei wohl zu Mute sein kann?" Vier Monate hielt ers in der neuen Position aus. Dann schieden die Demokraten aus dem Kabinett aus. Gothein wollte, gerade als Pazifist, unter keinen Umständen den Friedensvertrag unterzeichnen. Und so begab auch er sich wieder ins Parkett der Abgeordneten, noch ehe er eine eigene große Gesetzesvorlage hatte einbringen können. Er hatte, in den vier Wänden des Kabinetts, heftige Kämpfe mit dem Reichs-

wirtschaftsminister Wissel ausgekämpft, um dessen sozialistisch=merkantilistische Planwirtschaft zu=schanden zu machen. Das gelang ihm zwar, aber in seinem eigenen Ressort hatte er nur Vor=arbeiten leisten können und alles andere seinem Nachfolger, Doktor Mayer vom Zentrum, über=lassen.

Arthur Graf von Posadowsky-Wehner

Eine imposant ragende Ruine der wilhelminischen Aera. Ein Mann, der als Politiker immer danach gestrebt hat, über denDingen und Menschen zu stehen. Einer, der weiterblickend als seine Adelsgenossen, immer, wenn auch zögernd, die politischen Notwendigkeiten der Zeit gefühlt hat. Der Graf im Barte war stets ein aufrechter Aristokrat, der sich nicht scheute, umzulernen, das Gestrige zu verbrennen und mit bedächtigen Ruderschlägen zu neuen Ufern zu streben. Ich höre und sehe ihn noch im alten Reichstag als Staatssekretär sprechen. Ruhig, sachlich, eng mit dem Material vertraut, überlegen, Satz an Satz ohne Stockung fügend; und nur hin und wieder strich er mit einer Handbewegung der Nachdenklichkeit durch seinen üppig langen, aber wohlgepflegten und gestutzten Bart. Der Grandseigneur, auch im Geistigen.

In Glogau geboren. Anno 1845, als Friedrich Wilhelm der Vierte in Zenith seines romantischen Königtums stand. Der Vater war Oberlandesgerichtsrat. Nach dem juristischen Studium kam der Graf bald, in den ersten Jahren nach der Reichsgründung, als Landrat nach Wongrowitz und nach Kroeben und verwuchs hier, mit den hadernden Nationalitäten des Ostens. Mitte der achtziger Jahre wählte ihn der Posener Provinziallandtag zum Landeshauptmann. Der jugendliche Monarch,

Wilhelm der Zweite, besucht zur Zeit der deutsch-polnischen Versöhnungs-Aera unter Caprivi Posen, lernt den Grafen kennen und holt ihn sich als Staatssekretär ins Reichsschatzamt — ein gewaltiger Sprung. Damals war die Finanzierung des Reiches noch eine Kleinigkeit. Ein Mordskrach wurde geschlagen, wenn der Reichsschatzsekretär mal im Jahre fünfzig oder gar hundert Millionen Mark neue Steuern auflegte. Vier Jahre blieb der Graf in diesem Amte und siedelte dann ins Reichsamt des Innern über, das Reichsministerium gegen Sozialpolitik. Er entwickelte sich zunächst durchaus im Sinne der Scharfmacher, denen längst die ihrer Ansicht nach überstürzte Aufhebung des Sozialistengesetzes leid tat, und die nun bohrten und bohrten, um der roten Hydra durch einen großen Streich alle Köpfe auf einmal abzuschlagen. Die Zuchthaus-Vorlage, dieses Ausnahmegesetz gegen die Arbeiterschaft, wurde unter dem Jubel der Schlot- und Kraut-Barone eingebracht, und so sehr lag dem Grafen die Durchsetzung des Gesetzentwurfes am Herzen, daß er vom Zentralverband deutscher Industrieller sich zwölftausend Mark zustecken ließ, um eine rege Propaganda für die Gedankengänge des Gesetzes zu entwickeln. Der Graf nahm damals das Geld in gutem Glauben. Denn es handelte sich schließlich um eine sehr ernste Regierungssache, die man mit allen Mitteln zu fördern hatte. Dazu war man verpflichtet. Und eines Tages zog die Sozialdemokratie die ganze Geschichte ans Licht. Es gab im Parlament einen Gestank ohnegleichen. Die Linke, zum Teil auch das Zentrum verlangten den Kopf des Grafen samt Bart, Adlernase und herrisch blitzenden Augen. Aber der Kaiser sagte

sich: Nun grade nicht!, und Posadowsky überstand den Sturm. Die Zuchthaus-Vorlage war natürlich gefallen.

Innerlich begann er sich allmählich zu wandeln. Er war als Bureaukrat ins Amt gekommen und mußte nun, immer mehr selbst mit dem sozialen Leben in Fühlung tretend, erkennen, daß die Arbeiter und die Sozialpolitiker in vielem so unrecht nicht hatten. So wurde nach und nach aus dem Staatssekretär gegen Sozialpolitik ein beredter Vorkämpfer neuer sozialer Reformen. Dem Kaiser war er in seiner nachdenklichen, gewissenhaften und etwas trockenen Art persönlich kein angenehmer Umgang. Der Kaiser wollte, wenn seine Minister ihm Vortrag hielten, amüsiert sein. Dieser lange, hagere Graf aber war in seinem sachlichen Referat so schrecklich langweilig und wollte nimmer aufhören. Da zog denn der Kaiser, wenn der Graf kam, stets seine beiden Dackel hinzu, spielte mit ihnen und trieb sie gegen einander dem Vortragenden durch die Beine, höchst belustigt darüber.

Das war schon zu Bülows Zeiten. Der Graf trug sich mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Sozialgesetze und legte bereits den Grundriß, als er von Bülow Knall und Fall aus dem Amte gedrängt wurde. Die beiden konnten sich je länger je weniger ausstehn. Der eine schillernde Oberfläche, der andre sachliche Tiefe. Bülow für eine konservativ-liberale Paarung, Posadowsky dagegen, weil er für seine Sozialpolitik das Zentrum brauchte und wohl auch voraussah, wie diese parteipolitische Zwangsehe enden würde.

Nun war der Graf draußen. Der Kaiser ernannte ihn, ehrenhalber, zum Dechanten des

Hochstifts Naumburg, und so konnte er auch ins Preußische Herrenhaus einziehn. Er widmete sich bald vornehmlich dem Wohnungswesen: Heimstätten auf dem Lande, Kleinhäuser in der Stadt. Der gesundheitlich=sittliche Umbau des deutschen Volkes erschien ihm auf einer breiten sozialhygienischen Grundlage vonnöten. Als er in Bielefeld=Wiedenbrück von den Bürgerlichen als Reichstagskandidat 1912 aufgestellt wurde, machte er das Rennen, und der Sozialdemokrat Severing unterlag. Der Graf schloß sich keiner Partei an. Er blieb Einspänner, hielt sich aber stets nahe zur freikonservativ=christlich=sozialen Deutschen Fraktion. Häufig ergriff er nicht das Wort; wenn aber, dann lauschte ihm das ganze Haus.

Die Revolution hat ihn im tiefsten Innern aufgerüttelt. Er hatte jahrelang seinen konservativen Freunden zugeredet, nicht jede Wahlreform in Preußen einfach zunichte zu machen. Vergebens. Und nun war der Kladderadat ch da. Was sollte er machen? Feig zuhause bleiben und sich vor Sozialisten, Unabhängigen und Spartaciden hinter dem Ofen verkriechen? Dazu war er zu adelsstolz. Nein: nun alles zusammenschließen, was wenigstens etwas fortschrittlich im konservatiqen Lager denkt. So entstand, nach dem stillen Begräbnis der konservativen und der freikonservativen Partei, die Deutsch=nationale Volkspartei, deren Einpeitscher, Herr von Kardorff, indessen nicht in die deutsche Nationalversammlung kam. Alle Köpfe von früher fehlen. Voran die Heydebrand und Westarp. Nur Herr von Graefe, der Talmi=Junker aus Mecklenburg, war eins der wenigen Überbleibsel von früher. Posadowsky und Delbrück, die beiden frühern Staatssekretäre

des Innern, wurden die geistigen Lenker der Partei. Nicht eigentliche Konservative. Was aber hinter ihnen auf den Bänken der Rechten sitzt: wendet den Blick! Aus den Namenlosen will ich nur zwei herausgreifen, und Ihr wißt alles: Bruhn und Käthe Schirmacher.

Das Debut des Grafen in der deutschen Nationalversammlung war nicht eben glücklich. Es war eine einzige Sehnsucht nach dem alten Regime, nach Wilhelm dem Letzten, nach den preußischen Junkern, und was noch so alles drum und dran hängt, und es war eine antisozialistische Rede comme il faut. Die hätte er auch im Jahre 1897 halten können, als er noch Staatssekretär gegen Sozialpolitik war. Auch in seinen späteren Reden immer dasselbe Leitmotiv: Rückwärts, rückwärts ... Wie war die alte Zeit doch, ach, so schön.

Der Kreislauf seines Lebens scheint sich zu vollenden. Er kehrt zurück, von wo er einstens ausgegangen war. Schade. Er machte wohl Anläufe in seinem Leben, er war ehrlich und gradezu, aber über die Schranken, die ihm sein Adelstum und seine bureaukratische Laufbahn gesetzt hatten, kam er letzten Endes doch nicht hinweg.

Alfred Hugenberg

Weimar war, im März 1919, eine Zeitlang völlig vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Überall wurde gestreikt. Die Erfurter Kommunisten hatten die Schienen aufgerissen, so daß ein Zugverkehr nach dem Westen ausgeschlossen war. Halle war in den Händen der Aufständigen, und der Bahnhof ließ keinen Zug mehr ein= oder ausfahren. Die Verbindung mit Berlin war unterbrochen. Weimar lag isoliert wie eine Insel da. Tagelang kamen keine Briefe, keine Zeitungen, nichts, nichts, nichts. Denn auch der notdürftig zweimal am Tage aufrecht erhaltene Flugpostverkehr versagte wiederholt. Nur eins funktionierte noch: das Telephon, die Telegraphie und das Funken. In diesen Tagen nervöser Spannung brachen auch noch die schweren Unruhen in Berlin aus. Der Generalstreik ward proklamiert, und der Mob nahm die günstige Gelegenheit der allgemeinen Unsicherheit wahr, um zu rauben und zu plündern.

Die Herren in Weimar fingen allmählich an zu begreifen, was sie versäumt hatten. Sie lebten noch immer in dem Wahn, daß es sich bloß um eine politische Revolution handle, und daß die Nationalversammlung in einer neuen Verfassung die notwendigen Folgerungen daraus ziehen müsse. Aber wir waren schon längst über 1848 hinaus. In den vergangenen siebzig Jahren hatte eine rasend schnelle industrielle Entwicklung die soziale

Frage in den Vordergrund gedrängt, und jetzt, nach dem Umsturz des Bestehenden, verlangten die Arbeitermassen, kräftig mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß man sich der sozialen Forderungen erinnere. Das Reichskabinett trat zusammen. Die Parteien steckten, aufgeschreckt aus ihrer Ruhe, die Köpfe zusammen, und über Nacht wurde man sich einig, daß unbedingt sofort etwas geschehen müsse. Die Sozialisierungsgesetze wurden eingebracht. Rahmengesetze. Steine statt Brot. Keine Vergesellschaftung der Produktion. Nur Zukunftswechsel darauf. Staatsmonopole. Gemeinwirtschaften. Hilflos verwässerter Marxismus. Keine neuen Ideen. Die Mehrheitssozialdemokratie jauchzte, etwas outriert, das Zentrum lächelte, und die Demokratie hatte, ehe der Hahn dreimal gekräht, ihre wirtschaftspolitischen Ideale „gestreckt". Sie war der Gefangene im Käfig der Mehrheitsparteien.

Da sprang die Rechte auf; und während die Konservativen früher, den Fußstapfen Professor Ruhlands folgend, für eine Knebelung des Handels, für eine gewisse Staatswirtschaft geschwärmt hatten — jetzt wurden sie zu Hütern des heiligen Grals der freien Wirtschaft. Kein Zurückweichen vor der Straße! Keine Konzession! Rücken steif, Kopf hoch und dann hinweg über das Meer von Blut, Aufruhr und Kommunismus! Vielleicht lächelte dahinter schon der lichte Morgen der Restauration, des alten reaktionären Zustandes.

„Der Abgeordnete Hugenberg hat das Wort ..."

Eben hatte Henke gesprochen, einer der Führer des Bremer Aufstandes, hatte wilde Anklagen wider Regierung und Parteien gerichtet und umfassende Sozialisierungen gefordert. Die äußerste

Linke, die ein, zwei Dutzend Menschen in der Ecke unter dem Vorbau des ersten Ranges, hatten zustimmend gelärmt, das Parkett rechts und in der Mitte hatte sich in heftigen Zwischenrufen zur Wehr gesetzt, und nun war, als aus dem Munde des Präsidenten Fehrenbach der Name Hugenberg fiel, plötzlich Stille eingetreten. Alle reckten sie die Hälse, um sich diesen Mann, den Typ des Scharfmachertums, der Kriegsindustrie, des Alldeutschtums anzusehn.

Eine große, stattliche Erscheinung. Blond. Hochgekämmtes volles Haar. Dabei schon fünfzig. Ein flotter Schnauzer unter der Nase. Kluge, bestimmte Augen. Sonst nichts Auffälliges. Kein markantes Antlitz. Keine hervorstechenden Züge. Ein nicht unsympathisches Gesicht, das, photographiert, jedem Bewerbungsschreiben eine empfehlende Folie geben würde: Netter, anständiger Kerl.

Und nun legt Hugenberg los. Er spricht breit und quadratisch. Spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Gradlinig offen: „Wenn man als Unbeteiligter die Vorgänge beobachten könnte, die sich auf diesen die Welt bedeutenden Brettern abspielen, so würden auch manche Dinge, die hier als Lichtblick betrachtet werden, bewertet werden müssen als Zersetzungserscheinungen. Meine Partei wird, entsprechend ihrem Programm, mit jeder Art Sozialisierung einverstanden sein, für die überwiegende Gründe des Gemeinwohls sprechen. Man kann aber nicht so sozialisieren, wie die beiden Gesetzentwürfe es wollen. Man kann nicht eine deutsche Gemeinwirtschaft schlechthin schaffen. Wir stehen grundsätzlich auf dem Boden der freien Wirtschaft als der besten Nährmutter des Wohlstandes und der geistigen und sittlichen Kul=

tur. In diesem Sinne sind wir es auch, die heute am klarsten den Gedanken der Sozialpolitik vertreten." Nach dieser sozialpolitischen Selbstempfehlung lacht die Unabhängige Sozialdemokratie plötzlich grell auf. Hugenberg als Sozialpolitiker! Aber er läßt sich nicht stören. „Kapitalisten sitzen auch in Ihren Reihen", schnellt er den Gegenpfeil ab, und dann setzt er sich, recht temperamentvoll, mit der staatlichen Zwangswirtschaft auseinander. „Das deutsche Volk will wieder ehrlich werden", schreit er auf, „ohne freie Wirtschaft gibt es aber keine Ehrlichkeit." Wieder rumort es links. Die Rechte jubelt. „Den Aufstieg der tüchtigen Arbeiter haben grade wir in der Industrie von jeher gefördert. Wenn aber der Weg dieser beiden Gesetze beschritten wird, dann werden nicht die Organisatoren in den Vordergrund treten, sondern die Redner, diese gefährlichste Klasse der Menschen." Stürmische Heiterkeit. Und dann, am Schlusse, grau in grau: „Das russische Muster tritt uns in den Gesetzen deutlich entgegen. Neue Generalstreiks werden folgen, und das wird so fortgehn bis zum Chaos ..."

Der Eindruck der Rede, wie man sich auch politisch zu ihr stellen mag, ist stark. Ein Mann. Ein robuster Charakter. Ein Stiernackiger, der aus all den Vorgängen des militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs, der Revolution und des Kommunismus nichts lernen will. Ein Eisenstirniger, der Anklage erhebt, wo er selbst unter schwerster Anklage steht. Und doch wenigstens ein Mann unter Mollusken und Taktikern.

Hugenberg hat eine eigenartige Laufbahn hinter sich. Er ist freilich kein Selfmademan im landläufigen Sinne: etwa zuerst Schuhputzer und

dann rasch von Stufe zu Stufe bis zum Generaldirektor. O nein. Er ist der musterhafte königlich preußische Beamte, der jedes Stäubchen der Unkorrektheit an seinem Rock abzupusten pflegt. Erziehungsgang? Privatunterricht. Ratsgymnasium in Hannover, seiner Vaterstadt. Studium der Rechte in Göttingen, Heidelberg und Berlin. Referendar am Oberlandesgericht Celle. Beurlaubt trieb er zwischendurch volkswirtschaftliche Studien unter Professor Knapp in Straßburg und erwarb sich mit einem Buche über die Besiedlung der nordwestdeutschen Moore den Doctor rerum politicarum. Darauf ging er zur Verwaltung über, machte den Assessor, wurde stellvertretender Landrat in Wesel und wurde dann auf ein Lustrum, in den neunziger Jahren, als Regierungsassessor der Ansiedlungskommission in Posen zugeteilt, die damals Herr von Wittenburg als Präsident leitete. Hier begann der Aufstieg. Man wurde auf den energischen und selbstsichern Beamten aufmerksam. Zwar ging er noch einmal nach dem Westen, um Dienst im Oberpräsidium von Kassel zu tun, dem der frühere Kultusminister Graf Zedlitz-Trützschler vorstand, aber schon nach dreiviertel Jahren holten sich ihn die Posener zurück. Er schied aus dem Staatsdienst aus und übernahm, kurz entschlossen, die Verbandsleitung der Raiffeisengenossenschaften. Hier hat er, auf hart umstrittenem Nationalitätenboden, wirklich nicht Alltägliches geleistet. Er packte frisch zu, wurde zu einem Organisator großen Stils und förderte die deutsche Ansiedlung durch eine weitblickende Genossenschaftspolitik nicht wenig, wenn er auch politisch stramm in Bülows unseligem Antipolenkurse segelte. Drei Jahre indessen nur hielt es

ihn auf diesem Posten (den nach ihm Leo Wegner einnahm), und er kehrte als Vortragender Rat im preußischen Finanzministerium an die Staats=krippe zurück. Herr von Rheinbaben war ihm ein wohlwollender Chef.

Doch auch hier wollte er nicht vertrocknen. Der Weg zum Ministerialdirektor oder gar Unter=staatssekretär war zu weit und mit zu viel Mühen und Bücklingen zu erkaufen. Seine Ehe mit der Tochter des genialischen Frankfurter Oberbürgermeisters Adickes öffnete ihm mit einem Schlage ganz neue Perspektiven. Nicht daß sie ihm eine goldschwere Mitgift mitgebracht hätte. Nein, sie gab ihm mehr: einen voll beladenen Wagen mit Konnexionen. Denn der Einfluß von Adickes strahlte nach allen Windrichtungen aus. Bald war Hugenberg Direk=tor der Berg= und Metallbank in Frankfurt am Main, und schon zwei Jahre darauf berief ihn Herr Krupp von Bohlen=Halbach an die Spitze des Direktoriums der Friedrich Krupp A.=G. in Essen. Am ersten Oktober 1909 trat er sein neues Amt an. Er hatte es geschafft.

Neun Jahre hat er hier ausgehalten. Ein Industriekapitän großen Stils. Ein moderner Organisator. Das Werk wuchs zusehends unter seinen Händen. Immer neue Anlagen entstanden. Eine gefällige Presse schürte die für Krupp recht einträgliche Kriegskonjunktur. Rüstungen über=all, und die Gewinne kletterten riesenhaft hinauf. Hugenberg strahlte. Seine Verdienste wurden auch höhern Orts gewürdigt. Beim Hundertjahrs=jubiläum der Firma hängte ihm S. M. den Roten Adlerorden dritter Klasse mit Schleife um. Wenn Hugenberg nach Berlin kam, in die Reichsämter, die Ministerien, die Industriebureaus, machten sie

die Rücken krumm. Alldeutscher Verband, Flottenverein, Wehrverein buhlten um seine klingende Gunst. Eine Hand wusch die andre.

Da gabs eines Tages etwas recht Peinliches. Karl Liebknecht zog, ein Jahr vor dem Kriege, unbarmherzig den Schleier von dunklen Machenschaften der Firma Krupp, von Bestechungen der Herren Brandt und Konsorten, die Industriespionage im Kriegsministerium getrieben und in Geheimberichten das Direktorium über die vertraulichen Absichten der Militärverwaltung auf dem Laufenden gehalten hatten. Im Reichstag fürchterlicher Stank. Der Kriegsminister, Herr von Heeringen, versuchte zunächst, sich schirmend vor Krupp zu stellen. Vergebens. Hugenberg griff in Interviews höchstselbst ein: „Verrat militärischer Geheimnisse? Unsinn!" „Bestechung höherer und niederer preußischer Beamter? Es ist im Grunde die übliche sozialdemokratische Art von moralischer Guillotine, bei der es nicht darauf ankommt, was man verbrochen hat, sondern ob man in das System hineinpaßt. Und das tun wir Gott sei Dank nicht!" „Der Firma sind seinerzeit aus dem Kriegsministerium Vorwürfe gemacht worden, daß sie den ‚Kleinkram' vernachlässige. Da hat man natürlich vor allem das Bedürfnis nach besserer Information über alles empfunden, was auf diesem Gebiete in Betracht kam, einschließlich der Konkurrenzpreise, und hat Herrn Brandt als Bureaubeamten der Berliner Vertretung und zur besonderen Beobachtung dieses Kleingeschäfts nach Berlin gesetzt."

Sela. Mit einer großen Geste der Wurstigkeit schritt Hugenberg über die Anklagen hinweg. Und dann ging er zum Angriff vor. Die politische

Polizei in Essen wurde veranlaßt, in den Bureaus der Gewerkschaften und in der Redaktion des sozialdemokratischen Organs Haussuchungen vorzunehmen, angeblich um (geringfügigen) Unterschlagungen eines Gewerkschaftssekretärs nachzugehn. Aber dazu pflegt man doch nicht die politische Polizei mobil zu machen. In Essen raunte man, daß die Polizei sich Material über etwelche Indiskretionen im Betriebe Krupps verschaffen wolle. Das Schlachtbild wurde so völlig verschoben: statt der Frage, ob die Enthüllungen Liebknechts zuträfen, wurde die Frage nach Liebknechts Gewährsmännern in den Vordergrund gerückt. Aber noch nicht genug damit. Der Kriegsminister hatte sich in der Abwehr Liebknechts nicht weitgehend genug für Krupp ins Zeug gelegt. Der Berliner Lokalanzeiger nannte das Verhalten des Herrn von Heeringen „merkwürdig" und forderte im Namen der Armee seinen Rücktritt. O ja, es war gefährlich, mit der Firma Krupp samt ihren freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser anzubinden.

Und dann kam der Krieg. Hugenberg und mit ihm die gesamte Rüstungsindustrie zählten sich zu den wildesten Kriegsfanatikern und Annexionisten. Aber als der neunte November auch die Grundlagen der Kruppschen Werke erschütterte, zog er sich schnell von seinem nunmehr recht undankbar gewordenen Posten in den Ruhestand zurück. Er hatte genug gesät und genug geerntet. Procul negotiis wollte er den Rest seines Lebens auf einem Gute bei Rinteln, das er sich gekauft hatte, verbringen und der Politik als Passion sich widmen. Dank seiner reichen Geldmittel ließ er sich von der Deutschnationalen Volkspartei

gleich zweimal als Kandidat für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung aufstellen und wurde gewählt.

Und nun spielt er das große Piston des deutschnationalen Moraltrompeters von Säkkingen: „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen" — wenn alles: Rüstungskapital, Kriegsrausch und Reaktion beim alten geblieben wäre!

Aber es hat nicht sollen sein ...

Luise Zietz

Ein revolutionärer Typus. Bleiche, poröse, käsig gelbe Wangen, die von Entbehrung und schlechter Wohnung erzählen. Ein wild flackerndes Auge. Nur beim Sprechen, beim agitatorischen Reden vor einer Versammlung huscht ein Strahl des Geistigen über ihr Antlitz. Dann glühen ihre Augen wie elektrische Flämmchen. Der Gesichts=ausdruck bekommt etwas Unheimliches, Megären=haftes. Eine Hinterhaus=Atmosphäre strömt von ihr aus. Alte Häusergiebel, kleine Fenster, dunkle Gänge, die Arbeitermassen: Männer, Frauen und Kinder, auf die Straße speien, treten vor unsre Phantasie. Die Rednerin hat sich inzwischen in Ekstase geredet. Barrikaden türmt sie. Hand=granaten schmeißt sie. Auf zum Sturm gegen den Todfeind Kapitalismus.

In Bargteheide wurde sie einst, am fünfund=zwanzigsten März 1865, geboren. Eine Holsteine=rin. Ihre Jugend verlief durchaus eintönig. Tag=aus, tagein dasselbe stille und gedrückte Wachs=tum im proletarischen Rahmen. Zuerst ging sie auf die Volksschule und besuchte dann die Fröbel=schule, um sich als Kindergärtnerin ausbilden zu lassen. Mit siebenundzwanzig Jahren trat sie zur Sozialdemokratie über. Die Kleinkindererziehung genügte ihr nicht mehr. Sie wollte fortan die großen politischen Kinder, die Frauen, erziehen. Denn in jenen Tagen, 1892, steckte die politische Frauenbewegung noch in den ersten Anfängen.

Vom eigentlichen politischen Leben waren die Frauen ausgeschlossen, da sie politischen Vereinen und Organisationen nicht angehören durften. In der Partei legte sie nun los. Auch hier war zu jener Zeit das Interesse für die Frau nur recht mäßig. Kräftig wurden die Ellenbogen gebraucht, um sich, und seis mit Gewalt, durchzusetzen. Reden und wieder reden. Schreiben und wieder schreiben. Die Frauen mußten aufgerüttelt werden. Ihre (geistig und stilistisch überaus bescheidenen) paar Flugschriften sind Zwiegespräche. In einfachster, mütterlich zuredender Form appelliert sie hier an das soziale und politische Gewissen der Arbeiterin. Eine kleine Stichprobe aus der Schrift: ‚Die Frauen und die Reichstagswahlen', und Ihr habt ihres Wesens Kern erfaßt:

Frau Arndt: Denken Sie, gestern war ich in der Zentrumsversammlung, was sagen Sie dazu?

Frau Berndt: Ach, gehen Sie, da läßt man doch gar keine Frau herein.

Frau Arndt: Ja, ich war auch nicht als Gast da, sondern habe der Wirtin am Büfett helfen müssen, und da habe ich vieles hören können. Da ist aber auf die Sozialdemokratie geschimpft worden, und Redefreiheit gab man nicht, die Sozialdemokraten konnten deshalb nicht antworten. Ein junger Kaplan redete zum Schluß und behauptete, die Sozialdemokratie wolle Ehe und Familie zerstören und die freie Liebe einführen.

Frau Berndt: Ich kann es immer gar nicht fassen, daß gebildete Leute solch blödsinnige Verleumdungen fortgesetzt wiederholen und — daß es noch immer Dumme gibt, die das glauben. Wo grade Sozialdemokraten alles tun, um dem Arbeiter ein Familienleben zu sichern, ihm ein Stück Familienleben wiederzugeben, während der Kapitalismus es ihm raubte.

So, in diesem Jargon gehts weiter. Kleinstes Niveau. Aber darin lag auch gar nicht ihre Stärke. Rednerin und Organisatorin wollte sie sein. Und

darin leistete sie auch etwas. Als die politische Vereinssperre für die Frauen fiel, als das Reichsvereinsgesetz vom Bülow=Block beschlossen war, ging sie mit großem Elan an die Organisation der Frau in der sozialdemokratischen Partei. Ein steiniges Feld, das beackert werden mußte. Nur langsam konnten die Früchte reifen. Aber sie ließ sich nicht entmutigen. Mit Klara Zetkin, die radikaler noch als sie war, geriet sie heftig aneinander. Die Erde hatte nicht Platz für zwei so selbstbewußte, so draufgängerische Geister wie diese beiden. Rosa Luxemburg nahm für die Zetkin Partei. Aber Luise Zietz war nicht unterzukriegen. Ihr Haß brannte, in seiner weißen Glut, der Zetkin Löcher in die Seele. Lest in Lily Brauns ,Memoiren einer Sozialistin' die Charakteristik der beiden, die unter Decknamen auftreten, nach und ergötzt euch dran.

Das Vertrauen der Massen berief sie bald in den Parteivorstand. Sie und Haase vertraten den linken Flügel. Während des Krieges gab es hier fortwährend heftige Auseinandersetzungen zwischen links und rechts, und, weiß Gott, Luise Zietz war nicht zahm. Mit Dreschflegeln schlug sie auf ihre zahmeren Parteigenossen ein. Die Furie der Partei. Und dann kam der große Krach. Die Linken marschierten ab, um eine besondere Arbeitsgemeinschaft zu bilden, aus der sich nachher die Unabhängige Sozialdemokratie entwickelte. Luise Zietz vorneweg. Jetzt wurde ihr Sinnen und Trachten ausgesprochen revolutionär. Anders als durch eine Revolution, sagte sie sich, kann der schreckliche Krieg nicht überwunden werden. Aber der Militäroberbefehlshaber langte nach ihr und steckte sie eine Weile in Schutzhaft. Als im

Sommer 1917 der erste Matrosenputsch mißlang, in dem auch sie ihre Hand stecken hatte, schrieb sie ganz entrüstet an die zaghaften Führer der Partei: „Ihr Parteimänner seid Schlappschwänze und Scheißkerle. Die Matrosen, das sind ganze Kerle ..."

Am neunten November 1918 schien sich ihr Traum zu erfüllen. Die Revolution war da. Aber sie verlief nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Die Mehrheitssozialdemokratie „sabotierte" sie. Also neue Kämpfe. Neue Eroberungen. Luise Zietz war mit Leib und Seele dabei: Immer feste druff! Kampf den Mehrheitssozialisten bis aufs Messer. Die Unabhängigen des dritten Berliner Wahlkreises wählten sie in die deutsche Nationalversammlung. Hier, in der linkesten Ecke, ist sie der andauernd aus dem Häuschen schnellende Hund, der in immer neuen Zwischenrufen jeden Redner ankläfft. Schmeichelworte sinds nicht, die sich von ihren Lippen lösen. Noske, ihr Parteigenosse von vorgestern, bekam einen „Lügner", einen „Lump", einen „Mörder" von ihr an den Kopf geworfen. Aber man kann schließlich nicht verlangen, daß ein Krater Schlagsahne von sich gibt.

Maximilian Pfeiffer

Er ist die Venus von Milo des Zentrums. Das ästhetische Prachtexemplar. Der schöne Mann und die schöngeistige Seele. Der Bravourredner mit der großen Geste. Der Schauspieler. Der lyrische Tenor. Kurz: der Kunstpfeiffer der Christlichen Volkspartei. Ein bartloses, etwas volles Gesicht. Große, lebhafte Augen. Schwarzes, strähniges, nach hinten gekämmtes Haar. Eine mittelgroße, gedrungene Gestalt. Beliebt bei den katholischen Männern und Frauen und Jungfrauen in Versammlungen und auf Kirchfesten wie kaum eine andre weltliche Zentrumsleuchte, denn es ist ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Eine mächtige, rhetorisch gepflegte Stimme weiß die Sätze mit Geist und Witz auszustatten. Den Damen schwillt der Busen unter dem Mieder, und alle sagen, in allen Lebensaltern: Gott, wie himmlisch! Lohengrin.

Einmal reckten sich auch im alten Reichstag die Hälse. Wie aus einer andern Welt war er plötzlich hereingekommen. In einer grünlich schimmernden Wehr schritt er, mit klirrendem Säbel, daher. „Wos ist denn dös? Wie schaut denn unser Kunschtpfeiffer aus?" so fragten seine bayrischen Weggenossen, indem sie die Köpfe zusammensteckten. „Ach", klärte er rasch diesen Zwischenfall auf, „das ist doch nur meine Uniform als Königlich Bayrischer Hof= und Staatsbibliothekar." Alle lächelten vergnügt und er mit.

Drei Tage vor der Weihnacht des Jahres 1875 ward er in einem frommen katholischen Hause zu Rheinzabern in der Pfalz geboren. Ein aufgeweckter Junge. Die Eltern schickten ihn in das humanistische Gymnasium zu Speyer, das er korrekt durchlief, und ließen ihn dann in Berlin, Heidelberg und München klassische Philologie, vergleichende Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte studieren. Dann machte er seine Lehramtsprüfung für philologisch-historische Fächer und trat im November 1899 bei der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München als Volontär ein. Rasch rückte er auf. Schon ein Jahr danach wurde er Praktikant, dann Assistent (o, diese wohlweise, vorsichtig ausgeklügelte Königlich Bayrische Beamtenrangordnung!), kam 1903 als Sekretär an die Königliche Bibliothek in Bamberg und wurde nach langen sieben Jahren Kustos. Eine gemütvolle Zeit in Bamberg. Eine Zeit geistiger Klärung und Vertiefung. Die vielen Kirchen. Die alten Häuser mit ihren verträumten Höfen. Der hoch ragende Dom. Die halbvergessene Benediktiner-Abtei auf dem Sankt-Michaelsberg. Mittelalterliche Kunst und Kultur auf Schritt und Tritt. Und dann, in dem ehemaligen Jesuitenkollegium, die Königliche Bibliothek selbst mit ihren dreimalhunderttausend Bänden, mit ihren Pergamentschriften der Bücherei weiland Kaiser Heinrichs des Zweiten, mit ihren Meß- und Gebetbüchern aus der Karolingerzeit, mit ihrer Alkuinsbibel, die einst für Karl den Großen geschrieben wurde, und mit ihren tausenden von Inkunabeln. Mein Gott, da sollte sich einem nicht das Herz öffnen für all die Romantik der allein seligmachenden katholischen Kirche!

Pfeiffer ging aber in dem Bücherstaub nicht unter. Zwar verfaßte er einige Schriften über entlegenere Fragen: ‚Die Säkularisation in Bamberg' und ‚Einzelformschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Königlichen Bibliothek zu Bamberg'. Aber im Grunde genommen war und blieb er, trotz allen archivalischen und historischen Studien, ein moderner Mensch, der sich mit allen Zeitfragen irgendwie auseinandersetzen mußte. Ein Temperamentsmensch. Ein Mann voll Leidenschaft und Pathos in der fiebernden Seele. Ein Mann der Literatur. Unzählige Essays über alle möglichen Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Literatur, Politik und Soziales entflossen seiner Feder. Um die Jahrhundertwende begründete er die Deutsche Literaturgesellschaft zur Pflege und Förderung katholischer Dichtung. Allmählich rutschte er indessen in die Politik hinein. 1907 ließ er sich in Kronach-Lichtenfels als Kandidat aufstellen und wurde allsogleich gewählt. Seitdem ist er, ohne jede Unterbrechung, dem Parlament treugeblieben, und auch in die Nationalversammlung haben ihn die Zentrumsmänner entsandt. In der Fraktion kam er rasch vorwärts. Zu Matthias Erzberger hielt er in treuer Freundschaft: „Wo du hingehest, da will ich auch hingehn; wo du bleibst, da bleibe ich auch." Seiner gewandten und klugen Feder wegen wurde er zum Schriftführer erst der Fraktion und schließlich auch des Parlaments gewählt. Die Zentrumspartei ernannte ihn zu ihrem Generalsekretär. Enge Fühlung hielt er stets mit der Presse. Er selbst gab eine demokratische Wochenschrift auf christlicher Grundlage: ‚Welt und Heim' heraus, und viele Flugschriften der Partei verraten seine Autorschaft.

Als Adolph Hoffmann das Zepter im Preußischen Kultusministerium führte, als er, Hals über Kopf, die Kirche und die Schule umkrempeln wollte, fing die katholische Volksseele zu „kochen" an. Ein neuer Kulturkampf drohte auszubrechen. Protestversammlungen in Ost und West. Demonstrationen überall. Die Geistlichkeit schürte den Brand. Depeschen hagelten täglich zu Hunderten auf das Ministerium nieder. Pfeiffer hatte alle Hände voll zu tun, um diesen Proteststurm zu organisieren: die Kirche war in höchster Gefahr. In diesem Zeichen berief er auch, so um die Weihnachtstage 1918, eine Riesenversammlung in Berlin ein. Flammende Reden. Glühende Proteste. Einstimmig mit drohend erhobenen Händen gefaßte Entschließungen. Und dann wälzte sich das katholische Volk demonstrierend durch die Straßen Berlins. Männer, Frauen, Jungen, Mädchen, Kinder. Geistliche in schwarzen Talaren. Nonnen in langem Zuge. Fromme Schwestern. Verspätete Jungfrauen. Lehrer. Arbeiter. Voran eine schwarz-rot-goldne Fahne. Pfeiffer an der Spitze. Der Kreuzzug gegen Adolph, den Zehn-Gebote-Mann. Jetzt waren sie unter den Linden vor dem Kultusministerium. Gemurmel. Lärm. Krach. Pst. Ansprache. Tausende von Händen geballt zum Himmel gestreckt. Neues Rhabarber. Unruhe. Tosender Orkan. Tumult. Einige handfeste Kerle laufen vor. Zerren an der vergitterten Pforte. Der zitternde Pförtner wird herausgeklingelt. Ein Meer von Menschen vor ihm. Die katholische Volksseele kocht, wild schäumend, bereits über. „Wo ist Adolph Hoffmann? Wo ist er? Wo?" Einer schreits. Zwei. Drei. Zwölf. Hundert. Tausend. Der Pförtner stammelt hilflos: „Ich weiß es nicht."

„Dann holen wir uns ihn!"

Gesagt, getan. Die Handfesten strömen herein. Pfeiffer wird mithineingedrängt. Und nun beginnt ein Fragen und Suchen. Hoffmann hat sich dünn gemacht, hat rechtzeitig einen strategisch klugen Rückzug angetreten. Sie finden ihn nicht und müssen unverrichteter Sache wieder abziehen. Anklagen und Verwünschungen sausen, als die Späher achselzuckend aus dem Bau heraustreten, wie Peitschenhiebe von neuem aus dem Chor der Menge auf das Kultusministerium nieder. Der Zug setzt sich in Bewegung, biegt in die Wilhelm-Straße ein, und Maximilian Pfeiffer hält die Schlußansprache.

Das Zentrum sah mit einem Male, welche Macht es, auch rein zahlenmäßig, in der Reichshauptstadt besaß. Bei den Wahlen der Nationalversammlung stellte es daher in allen Berliner Wahlkreisen eine eigne Zentrumsliste auf, entfaltete eine umfangreiche Agitation, schob das Allgemein-Christliche hervor, warb mit Erfolg auch unter den Evangelischen und brachte richtig je einen Kandidaten, darunter Pfeiffer, durch. Das Zentrum war auch aus den Revolutionsstürmen so gut wie unversehrt hervorgegangen.

Pfeiffers stille Liebe gilt dem Theater. Ihm widmet er sein besonderes Interesse. Lebhaft beteiligte er sich an den Vorarbeiten für ein Reichstheatergesetz, und als der Theaterkulturverband ins Leben trat, war Pfeiffer, trotz den antisemitisch-muckerischen Tendenzen gewisser Kreise, einer der ersten, die ihn propagierten.

Ein Gemisch von Künstler, Ethiker und Politiker und ein bißchen Geschäftsmann dazu. Eine nicht üble Packung.

Hugo Preuß

Das Telephon klingelt schon wieder.

„Bitte."

„Hier Reichsamt des Innern. Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär läßt fragen, ob Sie auf eine halbe Stunde zu einer Besprechung herüberkommen würden."

„Ich komme ..."

Im Hause Wilhelmstraße 74 hat sich trotz der Revolution nichts verändert. Nur in das geräumige Amtszimmer des Staatssekretärs ist ein neuer Herr eingezogen. Herr Trimborn, der Zentrumsmann, ging, und Herr Preuß, der Demokrat, kam. Sonst ist, äußerlich, alles beim alten geblieben. Im Vorzimmer hängen die Kupfer der preußischen Könige von dem weichlichen Friedrich Wilhelm dem Zweiten, dem unwürdigen Nachfahr des großen Fritz, bis zu dem andern zweiten Wilhelm, der sich selbst und das Hohenzollerngeschlecht um Krone und Zepter gebracht hat. An den andern Wänden prangen Schlachtenbilder von Menzel: hier hat sich Friedrich in einem schäbigen Mantel mitten unter den Soldaten am wärmenden Lagerfeuer hingekauert; dort bläst, nach der Schlacht bei Zorndorf, ein Kürassier hoch zu Roß zum Sammeln. Und siehe, da steht auch noch auf einer massigen Marmorsäule die Porträtbüste des Herrn von Bötticher in Bronze. Ach, wo sind die Zeiten hin, da Bismarck ihn, den ersten Staatssekretär des Innern, aus dem Welfenfonds sanierte, als

der bankdirektoriale Herr Schwiegervater in Schwierigkeiten geriet, da Herr Bötticher, Morgenluft witternd, gegen Bismarck für Wilhelms des Zweiten sozialreformerische Ideen Stellung nahm und so nicht bloß den Schwarzen Adler errang, sondern sich glücklich vom alten zum neuen Kurse hinüberrettete. Siebzehn Jahre waltete er seines Amtes, bis 1897. Dann trat der Graf im Barte, Posadowsky, an seine Stelle, ders auf ein Dezennium brachte. Und darauf folgten in ziemlich raschem Wechsel die Bethmann Hollweg, Delbrück, Helfferich, Schwander, Trimborn und zuguterletzt Preuß, nachdem man diesem Ungetüm von Amt während des Krieges mehrere neue Reichszentralen abgezweigt hatte: Kriegsernährungsamt, Reichswirtschaftsamt, Reichsarbeitsamt und Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung.

„Der Herr Staatssekretär läßt bitten ..."

Doktor Preuß hat nichts von seinem lebhaften Temperament, seiner raschen Initiative und seiner flinken und beweglichen Art, sich unzweideutig mit den Menschen und Dingen auseinanderzusetzen, verloren.

Er ist, er will ein Kämpfer sein. Ohne Dreinschlagen gehts nicht. Das hat er von früher Jugend an so gehalten. Rasch pflückte er sich als Staatslehrer literarische Lorbeeren. Aber in der akademischen Karriere kam er nicht weiter. Privatdozent und dann, höchstens, außerordentlicher Professor. Warum? Das braucht man nicht erst zu sagen. Er hatte zwei unangenehme Eigenschaften: er war nicht „rassereiner Abkunft", und er war Demokrat. Immer dieselbe Komödie unter dem alten Regime. Manch einer ist darüber geistig und seelisch zugrunde gegangen. Was

tats! Preuß war, Gott sei Dank, robust und hielts, wenns gar zu hart auf hart ging, mit Götz von Berlichingen. Dann konnte Professor Preuß, Stadtrat der Stadt Berlin, aufspringen, mit der Faust auf den Tisch schlagen, berlichingisch fluchen und nach dieser explosiven Entladung sich gemütlich in seinem Schreibsessel räkeln, die Zigarre in der Spitze ein paarmal herumdrehen und einige kräftige Qualmwolken aus dem Munde blasen.

Mit 25 Jahren wurde er Mitarbeiter der „Nation" Theodor Barths und veröffentlichte seine ersten politischen Broschüren in den „Sammlungen" Virchows und Holtzendorffs. Als Privatdozent für Staatsrecht an der Universität Berlin traten ihm Gneist, Gierke und Liszt, nicht nur wissenschaftlich, näher. Aber schon bei seiner Habilitation wußte er, was seiner harrte. Der damalige Dekan Eck sagte ihm freundschaftlich: „Täuschen Sie sich nicht darüber, daß Sie bei Ihren Anschauungen und Ihrem Charakter nach Lage unserer Verhältnisse keine Aussicht auf Karriere haben." Aber Preuß antwortete: „Ich kann nur meinen Weg gehen und den werde ich gehen." Das Wort hat er gehalten.

Mit dem berüchtigten Kommunalfreisinn stand er sich niemals gut. Denn er kannte die Brüder. Die waren in ihrer Halsstarrigkeit nicht viel besser als die Heydebrand und Konsorten im alten preußischen Dreiklassenparlament. Darum ließ man ihn auch politisch, trotz seinen großen wirtschaftlichen und politischen Qualitäten, nicht hochkommen. Für ihn war einfach kein Mandat zu haben. Wenn die Jungen, wenn die Demokraten seine Kandidatur verlangten: stets war bereits alles vergeben. Preuß sollte nicht ins Parlament,

denn er konnte den Arterienverkalkten unbequem werden. 1912 kandidierte er schließlich als Nachfolger des aufrechten Karl Schrader in Anhalt-Dessau für den Reichstag; und wurde von Wolfgang Heine, dem Sozialisten, ausgestochen.

Er blieb also wieder draußen. Aber literarisch begann er die neue Zeit eifrig vorzubereiten. In einer Reihe von Schriften wies er auf die Notwendigkeit einer Demokratisierung Preußen-Deutschlands hin und arbeitete, noch während des Krieges, den Entwurf einer Verfassungsreform aus, den er in einem Privatdruck seinen Freunden zugehen ließ. Und schon am zehnten November war sich Theodor Wolff mit ihm über die Zertrümmerung des alten wasserstiefelnden Freisinns und die Begründung einer republikanisch-demokratischen Partei einig geworden. In einem kleinen Konferenzzimmer des Berliner Tageblatts traten darauf zu endlosen Sitzungen die paar Männer zusammen, die der neuen Partei den Lebensodem einbliesen, Doktor Carbe, Hjalmar Schacht, Otto Nuschke, Professor Gerland, Geheimrat Schreiber usw. Hugo Preuß, immer mit der Zigarre im Munde, dazwischen. Kaum eine Woche später wurde in demselben Hause bei ihm angefragt, ob er die Leitung des Reichsamts des Innern übernehmen wolle. Er sagte, nach kurzem Zögern, ja.

Der Mann, der bisher nur in der Theorie staatsrechtlich hatte tätig sein können, war nun vor die große praktische Aufgabe gestellt, der neuen deutschen Republik die Verfassung zu unterbreiten, die Grundlage für die künftige Lebensgestaltung der Nation. Er ging nicht mit der Paragraphenschere ans Werk, schneiderte nicht aus so und so vielen andern Verfassungen

eine neue zusammen. Nein, er schuf, in kühnen Strichen, etwas wirklich Neues. Nur der wissenschaftlich genialisch-unstete Max Weber hat ihm hie und da einen Vorschlag gemacht. Aus dem verpreußten Deutschen Reich müssen wir heraus, sagte er sich. Denn nun gilt es, ein groß-deutsches Reich aufzubauen, die Deutschösterreicher mit einzubeziehen und endlich den alten Demokratentraum von 1848 zu erfüllen. Dem engbrüstigen und kurzsichtigen Partikularismus rückte er auf den Leib, stellte den Reichsgedanken allen andern voran, forderte die Beseitigung der lächerlichen Reste einer „auswärtigen Hoheit" der Gliedstaaten, die Vereinheitlichung der Wehrverfassung, des gesamten Verkehrs, des Handels, der Finanzen (mit steuerlichen Zuschlägen für die Einzelstaaten) und wollte selbst in dem Verhältnis von Kirche und Schule durch die Verfassung dem ganzen deutschen Volke gemeinsame Richtlinien ziehen. Das Selbstverwaltungsrecht sollte sich in grader Linienführung aufbauen von der Gemeinde über den Kreis, die Provinz, den Einheitsstaat und seinen letzten Ausdruck — neben dem Volkshause, dem Parlament des Reiches — in dem Staatenhause finden, in das die einzelnen Gliedstaaten aus ihren bundesstaatlichen Parlamenten Delegierte (ohne bestimmte Instruktionen) entsenden sollten. Dieses demokratische System war aber nur möglich, wenn die einzelnen Bundesstaaten in ein territorial gleichmäßigeres Verhältnis gebracht wurden, da sonst die Hegemonie eines partikularen Großstaats wie Preußen die andern in diesem Rahmen (wie früher) erdrosseln könnte. Darum war er für eine sinngemäße Zerlegung Preußens im Interesse des Reichsgedankens.

Das aber war den Vielzuvielen zu viel. An Preußen rühren, hieß: dem Kalbe ein Auge ausstechen. Und nun eröffneten sie von allen Seiten ein Trommelfeuer wider Preuß. Zuerst die Süddeutschen. Denn die bangten um ihre kleinlichen Partikular=Interessen. Das Reich sei ganz schön. Aber von unsern Sonder=Bratwürsten gedenken wir nichts abzugeben. Das Königlich sozialistische preußische Staatsministerium fiel in den Chorus mit ein. Auf einer Reichskonferenz der Einzelstaaten wurde bereits, im Reichskanzlerpalais, ein Scheiterhaufen errichtet, um Preuß samt seinem Werke zu verbrennen. Kurt Eisner warf, in wilder Erregung, den ersten Kienspan hinzu. Das Reichskabinett wurde schwankend. Herr Ebert legte sich aufs Vermitteln, erklärte den Entwurf für nicht unbedingt maßgebend und schlug ein Provisorium vor, das eine Kommission sofort ausarbeiten solle. Und diese sozialistische Kommission hatte nichts Eiligeres zu tun, als den alten reaktionären Bundesrat unter einer andern Firmierung wieder aufleben zu lassen und den Partikularismus kräftiger als je zu betonen.

Wie von links blies man auch von rechts kräftig ins Feuer des Scheiterhaufens. Das war den Deutschnationalen, den Preußenbündlern, all den alten Mächten der Reaktion ein gefundenes Fressen für die Wahlen zur preußischen Landesversammlung. Herr Preuß, der Zertrümmerer Preußens! Und nun bekamen die Freisinnsgrößen Berlins es mit der Angst: die Cassel, Mommsen, Mugdan, Kopsch und Genossen. „Der Mann muß 'raus aus der Partei! Muß 'runter von der Berliner Kandidatenliste!" Ein Scherbengericht wurde veranstaltet. Der Verband der Berliner Bezirks=

vereine stellte ihm einen offiziellen Absagebrief zu und ließ ihn, der bessern Wirkung nach außen wegen, gleich in der Presse veröffentlichen.

Aber Preuß blieb fest. Einen taktischen Fehler hatte er allerdings gemacht. Wie in jedem parlamentarisch regierten Lande hätte er sich auch hier vor der Veröffentlichung des Entwurfs mit der Partei ins Benehmen setzen müssen. Das hatte er versäumt. Aber hatte er sachlich so unrecht? Cassel, Geheimer Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, Stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Berlins, langjähriger preußischer Landtagsabgeordneter, Vorkämpfer für eine Reichstagskandidatur des Herrn Kempner wider Dernburg, Freund des Dreiklassenparlaments in den Städten, Liebling aller Hausagrarier — Cassel holte aus und schleuderte den großen Bannstrahl der Partei wider ihn. Derselbe Cassel, der nach der Revolution am neunten November sich absolut nicht in der neuen Zeit zurechtzufinden wußte. Er blieb — acht Tage lang — der überzeugte Monarchist, eine Anschauung, von der er nicht abgehen könne, und dann klopfte er, Einlaß suchend, bei der Deutschen Demokratischen Partei an, die sich von vornherein auf den republikanischen Boden gestellt hatte.

Und Mugdan und Kopsch?

Der Entrüstungsrummel verflog. Die Nationalversammlung machte sich an die Verfassung heran. Monatelang wurde daran herumgedoktert, nachdem der Staatenausschuß, auf den Preuß'schen Ideen fußend, einen neuen Entwurf vorgelegt hatte. In der Kommission der Nationalversammlung wurde auch der völlig umgekrempelt. Preuß hielt aus und hatte die Genugtuung, zu sehen,

wie man immer wieder auf seine Grundgedanken zurückkam. Im Juni 1918, als die Demokraten den Friedensvertrag der Entente ablehnten und aus dem Kabinett ausschieden, trat auch er zurück, obwohl ihn Ebert, der Reichspräsident, mit Tränen in den Augen beschwor, doch zu bleiben und die Sozialdemokratie in dieser schweren Stunde nicht im Stich zu lassen. Aber Preuß ließ sich nicht erweichen, obwohl das Verfassungswerk noch nicht zustande gebracht war. Nur dazu erklärte er sich bereit, solange dem neuen Reichsminister des Innern, Doktor David, als Reichskommissar zur Seite zu stehen, bis die Verfassung unter Dach und Fach gebracht sei. So geschahs auch. Preuß blieb auch weiterhin der geistige Führer der Verfassungsverhandlungen, die erst im August zum Abschlusse kamen. Damit war die Aufgabe des Herrn Preuß erschöpft und lächelnd zog er sich ins Privatleben zurück.

Gottfried Traub

In dem blauen Himmel, hoch oben über den Wolken, stimmte ein vielköpfiger Engelchor das Tedeum an: „Großer Gott, wir loben dich ..." Die heilige Cäcilie spielte die Orgel, die brausend mit ihren Tönen die weiten luftigen Räume erfüllte. Hinter ihr stand, in diskreter Entfernung, ein strahlender Engel, der einst, wie die Legende erzählt, von ihrem Himmelsbräutigam zur Erde entsandt worden war, um ihrer Jungfräulichkeit ein Beschützer zu sein.

Der liebe Gott hatte sichs im Lehnsessel gemütlich gemacht, hatte sich eine lange Pfeife angezündet und erfreute sich, gutmütig-väterlich lächelnd, an dem frommen Gesang.

Neben ihm saßen, auf Hockern, Jesus, von einem strahlenden Schein umgeben, und die führenden Frauen des Himmelshauses, Maria und Anna, Magdalena und Martha.

Als der Lobgesang beendet war, tat der liebe Gott einen schlürfenden Zug aus der Kaffeetasse und hob also zu seiner Umgebung zu sprechen an: „Laßt uns an die tägliche Arbeit gehen und der Menschen Wege bestimmen." Und mit einem fragenden Blick schaute er Jesus, den Christus, an.

Der fing den Blick auf, schlug schüchtern die Augen nieder und erwiderte: „Lieber Vater, schon lange wollte ich dir gestehen, wie sehr mich das Völkermorden da unten auf der Erde schmerzt. Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie sie sich

gegenseitig zerfetzen und zerfleischen, körperlich, geistig, seelisch, und doch glauben sie, damit höchsten Idealen zu dienen. Mein Vater, mein Vater, ich kanns nicht mehr mit ansehen. Mach diesem menschlichen Elend ein Ende. Es ist nicht um meines Rufes willen, daß ichs sage. Aber was ich schließlich in der Bergpredigt den Menschen verkündet habe — ich habe es doch in deinem Namen und in deinem Auftrag getan. Auch dein Ruf steht zuguterletzt auf dem Spiel. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, habe ich gepredigt — und nun, und nun?"

Der Messias erschauerte.

Der liebe Gott hörte ihn ruhig an und fiel ihm nicht in die Rede. Dann, als sein Sohn geendet hatte, strich er sich bedächtig und nachdenklich durch den langen weißen Bart und sprach: „Sieh mal, mein Kind, so einfach ist die Sache nicht. Du weißt doch, wie die Dinge liegen. Nicht ich, sondern die Geistlichen auf Erden machen die Religion und bestimmen, was mir wohlgefällig ist und was nicht. Seit du in die Welt gegangen bist und seit Paulus und Petrus die Kirche gegründet haben, bin ich kein absoluter Herrscher mehr und muß mich, streng konstitutionell, an die Beschlüsse der Konzile, Synoden und an die Sprüche der großen Kirchenmänner halten. Aber damit du meinen guten Willen siehst: laß Petrus mit dem Memorial kommen ..."

Und Petrus kam.

„Sprich, Petrus, was sagen die Katholiken und die Protestanten zu diesem Kriege? Halten sie sich an die Bergpredigt? Halten sie sich an die zehn Gebote? Schlage im Memorial nach, was du in fleißiger Arbeit verzeichnet hast?"

Petrus zog ein sauer=süßes Gesicht und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ja, das kann man nicht so flink sagen. Statt eine ziffernmäßige Bilanz zu ziehen, will ich mal nur ein typisches Beispiel herausgreifen, um dir, Herr, ein Bild von dem Kriegsgeiste der Evangelischen Kirche zu geben."

Der liebe Gott zog einen Augenblick die Stirn kraus und fuhr ihn, beinah ein bißchen barsch, an: „Daraus spricht doch nicht etwa die alte katholische Abneigung gegen die Häretiker?"

„I bewahre. Vernimm:

Du entsinnst dich, mit welchem Wohlgefallen du die Wege Gottfried Traubs zum protestantischen Geistlichen der Dortmunder Reinoldi-Gemeinde begleitest. Wie er dich suchte, wirklich suchte. Er warf allen Ballast, allen Dogmenkram von sich und trachtete — wie die Mystiker des Mittelalters direkt vom Gott des eigenen Herzens zum Allgott — ohne den Umweg über den prüfenden und zergliedernden Verstand zu dir zu kommen. Jatho fühlte er sich verwandt. Ihm jubelte er zu. Für ihn bekannte er sich, wurde vor das Ketzergericht des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats geschleppt und, ob ihn gleich Baumgarten mit beredten Worten verteidigte, für schuldig der Irrlehre erkannt und seines Amtes entsetzt. Du freutest dich dieses Abtrünnigen, dem das Heil der Seele höher stand als die gefrorene Methodik der Kirchenlehre.

Aber erlaube, daß ich noch weiter zurückgreife, damit ich dir dieses Menschen Wesen ganz entschleiere. Vor fünfzig Jahren wurde er in der Nähe von Marbach im Württembergischen geboren, und dem himmelstürmenden humanitären

Idealismus Schillers war auch sein Drang verwandt. Hatten doch ihre Wiegen, wenngleich zeitlich durch mehr als ein Jahrhundert getrennt, so dicht bei einander gestanden. Traub studiert dann in Tübingen und wird Hilfsprediger, wird Repetent an einem evangelisch-theologischen Stift, wird Stadtpfarrer in Schwäbisch-Hall und schließt sich dem Kreise Friedrich Naumanns an. Als er 1901 an die Sankt-Reinoldi-Gemeinde in Dortmund berufen wird, beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Er wirkt allmählich ins Weite. Der Einfluß Jathos macht sich geltend. Schriften entstehen. In der ‚Christlichen Freiheit' schafft er sich ein eigenes Organ. Seine Anhängerschaft verteilt sich bald über das ganze Reich. Wie Jatho, Johannes Müller, Lotzky, Naumann arbeitet er, Samenkörner ausstreuend, als ein stiller im Lande. Ein Eigner? Ein Vorkämpfer? Ein Draufgänger? Nein. Aber einer, der in zweiter Linie streitet, als erster hinter denen, die die Bresche bereits geschlagen haben. Nach Jatho ein Traub. Nach Naumann ein Traub als Mitkämpfer an der ‚Hilfe'. Alle Woche eine geschriebene Andacht. Ein Gefühlserguß. Ein seelisches Abtasten der täglichen Realitäten in ihrem Verhältnis zu Gott. Aber das letzte vermag er nicht zu sagen. Worte nur und immer nur wieder Worte. Sekt nicht — seelische Brauselimonade. Aber in den Familien lasen sies gern. Es war ihnen eine Erquickung. Eine Erfrischung. Zehn, zwölf Jahre gingen in Dortmund so hin.

Das Ketzergericht machte ihn plötzlich zu einem Märtyrer. Die Fortschrittliche Volkspartei nahm sich seiner an. Traub war mit seiner Schrift: ‚Staatschristentum oder Volkskirche' selbst unter

die Politiker gegangen. Ein verschwommener Naumann. Für die Landtags=Ersatzwahl in Teltow=Beeskow wurde er als fortschrittlicher Kandidat aufgestellt. Der Wahlkampf wurde eine kleine politische Sensation. Aber Traub fiel durch. Dieser Mißerfolg entmutigte ihn ganz. Er wollte sich vom politischen Leben zurückziehen. Die Konservativen triumphierten über ihn. Ein Jahr danach, bei der Hauptwahl, kandidierte er abermals. Ein neuer Wahlrummel. Die Konservativen zogen alle Register. Die Versammlungssäle wurden ihm abgetrieben. „Wenn Ihr Traub wählt," hieß es in den konservativen Flugblättern, „gebt Ihr einem Heiden die Stimme." „Wer Traub wählt, ist Gegner der christlichen Kirche." Die Nationalliberalen konnten sich nur schwer entschließen, für ihn einzutreten. Sie trauten ihm nicht über den Weg und wollten auch mit der hohen Kirche in keinen Konflikt kommen. Schließlich aber ging er, da sich die Sozialdemokratie der Stimme enthielt, siegend durchs Ziel.

Nun war er im preußischen Dreiklassenparlament. Aber er kam nur wenig zu Worte. Die Schul= und Kirchen=Fragen wurden für die Partei nach wie vor im Plenum und in der Kommission von Herrn Oscar Cassel, Geheimer Justizrat seines Zeichens, bearbeitet. Die erste Rede, die Traub nach monatelangem Warten hielt, war dem Mariendorfer Rangierbahnhof gewidmet. Erst im Reformationsjubeljahre machte er durch seinen Antrag, eine politische Geschichte über die Reformation und Gegenreformation zu veranlassen, von sich reden.

Während des Krieges vollzog sich in Traub eine Wandlung. Er wurde feldgrau. Die Militärs

schickten ihn an die Front, um die Soldaten durch Reden zu erfrischen. Und Traub sah die feldgrauen Mauern und redete und redete. Er wurde nach Konstantinopel gesandt und interessierte sich für das deutsche Schulwesen in der Levante. Er fing dafür in der Heimat zu sammeln an und sprach in vielen Versammlungen „aufklärend" über „unsre türkischen Bundesgenossen". Nach und nach war seine zarte, mystisch=religiöse Seele, die Gott suchte in der Stille, feldgrau, stählern, preußisch=militaristisch geworden. Und die Herren des Königlich=Preußischen Evangelischen Ober=kirchenrats, deren Stirnen sich eben noch kraus über Traub gezogen hatten, begannen sich all=mählich zu beruhigen.

Die ‚Eisernen Blätter', die er eine Zeitlang der ‚Hilfe' allwöchentlich beilegte, wurden immer kriegerischer. Der Gottesmann wich an Streitbar=keit — von weitem — bald keinem Soldaten an der Front mehr. Hei, wie er die deutschen Krieger — von hinten — anfeuernd in die Schlacht schickte! Die Deutsche Vaterlandspartei, Herrn Kapps und Herrn Tirpitzens Schöpfung, streckte gierig beide Arme nach ihm aus, und er zögerte nicht, als Fortschrittsmann und als Gotteswort=verkünder, auch in ihrem Auftrag für Durch=halten, für erbarmungslosen U=Boot=Krieg, für Vernichtung des Feindes und für einen Gewalt= und Annexionsfrieden landauf und landab zu reden. Das wurde der Fortschrittlichen Volkspartei allmählich doch zu bunt. Der Teltower Bezirks=verein berief eine Generalversammlung ein. Traub sollte sich verantworten. Der Vorstand forderte ihn auf, sich an die Richtlinien der Partei zu halten oder die Konsequenzen daraus zu ziehen. Traub

wurde kleinlaut und gab die bestimmte Erklärung ab, daß er sich künftig bei allen Schritten in der Öffentlichkeit vorher mit den Partei=Instanzen ins Einvernehmen setzen wolle. Dieses Versprechen hielt er indessen nur einige Tage. Dann trat er in der Vaterlandspartei, der schärfsten Kriegshetzerin und Gegnerin des entschiedenen Liberalismus, wieder auf. Nun sprach ihm der Bezirksverein mit fast allen Stimmen sein Mißtrauen aus. Traub erwiderte, er klebe nicht an seinem Mandat; aber niederlegen — das wollte er nicht. Auch einer direkten Aufforderung seiner Wähler, es zu tun, leistete er nicht Folge.

Traub hatte sich innerlich bereits zur Rechten durchgemausert. Die Deutschnationale Volkspartei stellte ihn freudestrahlend als Kandidaten für die deutsche Nationalversammlung auf, und glücklich gelangte er wieder ins Parlament.

War er früher, solange die deutschen Truppen standhielten, der begeistertste Vorkämpfer eines Gewalt= und Annexionsfriedens gewesen, so schrieb er am fünften April 1919 in der alldeutschen Deutschen Zeitung: „Wir unterzeichnen keinen Friedensschluß, der keinen Verständigungsfrieden enthält." Hatte er ehedem, auf kirchlich=religiösem Gebiet, mit erfrischendem Bekennermut das Apostolikum rund abgelehnt, so schrieb er in der neunten Nummer der ‚Christlichen Freiheit' von 1919: „Das Apostolikum muß künftig in der evangelischen Landeskirche erhalten bleiben."

Es jubelten die Konservativen, die Alldeutschen, die Militaristen, es jubelte der Evangelische Oberkirchenrat über den wiedergefundenen verlorenen Sohn, er hob den Bann auf und er kannte ihm die Befähigung, ein Seelsorgeramt zu bekleiden, wieder zu.

„Halt ein, Petrus,“ fuhr der liebe Gott jetzt dazwischen, „den Mann muß ich mir einmal ansehen. Reich mir einen Ferngucker.“

Und der liebe Gott nahm das Fernglas, suchte die Erde ab, richtete es auf Weimar und entdeckte ihn schließlich unter den vierhundert Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung. Da ist er. Ein kleiner Kerl. Ein rotgeflecktes Gesicht. Nur wenige strähnige Haare über die dämmernde Glatze gelegt. Eine goldene Brille. Etwas gebückter Gang. Ein verknöcherter Konsistorialrat mit einem Anflug von fettiger Behäbigkeit.

„Petrus — Petrus ...!“ Der liebe Gott schüttelte sich ein bißchen. „Reich' mir einen Likör und sage mir eins, mein Petrus: sind alle evangelischen Hirten während des Krieges so gewesen?“

„Ach,“ entgegenete Petrus resigniert, „blick' auf die Schafe, die sie gehütet haben.“

Gustav Noske

Schlagt die römische Geschichte auf. Dort findet ihr historische Bilder in blitzartigem Wechsel, die eine verflucht ernste Ähnlichkeit mit den Unruhen des noch von Krieg und Revolution zitternden Deutschland haben. Es sind eben immer dieselben düstern Faktoren, die treibend dahinter stehen: ein aus dem Kriege heimkehrendes Proletariat, das, auf seine Macht, auf seine Waffen pochend, blutig noch von jahrelangem Schlachten und Morden, mit erregter Hand nach den goldenen Stühlen der zu Hause Gebliebenen greift.

Marius, der Bauernsohn, hatte Jugurthas Aufruhr in Afrika niedergeschlagen, hatte Italien von den finstern Kimbern und Teutonen gerettet und war nun nach Rom zurückgekehrt. Sein Heer, das beschäftigungslos geworden war, schrie nach Land, nach Besitz, nach bürgerlicher Beschäftigung. Aber die Rechte sowohl, die Adelspartei, wie die äußerste Linke, die müßige und herumlungernde Masse der Straßen Roms, begehrte gegen die beabsichtigte Bevorzugung der Veteranen auf. Beide aus egoistischen Motiven. Beide sollten sie etwas aufgeben. Der Adel Grundbesitz, der Mob das Monopol auf politische Verhätschelung und auf Versorgung durch den Staat. Marius rief die Veteranen in die Stadt, und ohne alles Maß und ohne jede Rücksicht wurde nun, mit den Knüppeln voran, Politik

gemacht. Der Terror fegte durch Rom. Die besitzenden Klassen fingen an, es mit der Angst zu bekommen. Marius schien es selbst vor den Geistern zu grauen, die er gerufen hatte. Ihm ging, als Soldaten und Feldherrn, Zucht und Ordnung über alles. Da, in dieser Stunde des Schwankens, nahte sich ihm der Adel, die Reaktion, mit gleißenden Worten, und als bei der nächsten Gewalttat seiner Genossen der Senat das Vaterland in Gefahr erklärte, gab er sich dazu her, die Exekution zu vollziehen. Seine Genossen von gestern wurden aufs Kapitol gedrängt, mußten sich ergeben und wurden, ohne daß Marius es zu hindern vermochte, von der ergrimmten adligen Jugend und ihrem Anhang mit den abgedeckten Dachziegeln ihres Gefängnisses zu Tode gesteinigt. In demselben Augenblick hatte auch Marius seine Rolle ausgespielt. Die große Reformgesetzgebung, die Verteilung des Landbesitzes, war erledigt, noch bevor ein einziger praktischer Schritt zu ihrer Verwirklichung getan worden war.

Ist Gustav Noske ein Marius? Ich weiß es nicht. Schlachten hat er nicht geschlagen und ganze Feldzüge nicht entworfen. Aber wie Marius ist auch er einer, der von unten, aus der Tiefe heraufgekommen ist, und dessen robustes Draufgängertum auf seiner massiven, derben Körperkraft beruht. Noske ist ein baumlanger, fast ungeschlachter Kerl, hat seine zwölf Jahre als schnauzender Unteroffizier gedient. Holzarbeiter von Beruf. Brandenburger, Havelländer. Dissident. Der fast rechteckige Kopf wird von kurzgeschorenem brünetten Haar, das in die Stirn ragt, bedeckt. Ein mächtiger Schnauzbart beschattet den Mund, weit über die Winkel hinaus.

Eine goldene Brille mildert die derben Züge seines Gesichts. Wenn er im Parlament das Wort ergreift, gibt's gewöhnlich eine Überraschung. Er spricht grob, klobig, aber doch so treffend, so zielsicher, als wenn er mit einer Axt, Schlag auf Schlag, einen Baumstamm zerkleinerte. Geistiger Holzarbeiter. Durch und durch Willensmensch. Konzentrierte Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, Kraft und Gewalt. Man freut sich seiner, rein ästhetisch, wenn er loslegt und nun mit quadratischen Worten nach rechts und mehr noch nach links hin Hiebe austeilt. Widerspricht einer, prasseln Zwischenrufe dazwischen — er läßt sich nicht stören, hält kaum in seiner quadernmäßig aufgebauten Rede ein, sondern fügt die Antwort, gelassen, gleich noch mit ein: die Revolverkanone.

Ist der Politiker Noske auch so aus einem Guß? Nein. Er ist Preuße, Märker, Proletarier, einer, der sich groß und stämmig gehungert hat. Eine Kiefer, die trotz ihrem ragenden Wuchs doch keine Pinie zu werden vermag, denn der Boden, auf dem sie aufwuchs, war eben nur die märkische Sandbüchse. Wohl war er Sozialdemokrat, wohl stand er zu der Opposition, aber er sah, im Stillen, doch in den Andern, die nicht Proletarier waren, Menschen andrer, höherer Art. Ein idealistischer Gleichheitsschwärmer war er nicht; ein sozialistischer Fanatiker, der an das tausendjährige Reich August Bebels glaubte, auch nicht. Er war der Korporal der Sozialdemokratie, der mit den Realitäten des politischen Kasernenhoflebens zu rechnen hatte.

Sein Werdegang ist rasch erzählt. Sein Vater saß noch am Webstuhl in stiller Stube. Gustav

wurde zuerst in die Volks= und dann in die Bürger=schule geschickt. Darauf wurde er Holzarbeiter und wanderte als Geselle nach Halle, nach Frank=furt am Main, nach Liegnitz. Ende der achtziger Jahre gerät er, noch unter Bismarcks Sozialisten=gesetz, in die eigentliche Arbeiterbewegung. 1896 wird er Redakteur des sozialdemokratischen Organs in seiner Vaterstadt Brandenburg, wird zwei Jahre später bereits in gleicher Eigenschaft nach Königsberg in Preußen engagiert und endet, ein Lustrum danach, vorläufig in Chemnitz als Chef=redakteur der ,Volksstimme'. Seit der Jahrhundert=wende saß er, in Ostpreußen sowohl wie in Sachsen, im Stadtverordnetenkollegium seiner Stadt. In den Reichstag kommt er erst 1906, während des Kolonialrummels, als Bülow mit dem Zentrum brechend, den Reichstag aufgelöst hatte.

Im Reichstag hält er sich zu dem rechten Flügel der Partei und wird bald Spezialist für Heer und Marine. (Sein Buch über ,Kolonialpolitik und Sozialdemokratie' erscheint erst später, im Jahre des Kriegsausbruchs.) Er spricht zum Heeres=etat, wird in die Kommission entsendet und wird hier schließlich Korreferent. Keine kleine Sache. Von den Militärs wird er verhätschelt. Die ge=heimsten Dinge werden ihm in die Ohren ge=träufelt. Er sieht das Kriegsgewitter sich über Deutschland zusammenziehen. Die vertraulichen Ausschuß=Sitzungen häufen sich. Noske macht mit, macht alles mit, macht, jahrelang, auch Tir=pitzens Flottenpolitik mit und überträgt diese blinde Liebe zur Marine auch auf Herrn von Capelle. 1914. 1915. 1916. 1917. 1918. Noske ist nicht in seinem Glauben zu erschüttern. Er glaubt an den rocher de bronce des deutschen

Militarismus, ohne etwa seine allzu augenfälligen Auswüchse zu billigen.

Da ging's im Oktober 1918 an der Wasserkante los. Schon für die ersten Tage dieses Monats waren in Wilhelmshaven Unruhen erwartet worden. Aber erst am achtundzwanzigsten wurde es im dritten Geschwader lebendig. Offiziere hatten zum letzten Todeskampf mit England aufgefordert. Das hatte den Funken ins Pulverfaß geschlagen. Dreimal ward das Auslaufen der Flotte verhindert. Die Besatzung meuterte. Offiziere wurden abgesetzt. Ein Kampf Aller gegen Alle drohte im Hafen auszubrechen. Schließlich dampfte das dritte Geschwader nach Kiel. Der Chef hoffte, durch diese Ablenkung noch einmal das Schlimmste abgewendet zu haben. Viele bekommen Urlaub an Land. „Sie mögen sich im Vergnügen austoben." In den Straßen rotten sich ein paar mit einigen Matrosen aus den Werften zusammen. Man zieht zum Gewerkschaftshaus. Versammlung. Politische Debatte. Noch denkt aber keiner an Revolution. Der Tag verläuft ruhig: Freitag, der erste November. Am Sonnabend finden die Matrosen das Gewerkschaftshaus verschlossen. Aus den paar Matrosen sind jetzt sechshundert geworden. Die Stimmung ist erregt. Das Feuer glimmt unter der Asche. Sonntag. Vom ‚Markgraf' sollen zweihundert in Wilhelmshaven Verurteilte an Land gebracht und ins Gefängnis gesteckt werden. Als sie ausgeschifft werden sollen, weigert sich einer von den Begleitmannschaften, diesen Schergendienst zu tun. Die ganze Kompagnie, bis auf wenige, stellt sich auf seine Seite. Und dennoch werden die Wilhelmshavener Delinquenten abgeführt. Inzwischen ist auch die

Arbeiterschaft in Bewegung geraten. Meist Unabhängige Sozialdemokraten. Handzettel werden verteilt. Eine Verständigung wird angebahnt. Der Stein ist im Rollen. Abends formiert sich ein Zug von Zehntausenden. Die Arrestanten werden befreit. Zusammenstoß mit Soldaten. Acht Tote bleiben auf dem Pflaster. Der Gouverneur von Kiel und die sozialdemokratische Parteileitung bitten dringend die Reichsregierung in Berlin um Entsendung eines Kabinettsmitgliedes. Der Berliner Presse wird von der Zensur kaum gestattet, Andeutungen über Vorgänge in Kiel zu machen. „Harmlose Straßenzusammenstöße. Allerdings auch einige Verwundete. Sonst nichts."

Es wird schwül. Die Revolution erhebt ihr Haupt. Der Gouverneur verhandelt mit einer Abordnung von Matrosen. Auf beiden Seiten Höflichkeit und Entgegenkommen. Von gewaltsamem Umsturz ist noch keine Rede. Mittlerweile trifft Noske mit dem Staatssekretär Haußmann in Kiel ein. Noske ist hier vollständig unbekannt. Aber er findet sofort Kontakt mit den Leuten. Ihm ist nur daran gelegen, möglichst rasch Ordnung zu schaffen und die Gemüter zu beruhigen. Er ahnt nicht, was sich hier vorbereitet hat und sich mit Windeseile über das ganze Reich ausdehnen wird. Regelrechte Verhandlungen beginnen. Bange Stunden vergehen. Hüben und drüben. Noch Mittwoch, am sechsten November, rät Noske den Matrosen, einzulenken. Erst am Tage darauf verändert sich mit einem Schlage das Bild. Die Revolution eroberte sich im Sturm das ganze Reich. Nur Berlin blieb noch unberührt. Noske wird von der Regierung zum Gouverneur von Kiel ernannt. Schon nach einigen Stunden

erließ er den ersten Tagesbefehl: „Die Verpflegung in der Marine ist eine einheitliche. .. Die Anrede in der dritten Person fällt fort."

Am neunten November, als Herr Ebert aus den Händen des Prinzen Max das Portefeuille des Reichskanzlers übernahm, fühlte sich nun auch Noske als offizieller Revolutionär. Für Ruhe hatte er jetzt in Berlin zu sorgen.

Wochen vergingen. Die Unabhängigen rumorten im Kabinett. Haase, Dittman und Barth hielts schließlich nicht länger im revolutionären Rate der Volksbeauftragten. Die ersten Unruhen in Berlin flackerten auf. Die Volksmarine-Division rebellierte. Der Weihnachtskampf um das Königliche Schloß begann. Die Mehrheitssozialisten nahmen die Plätze der zurücktretenden Unabhängigen ein. Noske ist einer von ihnen. Er gilt jetzt als der starke Mann. Denn schon bereiten in aller Stille die Liebknecht, Ledebour, Eichhorn, Scholz einen spartakistischen Umsturz vor. Die zweite Revolution setzt ein. Aber Noske ist noch nicht fertig. Stunden, Tage der Spannung. Die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft Berlins muß tagelang auf die Straßen ziehen, um die Regierung Ebert-Scheidemann mit ihren Leibern zu schützen.

Endlich ist Noske soweit. Jetzt packt er zu. Hoffmann, der General Brest-Litowsker Angedenkens, ist sein stiller Generalstabschef zur Wiedereroberung Berlins. Die Reichshauptstadt wird von allen Seiten zerniert. Der Einmarsch der Regierungstruppen setzt ein. Die von den Spartakisten besetzten Zeitungsgebäude und das Polizeipräsidium werden wiedererobert. Kanonen, Minenwerfer, Handgranaten und Maschinen-

gewehre arbeiten. Berlin ist zu einem Schlacht=feld geworden.

Noske triumphiert. Der Sieg ist sein. Ein Hindenburg des Proletariats? Oder ein Luden=dorff der „gehobenen“ Schichten?

Als es in der deutschen Nationalversammlung zu Weimar an die Bildung der neuen Regierung geht, wird Noske Reichswehrminister. Der Neu=aufbau des Heeres liegt ihm ob. Die Dienst=pflicht wird einstweilen de jure noch nicht ab=geschafft. De facto ist sie es längst. Zwei interi=mistische Gesetzentwürfe über den Aufbau einer Reichswehr und einer Marine werden vom Parla=ment im Handumdrehen bewilligt. Das wilde Freiwilligen=System mit seinen übeln Reklame=methoden wird abgebaut. Eine bescheidene Terri=torialarmee ist im Entstehen: anderthalb Mark Tageslöhnung, fünf Mark Tagesvergütung, freie Kost und freie Einkleidung. Das Kriegshandwerk wird ein einträgliches Geschäft.

Die dritte Revolution naht. Überall im Reich werden Streikfeuer angezündet. Die Kommu=nisten vornweg. Die Unabhängigen Sozialdemo=kraten in einigem Abstand hinterher, um die Fühlung mit den radikalisierten Massen nicht zu verlieren. „Was tut die Regierung, um die soziale Revolution zu erfüllen?“ fragen sie. „Nichts! Keine Sozialisierung! Keine Räte!“ Der Sturm bricht los. Ein neuer Feldzug wird von Noske eingeleitet. Das gärende Ruhr=Revier wird wieder=erobert. Halle wird entsetzt, und in Berlin tobt tagelang ein wilder Straßenkampf: Mord und Tot=schlag. Barrikaden werden erstürmt. Häuser werden zertrümmert. Menschen fallen wie die Fliegen. Die Kriegsfurie rast hysterisch. Der

Mob plündert. Gesindel vergreift sich am Leben anderer. Noske fährt mit furchtbarer Faust dazwischen. Er schlägt eine zweite Tannenberg-Schlacht. Schlingt ihm den Lorbeer um die Stirn, Bürgersleute, die ihr zitternd hinter dem Ofen saßt.

Wenn nur das Nachspiel nicht wäre: die Übergriffe der Regierungstruppen, die mit militärischem „Schneid" so nebenbei standrechtliche Erschießungen vorgenommen hatten, peinliche Vorgänge, die eines zureichenden Rechtsgrunds entbehrten.

Hatte Noske aber nicht den verschärften Belagerungszustand über Berlin verhängt und hatte er in einem Erlaß nicht jedem Erschießung angedroht, der kämpfend mit der Waffe in der Hand angetroffen würde? Wenns bei dieser Eingrenzung nur geblieben wäre! Aber untergeordnete Führer griffen gleich noch viel schärfer zu — und unschuldige Opfer fielen.

In der Nationalversammlung gab's dieserhalb schwere Kämpfe zwischen ihm und Haase. Das waren keine Rededuelle mehr mit Floretts, mit schweren Säbeln, mit Pistolen: das waren Handgranatenkämpfe. „Lügner und Meuchelmörder" rief die äußerste Linke in diesen Redeschlachten dem Reichswehrminister Noske zu. „Es gibt einfache Hunde, es gibt Schweinehunde, Bluthunde, Noske-Hunde", hieß es in Flugblättern. Und Noske schrie, in wilder Erregung, von der Parlamentstribüne der äußersten Linken zu: „Ich klage an die Brandstifter, und das sind Herr Haase und seine Freunde. Auf ihr Haupt kommt das Blut, das vergossen worden ist." Und auf den Einwand Haases, daß Noske mit seinem Schießerlaß den Rechtsboden verlassen habe, entwortete er:

„In einer solchen gefährlichen Situation gelten nicht Paragraphen, sondern der Erfolg."

Das war die Proklamierung eines innern Kriegszustandes. Das war: Macht vor Recht. Das war die Sprache eines Condottiere: These und Antithese. Denkt an Marius!

Gustav Landauer

Als ich, du, er, als wir alle, die wir heute mitten drin stehen im Leben, einst klein waren, Hosenmätze, kannte unser Tatendrang und unsre Phantasie keine Grenzen. Groß wollten wir werden, mächtig und berühmt: Helden der Menschheit. Und dann kamen wir in die Schule. Langsam und systematisch wurde unser geistiges Rückgrat gekrümmt. Die Amoral begann, unsre Seelen zu zerfressen. Das Leben ward jahrelang ein Sklavendasein, eine geist- und seelenlose Fronarbeit in mechanisierten Klassen. Wer ganz still hielt, wer nicht an den Fesseln rüttelte, wer immer hübsch artig blieb und nicht vor- noch rückwärts sah, der wurde wie mit unsichtbarer Hand von Klasse zu Klasse geschoben. Die aber, denens im Herzen brannte, die ihr Ich nicht so ohne weiteres verkaufen wollten an die marternde und nivellierende Methodik der Schule, die sich ihr bißchen Sehnsucht nach Menschenliebe und nach Menschentum im Busen bewahrten — sie waren die Räudigen, die Unbotmäßigen, die Untauglichen, die beiseite geschoben wurden. Viele sind darüber zerbrochen. Der Schülertragödien, die sich da ganz im Stillen, im tiefsten Innern des eigenen Ich abspielten, ist Legion. Und so viele haben sich dann durch irgendein faules Kompromiß gerettet, und mit der großen Lüge im Herzen traten sie in den Beruf. Das nennt man: Sie haben sich die Hörner abgelaufen.

Einer mit dem großen Wollen und der großen Menschheitsliebe im Herzen, der sich zeitlebens die Frische, die Naivität des Kindes bewahrt hatte, war Gustav Landauer. Nehmt alles nur in allem: er war ein Mensch. Kommt, laßt uns ihn betrachten und uns seiner erfreuen. Aber zieht vorher die Schuhe aus, denn Ihr tretet in den Tempel einer reinen Seele.

Geboren wurde Gustav Landauer im April des Jahres, da der deutsch-französische Krieg liquidiert wurde. Zu Karlsruhe. Kaufmann war sein Vater, Schuhwarenhändler. Gute bürgerliche Verhältnisse. Ansatz zum Vermögen. Der Vater war ganz aufs Praktische gerichtet, war klug, energisch und auch ein wenig eigensinnig. Gustav war eine passiv-empfindliche, eine leidende Natur, die alles sehr ernst und schwer nahm. Aber nicht bloß kontemplativ, sondern, nach Wahrheit suchend, in dieser Hinsicht höchst aktivistisch. Und dabei fing er, im Gegensatz zu den andern Predigern und Menschheitsbeglückern, zunächst bei sich selbst an. „Und so du mir nachfolgen willst," sprach der Heiland zu dem reichen Jüngling, „so wirf alles von dir und komm zu mir." Und Landauer warf alles von sich.

Nachdem er das Gymnasium in Karlsruhe absolviert hatte, ging er nach Heidelberg und Berlin auf die Universität, um Germanistik und Philosophie zu studieren. Erich Schmidt übte eine Zeitlang einen starken Einfluß auf ihn aus. Aesthetische und philosophische Probleme wälzte der junge Landauer in seinem Hirn. Fritz Mauthners Wochenschrift ‚Deutschland' bringt Aufsätze von ihm. Cafehaus. Bierstube. Nächtliche Debatten, die bald auch aufs Soziale und Politische über-

springen. Es ist 1892, jene frühwilhelminische Zeit sozialreformatorischer und ethischer Hochspannung. Er gerät in den Zirkel Benedikt Friedländers, der damals Eugen Dühring propagierte, und steuert mitten hinein in den sozialistischen Strudel. Er sieht das viele Elend in Berlin, das Proletariat nicht als romantische Einzelerscheinung wie in Karlsruhe und Heidelberg, sondern als schwarze Masse, die ihm in langen Nächten den Schlaf raubt. „Ich kann es nicht ertragen, daß ich mir den Magen vollschlage, während andre hungern." Darin ist alles gesagt. Sein Leben wird ihm damit vorgezeichnet. Er weiß, was er zu tun hat: Für die Entrechteten zu wirken.

Der ‚Sozialist' wird sein Organ. Ohne Rücksicht auf sich und die andern schreibt er, schreit er. Linkssozialistisch. Anarchosozialistisch. Er wollte die Menschheit, ohne alle Kompromisse, ganz von neuem wieder aufbauen. Darum mußte er auch über die Peripherie der Gesellschaft hinausgehen. Nur dann konnte er alles sagen, was ihm heiß auf der Seele brannte.

Die Polizei war bald hinter ihm her. Freiwild. Trotzdem: er schrieb und schrieb. Der Vater sagte sich entrüstet von ihm los und entzog ihm jede Unterstützung. Trotzdem: rastlos redete er in Versammlungen. Eine Brandrede zur Zeit der Anarchisten-Attentate in Spanien und in Frankreich, wo der Präsident Sadi Carnot ermordet wurde, brachte ihm elf Monate Gefängnis ein. Plötzensee. Eine Entgleisung Landauers. Denn eigentlich schwebte ihm, nach Tolstoi, Anarchie, wirkliche Herrschaftslosigkeit, ohne jede Anwendung von Gewalt vor. Christus als Kommunist. Landauer überstand die Strafe gut, obwohl seine

Lunge krank war. Monate des Nachdenkens, der innern Vertiefung. Monate, in denen er sich von der bleiernen Schwere des jugendlichen Pessimismus befreite. Er litt, geistig und körperlich, in der vergitterten Gefängniszelle. Aber er freute sich dessen. Märtyrer. Der Schwung des ‚Todespredigers', seines ersten sozialistisch-pessimistischen Romans, den er als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben hatte, ging über in einen Heroismus der Tat.

1895 sitzt er wieder auf dem Redaktionsstuhl des ‚Sozialist'. Immer der sozialistischen Parteibureaukratie weit voran. Er wollte den dröhnenden Arbeiterbataillonen Antreiber, Aufpeitscher, Wegbereiter sein. Geist und Ideen sollten ihnen wie Fackeln die Marschroute weisen. Ein Ausgestoßener sprach gleichsam mit schmetterndem Hammer in der Faust zu Ausgestoßenen. Er war bitter arm und hatte nur einen getreuen, nimmermüden Freund, der ihm nie von der Seite wich: die Polizei. Haussuchungen in der Redaktion waren alltäglich. Mitunter mußte er dem Setzer den Artikel aus dem Kopf diktieren, damit der Blaue nicht das Manuskript vorher verhaftete. Wunderliche Zeitläufte. Daheim wartete eine junge lungenkranke Arbeiterin auf ihn, der er sich, in raschem Entschluß, vermählt hatte.

Zwei Jahre arbeitete er, nachdem ihn Plötzensee freigegeben hatte, in diesem Stile weiter. Allmählich aber erwuchs ihm im eigenen Lager Opposition. Er schriebe zu hoch, zu literarisch, sagten sie, und er mußte weichen. Der ‚Sozialist' hatte ihn ausgeschifft. Die Ungeistigen, die Spießer in seiner eigenen Gemeinde waren wider den Geist aufgestanden.

Nun ging es ihm schlecht. Er hungerte sich mit Übersetzungen durch. Aber er blieb aufrecht und fand, selbst hier, auf dem steinigen Acker einer dürren Reproduktionsarbeit, Goldkörner. Er kam zu Krapotkin, dem Edel=Anarchisten, und übertrug seine Werke ins Deutsche, nicht zuletzt das große Buch von der ‚Gegenseitigen Hilfe bei Menschen und Tieren'.

Und nun gabs ein seltsames Zwischenspiel. Moritz von Egidy, der Oberstleutnant a. D. und begeisternde Ethiker, verführte ihn dazu, für einen angeblich widerrechtlich zum Tode verurteilten Barbier Ziethen einzutreten. Gattenmord war dem Mann zur Last gelegt und die Todesstrafe schließlich auf dem Gnadenwege in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt worden. Egidy hatte das ganze Material in der Hand, starb aber vor dem Prozeß, in dem Landauer zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Was hatte er getan? In einer Broschüre hatte er die schärfsten Anklagen wider Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und Polizeikommissar in jener Sache gerichtet, um so die Wiederaufnahme des Verfahrens und die Freisprechung Ziethens zu erzielen. Dabei kannte er Ziethen gar nicht, einen unpolitischen Kleinbürger. Ihm war es nur um die Sache und den Menschen an sich zu tun. Opfern sollst du dich, wenn das Gewissen es heischt. Und er opferte sich, nutzlos. Denn auch für Ziethen sprang nichts heraus. Ein Irrtum? Der Gerichtshof erkannte die edlen Motive Landauers an und schickte ihn daher nur ins Gefängnis. In einem Briefe schrieb er nach der Verurteilung lakonisch: „Mir ist recht geschehen."

Auch diese sechs dunklen Zellenmonate gingen

vorüber. Leiden, Grübeln, Denken, Planen. Das Elendsleben hob von neuem an. Die Sorgen um das bißchen Existenz waren groß. Er verdingte sich als Gehilfe in einer Buchhandlung der Potsdamer Straße, er, der Bibliophile, dem aller Geschäftssinn abging, er hielt literarisch-aesthetische Vorträge in Damenzirkeln des Berliner Westens über die neuesten Dichter, über Bergsons Philosophie, über Walt Whitmans transzendentale Poesie, über Meister Ekkeharts Mystik in buntem Gemisch. Seine Familie mußte doch ernährt werden.

Wie eine Mischung von Christus und Don Quixote sah er aus. Leidend und in sich gekehrt. Aber doch verträumt glücklich. Sanft und abgeklärt. Struppiger kleiner Spitzbart. Volles Haupthaar. Fast in Locken fiel es ihm auf den Kragen. Bauschige Halsschleife. Lässige Kleidung. Bohemien, ohne gewollte, affichierte Genialität. Charakteristisch der mächtig weit ausgreifende Gang des übergroßen Mannes, dessen hagerer Körper in einem Pelerinenmantel schlotterte.

Sein literarisches Gepäck zählt nicht viele Stücke, wiegt aber umso schwerer. Das erste, was von ihm gedruckt wurde, war ein Aufsatz über die Bühne als plastische Kunst. Dann folgten die Novellen ‚Macht und Mächte'. Zur Bühne kehrte er immer wieder zurück, auch als Politiker, zuletzt als Theaterkritiker des Berliner Börsencouriers und in einem Buche über Shakespeare. 1909 übernahm er wieder die Redaktion des ‚Sozialist'. Diesmal dauerte es sechs Jahre. Aus seinen Veröffentlichungen traf er nach dem Ausbruch der Revolution eine Auswahl, die ‚Rechenschaft' betitelt ist. Ein Buch von politischer und dichterischer Prophetie,

ein Buch von ergreifender Menschenliebe. Er war von denen, die alles intuitiv kommen sahen einer die ungeheure Blutwelle, die Europa überfluten sollte. „Wir haben uns," schreibt er einmal, „da wir mit dem Weltkrieg spielen, eingesponnen in unsre Kultur, unsre ästhetischen Moden und ebenso in unsre sozialistischen Ideale, wie man sich wohl die Ohren mit einem Tuch umwickelt, um unangenehme, peinliche Geräusche nicht zu vernehmen. Und vor allem, um unsre innere Stimme zu übertäuben, die uns zuruft: Das Geistige, worin Ihr lebt, muß Wirklichkeit werden! Die Trennung von der Welt des Alten und Toten, von der Welt der gestorbenen Zwecke, von der Welt der Unkultur und Brutalität, von der Welt der Ungerechtigkeit und des Kapitalismus muß tatsächlich vollzogen werden! Alles, was sich an angeblicher Kultur in unsrer Gesellschaft befindet, ist Schein, Selbsttäuschung, Bemäntelung des Kräfteverfalles und des völligen Mangels an Gestaltungs= und Volkskraft." Er sieht nur einen Ausweg aus dieser Kulturwirrnis: „Erst müssen wir wieder unpraktisch werden, dann wird was Praktisches draus! Wir müssen wieder grad' wie von vorne anfangen und als Handwerker und Bauern zusammen leben und erst wieder lernen, uns ein bißchen gut zu sein und uns unter die Arme zu greifen."

Das ist seines Lebens Politik und Philosophie. Er knüpft wieder da an, wo Rousseau begann, und spinnt den Faden der gewaltlosen Kommunisten und Anarchisten weiter, der Christus und Tolstoi. Sein Bekenntnis ist niedergelegt in dem literarisch wie ethisch gleich wundervollen ‚Aufruf zum Sozialismus'. Wie man sich auch als

Politiker zu diesem seltenen Buche stellt: es greift einem ans Herz. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem Parteisozialismus, mit dem Marxismus. Diese Lehre, die Landauer kritisch zerpflückt, ist ihm eine Travestie des Geistes. Karl Marx, der Professor, habe den Wissenschaftsaberglauben an die Stelle geisthaften Wissens gesetzt, Politik und Partei an Stelle des Kulturwillens gebracht. Wohl könne über das Proletariat wie über jedwedes andre Volk einmal das Wunder kommen, nämlich der Geist, aber mit dem Marxismus sei kein Pfingstwunder und kein Zungenreden über uns gekommen, sondern die babylonische Verwirrung und die Blähsucht. „Wir sind die Dichter, und die Wissenschaftsschwindler, die Marxisten, die Kalten, die Hohlen, die Geistlosen wollen wir wegräumen, damit das dichterische Schauen, das künstlerisch konzentrierte Gestalten, der Enthusiasmus und die Prophetie die Stätte finden, wo sie fortan zu tun, zu schaffen, zu bauen haben, im Leben mit Menschenleibern, für das Mitleben, Arbeiten und Zusammensein der Gruppen, der Gemeinden, der Völker."

Wie sah sein Sozialismus aus? Er kehrte zu Pierre Joseph Proudhon, dem großen Vorläufer Karl Marxens, zu den französischen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Sozialisten zurück: „Eigentum ist Diebstahl, und Eigentum ist Sklavenhaltung." Eigentum ist für Landauer aber etwas andres als Besitz, und er sieht für die Zukunft Privatbesitz, Genossenschaftsbesitz, Gemeindebesitz in schönster Blüte. „Nur die Erde müssen wir wiederhaben. Die Gemeinden des Sozialismus müssen die Erde neu aufteilen. Die Erde ist Niemandes Eigentum. Die Erde sei herrenlos;

dann nur sind die Menschen frei." Das Prinzip, das der sozialistischen Grunderkenntnis entspricht, soll sein: daß in kein Haus mehr Wert zum Verzehr eingehen solle, als in dem Hause gearbeitet worden ist, weil kein Wert in der Menschenwelt entsteht als allein durch die Arbeit. Und er denkt, um den Tausch in der Volkswirtschaft zu ermöglichen, an die von Proudhon vorgeschlagene Tauschbank ...

Eine Utopie. Wir können nicht mehr zurück in die primitiven Urzustände. Die Menschheit hat sich schon zu weit in die engmaschigen Netze der Zivilisation verstrickt.

Während des Krieges hofft er, der stille Pazifist, auf den großen Volksstreik, der diesem organisierten Morden ein Ende bereiten wird, auf die allgemeine Revolution und vertieft sich, weil ihm unter dem Belagerungszustand und unter der Zensur die Hände gebunden sind, in die Geschichte der französischen Revolution von 1789. Mit Bienenfleiß stellt er ein paar Bände Briefe aus jener Zeit als charakteristische Kulturdokumente zusammen.

Und nun bricht auch über Deutschland die große Revolution herein. Kurt Eisner triumphiert in München. Landauer war ganz in literarischen Studien aufgegangen. Schon 1900 hatte er sich an der Neuen Gemeinschaft der Brüder Hart beteiligt, hatte, nach der Scheidung von seiner ersten Frau, Hedwig Lachmann geheiratet und hatte an ihrer Seite ein geistig-harmonisches Eheglück gefunden. Im vorletzten Kriegsjahr hatte der Tod ihm diese Frau entrissen. Genau ein Jahr danach wurde Eisner ermordet. Am einundzwanzigsten Februar 1919. Landauer erfuhr

es in Krumbach, wo er zuletzt mit seiner Frau gelebt hatte, und wo er ihren Sterbetag begehen wollte. Er kehrte sofort nach München zurück, zu jedem Opfer für die Sache bereit, die er für eine heilige Sache hielt. Aber in München kam zunächst das sozialistische Kompromiß=Ministerium Hoffmann zustande, und erst am siebenten April, als die Kommunisten Oberwasser bekamen, mußte die Regierung nachts fliehen, und die Räte=Republik wurde ausgerufen. Ein tolles Regiment begann. Der neue Minister des Äußern Lipp, eine überaus problematische Gestalt, telegraphierte triumphierend dem Moskauer Sowjet: Nordbayern stehe in Flammen; der Ministerpräsident habe bei seiner Flucht aus dem Ministerium nur den Abtrittsschlüssel mitnehmen können. Der eigentliche Führer der Revolutionäre war Doktor Levien, ein Mensch, der nicht in das Alltagsschema paßt. Erich Mühsam stand ihm zur Seite, dieses große, tapsige Kind, dem, seiner innern und äußern Hilflosigkeit halber, niemand ernstlich böse sein konnte. Da war der närrische Franziskanermönch Rothenfelder, der während des Krieges einer der wildesten Nationalisten gewesen war. Da Doktor Neurath, der auf die Art des Doktors Eisenbart die Volkswirtschaft im Handumdrehen sozialisieren wollte: „Nach zehnjähriger Arbeit", verhieß er, „soll es jedem Arbeiter möglich sein, sorgenlos ohne Arbeit leben zu können." Ein Wortführer der Unabhängigen Sozialdemokratie, Katz, nannte ihn öffentlich einen „genialen Falschspieler des Kapitals". Da Silvio Gesell, der eine Theorie des abnehmenden Kapitals aufgestellt hatte und sie in München nun zu erfüllen versuchte. Das Geld, lehrte er, soll künftig nicht mehr nach Zins und

Zinzeszins wachsen, sondern soll umgekehrt, von Anfang an degressiv an Wert verlieren, so daß, wer durch Hingabe eines Produkts in den Besitz eines Tauschmittels gelangt ist, kein größeres Interesse haben wird, als es so schnell wie möglich wieder gegen ein Produkt einzutauschen und so immer weiter. Nur zwei Besonnene gab es unter all diesen verstiegenen Theoretikern, Wirrköpfen und Machtcharlatanen. Zwei Menschen, die wußten, was sie wollten. Einen Napoleon im Jünglingshabit, Ernst Toller, und einen, der wirklich systematisch das Neue, wie er sichs dachte, aufbauen wollte: Gustav Landauer, den Aufklärungsminister. Beide waren in diesem kommunistischen Strudel die konservativen Elemente, die bremsten, wenn der Revolutionswagen gar zu wild drauflosrasen wollte. Toller, ein fünfundzwanzigjähriger Bursche, ein Knabe dem Aussehen nach, machte alles. Er war der Mann der Tat, war Generalstabschef, Zivilpräsident, kurz: in seinen Händen liefen alle Fäden zusammen. Entschlossen bis zum Äußersten. Aber kein Fanatiker. Sondern ein ruhig und kalt überlegender Mensch mit einer hinreißenden Rednergabe. Er machte sich keine Illusionen über den Ausgang des Ganzen: „Wir wollen die Umwandlung erst in einigen Monaten. Erst dann wäre die Bevölkerung über unsre Absichten aufgeklärt gewesen, wir hätten uns in Ausbildungskursen geeignete Kräfte erzogen. Die Ereignisse aber wurden übermächtig. Wir mußten mit." Und so kam alles gleichsam von selbst. Landauer mitten drin. An einen Freund schrieb er in diesen Tagen: „Wenn man uns nur einige Wochen Zeit läßt, werden wir Gutes wirken. Sonst wird es ein schöner Traum gewesen sein." Seit dem Ausbruch

der Revolution lebte er wie in einem Rausch, in dem unaufhörlichen Glücksgefühl: „Es ist Revolution.“

Und dann folgte, nach viereinhalb Wochen einer wilden Experimentalpolitik, der Sturz. Landauer, der jede Gewalttat, jede Waffe verpönte, konnte nicht hindern, daß der Kommunismus in München sich schließlich mit allen Machtmitteln aufrecht zu erhalten trachtete. „Nie Mob werden, nie lynchen“, hatte Landauer einmal erschreckt geschrieben. Aber seine Weggenossen, die Rote Garde und ihre Führer, wurden Mob, und sie lynchten. Geiseln wurden auf gräßliche Weise umgebracht. München war inzwischen von den Regierungstruppen Hoffmanns und Noskes umzingelt worden. Immer enger schloß sich der Kreis um die Stadt. Das Schicksal der kommunistischen Republik war besiegelt. Die einmarschierenden Truppen hielten schreckliche Musterung. Auch Landauer wurde aufgegriffen und verhaftet. Auf dem Wege zum Gefängnis kam er um. Die erbitterte Menge sollte ihn umgebracht haben. Nach einer andern Darstellung sollte ihn die militärische Begleitmannschaft kurzerhand erschossen haben, als er „aufwiegelnde Reden“ halten wollte. Sicherheit war zunächst nicht zu erlangen. Seine Freunde flüsterten sich zu, daß er gar nicht tot sei, sondern geflohen und sich irgendwo verborgen halte. Die Mythe wob bereits einen Kranz um sein Haupt. Bis in den Zeitungen eine Todesanzeige erschien, unterzeichnet von seiner Mutter und ihren Enkeln.

In einer Auseinandersetzung mit den marxistischen Politikern hatte Gustav Landauer einmal geschrieben: „Wir Dichter wollen im Lebendigen schaffen und wollen sehen, wer der größere und

stärkere Politiker ist: Ihr, die Ihr zu wissen behauptet und nichts tut, oder wir, die wir das lebendige Bild in uns haben und das sichere Gefühl und den hinausgreifenden Willen: und die wir tun wollen, was nur getan werden kann, tun wollen gleich jetzt und immerzu und unentwegt, die wir die Menschen, die mit uns sind, sammeln wollen zu einem Keil, der vorwärts dringt, immer weiter im Tun, im Bauen, im Wegräumen; immerzu, mit Lachen und Gründen und Zürnen; über schwerere Klötze weg mit Angreifen und Kämpfen ... Der Geist, der uns trägt, ist eine Quintessenz des Lebens und schafft Wirklichkeit und Wirksamkeit.“ Nun war dieser Geist unterlegen, weil des Dichters Traumland, die Proudhonsche Idylle, an der harten Alltagswirklichkeit und an den Menschen zerschellte. Nur der Geist, die Idee ist wie ein Häuflein glimmender Asche übrig geblieben.

Oskar Cohn

So, da haben wir die Dinger aufgestellt. Rücken Sie, bitte, das Schachbrett ein wenig nach links. Noch ein bißchen weiter. Nun haben wirs beide bequem genug. Los!"

„Natürlich den Bauern ..."

„Warum wundert Sie das?"

„Gar nicht wunderts mich. Sie haben doch, lieber Doktor, auch Ihre parlamentarische Laufbahn mit einem Bauernfang ..."

„Nanu ...?"

„Nun, tun Sie nur nicht so erstaunt, Doktor. Lange genug hatte ihr Vorgänger in Nordhausen für den Reichstag vergeblich kandidiert. Dann kamen Sie in den anscheinend aussichtslosen Wahlkreis. Die Freisinnigen spielten dort nun einmal die erste Flöte: Herr Nebelung, der Schriftgewaltige, und Herr Doktor Otto Wiemer, der Posaunenredner und parlamentarische Bierphilister. Und wenn Wiemer, Eugen Richters einstiger Protégé, auch nie in der Hauptwahl das Rennen machte, so hieben ihn bei der Stichwahl doch die Konservativen, die Bündler und Antisemiten heraus ..."

„Sehr richtig — nur 1912 nicht, bei den Reichstagswahlen nach der Zertrümmerung des Bülow-Blocks. Da haben die Antisemiten aller Schattierungen durch ihre absichtsvolle Wahlenthaltung gegenüber den Freisinnigen meine Wahl indirekt gemacht ..."

„Das mein' ich ja eben. Weil die Freisinnigen das allgemeine Stichwahlbündnis mit der Sozial=demokratie eingegangen waren, rächte sich die Rechte und gab in Nordhausen für die Stich=wahl die Parole aus: Wider Wiemer! Der amtliche Apparat auf dem Lande begann, hintenherum, für Sie zu spielen. Die Bauern wurden für Sie künstlich begeistert und der Kriegerverein für Ihre Kandidatur mobil gemacht. Fahnenbänder wurden ihnen versprochen, wenn Sie das Rennen machten, und also sangen die biedern, treudeut=schen Kriegervereinler: „Mit Gott für König und Vaterland — ohne Cohn kein Fahnenband!" Und das, Doktor, nennen Sie keinen Bauern=fang?"

„Das muß ich wirklich bestreiten. Das war in der Tat kein Bauernfang. Denn um mich haben die Bauern sich nicht gekümmert. Nur Wiemer, meinen Gegner, haben Sie nicht gewählt. Also keine Verschiebung der Tatsachen. So, und jetzt schiebe ich Ihnen zum Ärger, gleich noch einen Bauern vor."

„Nun, sagen Sie mir, wie sind Sie eigentlich in die Politik gekommen?"

„Gut Ding will Weile haben. Ich gehe jetzt auf die Fünfzig. Habe als Jude mit meinem so unverkennbar jüdischen Namen schon auf der Schule, auf der Bürgerschule und auf dem Gym=nasium in Brieg, mit offenem und verstecktem Antisemitismus kämpfen müssen. Aber dieser Kampf, dieses fortwährende Auf=dem=Qui=vive=sein hat meine Kraft gestählt und mir eine zähe Ausdauer gegeben. Ich habe so etwas wie Bitter=nis gegen die gefühlsrohe Gesellschaft im Herzen getragen, aber eine immer dickere Hornhaut be=

kommen. Motto: Nun erst recht! Meine Studienzeit in Greifswald und München, meine lange Referendar-Aera am Berliner Kammergericht haben diese Charakterprüfung nur noch gehärtet. Na, und dann wurde ich Rechtsanwalt in Berlin, und Proletarier wurden meine Klienten. Alle möglichen Zivil- und Strafprozesse hab' ich in wirbelndem Wechsel geführt. Sozialistische Kollegen fand ich, Liebknecht, Heine und die andern; wie ich auch schon als Student der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung zusammen mit Landsberg angehört habe. Gott, wo sind diese Zeiten hin!"

„Ja, und wie gerieten Sie nun in die Politik, Doktor?"

„Ich war eben so mit der Zeit drin. Allerdings, wie jeder Anfänger, zunächst mehr an der Peripherie der Partei als im Zentrum, wo die Götter thronten. Dabei war ich sehr fleißig. Erklärte mich, um der Sache willen, zu allem und jedem bereit. Hielt Vorträge, wenns gewünscht wurde, und schrieb Flugblätter. 1909 saß ich als Stadtverordneter im Roten Hause Berlins. Na, und das übrige wissen Sie ... Jetzt hol ich aber meinen Springer vor. Achtung, Freundchen!"

„Ihre politische Laufbahn ging dann ja auch sprunghaft vorwärts. Sie wurden Kriegsgewinnler ..."

„Nanu, seh' ich so aus? Mein Vater war Fabrikant. Wir waren zwölf Kinder zu Hause, von denen zehn leben blieben. Ich habe stets, was man so nennt, mein bürgerliches Auskommen gehabt. Wenn ich früher zu Parteitagen entsandt wurde, war mir allerdings das bescheidenste Logis grade gut genug, denn ich wollte, auch darin, nur ein Vertreter des Proletariats sein. Und auch

später wars mir immer weniger um mich als um die andern zu tun."

„Zugegeben. Ich weiß, wie Sie das Hilfswerk für die Ostjuden gefördert haben, und daß Sie während des Krieges draußen gewesen sind, um die Lage der Juden zu studieren und zu verbessern."

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht. Aber wissen Sie auch, daß ich von April 1915 bis Juni 1917 in Feldgrau gesteckt habe?"

„An der Front?"

„Das nicht. Aber ich habe im Gefangenenlager zu Guben, in Litauen und Kurland und im Elsaß Wache geschoben. Hätte ich mir nicht früher schon, bei der zunehmenden Praxis, einen Sozius zugelegt: ich hätte mein Anwaltsgeschäft schließen müssen. Freilich wurde hernach auch mein Associe militärisch eingezogen."

„Aber das bleibt nun doch einmal bestehen, daß Sie politisch durch den Krieg hochgekommen sind. Die alldeutsche, die ganze konservative Clique tobte jedesmal, wenn Sie im Reichstag den Mund aufmachten, nachdem Sie, ursprünglich Kreditbewilliger, sich immer weiter nach links entwickelt und die Unabhängige sozialdemokratische Partei mit ins Leben gerufen hatten. Herr von Graefe, der mecklenburgische Junker, war ganz besonders versessen auf Sie. Ich denke noch an den Tumult, an das wilde Rauschen im rechten Blätterwald, als Sie den Antrag stellten, einen militärischen Überwachungsausschuß des Parlaments zu bilden, um den Allvater Hindenburg und den Heiligen Geist Ludendorff kontrollieren zu können. Ein schöner Gedanke — auch wenn Ihr Antrag damals vom Reichstag glatt abgelehnt

wurde. Und dann waren Sie es ja auch, wenn ich nicht irre, der in einer Sitzung des Hauptausschusses die Kronratsgeschichte vom fünften Juli 1914 aufdeckte ..."

„Lieber Freund, wenn Sie Ihre Gedanken gar zu weit vom Schachspiel abschweifen lassen, das, wie Sie wissen, für mich eine ernste, nachdenkliche Sache ist, dann werden Sie noch böse hereinfallen. Schauen Sie doch hin, Ihre Königin ist in Gefahr ..."

„Macht nichts: mein Turm wird Sie schon einschüchtern."

„Ihr Turm? Das wollen wir doch mal sehen. Lassen Sie mich nur einen Augenblick überlegen. Ich bin ein sehr Vorsichtiger ..."

„Übrigens: Turm! Bei dem Matrosenputsch vom Sommer 1917 und der Generalstreikbewegung vom Januar 1918 haben Sie mit einem Ärmel den Zuchthausturm gestreift. Wehe, wenn man Sie damals gepackt hätte!"

„Wer hat Ihnen den Bären aufgebunden? Nicht ein Atom davon ist wahr. Ich war nachher lediglich Verteidiger einiger Delinquenten. Aber nun sehen Sie: so schmeiße ich jetzt Ihren Turm."

„Ich habe aber noch einen zweiten, Doktor!"

„Auch der schreckt mich nicht. Ich habe vor der Königlich Preußischen Polizei ganz offen mit den Bolschewiki in der Berliner russischen Botschaft verkehrt und war offiziell Herrn Joffes Rechtsbeistand."

„Ja, die russische Botschaft! Ich entsinne mich noch, wie ich eines Tages von Herrn Joffe empfangen werden sollte. So im August oder September 1918. Ich trat ins Haus, und gleich empfingen mich zwei fliegende Portiers: Proletarier ohne

Kragen, einen roten Schlips um den Hals gewürgt, den Oberkörper ungezwungen in eine graue Joppe gesteckt. Man hatte den Eindruck, auf einen Bauhof zu kommen, der durch Streikposten gesperrt ist. Im Hof sah man Zarenbilder, prachtvolle Mahagonitische und andre wertvolle Möbel dem Wind und Wetter preisgegeben. Herr Joffe selbst konnte mich an jenem Tage nicht willkommen heißen. Aber sein Adlatus, ein schmächtiger Jüngling, Herr Rosenberg, nahm sich meiner an und plauderte, mit der Geste des gewiegten Diplomaten, über hohe Politik. Das Empfangszimmer war merkwürdig ausgeräumt. Ein paar Sessel, ein Tisch, ein Teppich. Weiter nichts. Die Wände waren kahl, und vom Türgerüst und von den Bronzen des Kandelabers und der Ofenumkleidung waren die Zaren-Kronen abgebrochen. Das Treiben im Botschafterpalais war recht ungeniert. Über allem schwebte der Geist der Marquise von Pompadour, der galanten Sekretärin des Herrn Joffe. Übrigens, erzählte man sich, passierte da einmal eine niedliche Szene. Nach kommunistischem Rezept nahmen alle, vom Herrn Botschafter bis zum Herrn Chauffeur herab, gemeinsam das Mittagsmahl ein. Da aber begab es sich, daß der Herr Chauffeur Gefallen fand an seinem Gegenüber, der Marquise von Pompadour. Herr Joffe bemerkte es, sagte aber nichts, sondern handelte nur. Am nächsten Tage speiste er mit der Marquise allein in einem anderen Zimmer. Das, riefen die andern (nicht zuletzt der Chauffeur), verstoße gegen die große Idee der kommunistischen Gleichheit. Aber Herr Joffe meinte gelassen, daß diese Gleichheit an irgendeiner Stelle Halt machen müsse; an irgend einer Stelle...

„Hören Sie auf, lieber Freund! Es wurde sehr viel von der russischen Botschaft und ihren Intimitäten erzählt. Was davon wahr ist, weiß ich nicht. Passen Sie lieber auf Ihren zweiten Turm auf. Auch der ist in dringender Gefahr. Stürzt er dem ersten nach, so ist der König bedroht, und womöglich fällt Ihr ganzer Bau."

„Mir behagts bei den Russen noch ganz gut. Hat man Ihnen nicht ‚Wohltätigkeitsgelder' für die russischen Gefangenen zugesteckt, und haben Sie die nicht einem Schöneberger Budiker davon zum Ankauf von Gewehren gegeben? Haben Sie und Barth und Haase dann nicht die Revolution gemacht ...?"

„Kommen Sie mir wieder mit dem alten Schwindel? Erst am sechsten November habe ich russische Gelder empfangen, als die Revolution schon mitten im Gange war, und habe dafür lediglich Flugblätter herstellen lassen und Zeitungen unterstützt ... Halt, jetzt habe ich Sie: Schach dem König!"

„Donnerwetter ..."

„Sehen Sie: Bereit sein ist alles. Meine Minierarbeit, deren Ziel den politischen Gegnern verborgen blieb — Sie kennen ja mein ruhiges Auftreten und meine rein sachliche Redeweise im Parlament ..."

„Ja, die kenne ich. Aber seien Sie mir nicht böse: ich hatte immer den Eindruck, als ob sich hinter dieser Fassade ein brennender Ehrgeiz verberge, eine Machtgier, ein Wille, sich unter allen Umständen durchzusetzen. Weitausschweifendes Wollen. Jetzt geht es mit allerhand Nadelstichen gegen die sozialistisch-demokratische Koalitionsregierung Scheidemann. Mit den Linke=

sten, mit den Kommunisten äugeln Sie. Oder irre ich mich? Noch sind Sie, der Sie einige Zeit, während der Revolutionsflitterwochen, Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt waren, sich nicht völlig klar, wohin Sie den Weg nehmen sollen ..."

„Nun lassen Sie mich aber auch wieder einmal zu Wort kommen. Kennen Sie Peter Krapotkins Werk über die französische Revolution? Oder Louis Blancs Darstellung? „Ihr wolltet die Freiheit ohne die Gleichheit", sagt der Berg; „und wir wollen die Gleichheit, weil wir uns ohne sie die Freiheit nicht vorstellen können." Darin ist meine Politik ausgedrückt.

... Im übrigen, wie Sie sich auch bemühen: das Schicksal Ihres Königs ist besiegelt."

„Es gibt in der Tat kein Entrinnen mehr."

„Und ist schließlich Schach dem König geboten zu haben nicht auch ein Verdienst?"

Constantin Fehrenbach

Geboren in Wellingen, einem kleinen Schwarzwalddorf, anno 1852. Der Vater Volksschullehrer. Ein schlichter, gottesfürchtiger Mann, der dem Pfarrer getreulich zur Seite stand. Constantin wurde im Glauben erzogen, und früh schon ging er in religiösen Übungen auf. Ein Gottesmann wollte er werden wie der ehrwürdige Herr Pfarrer und, bei Lichterglanz, Weihrauchduft und Chorgesang, die Seelen seiner Gemeinde hüten und pflegen. Oder gar aufsteigen auf der Leiter des Klerus bis zum Erzbischof, den er im nahen Freiburger Münster die Messe lesen sah, in jenem ehrfurchtgebietenden gotischen Dom, dessen Vergangenheit bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückreicht. Vielfarbige Glasmalereien, wundervoll geschnitzte Altäre und eine Geburt Christi von Hans Baldung lassen einen in diesen hochgewölbten heiligen Hallen tief erschauern. Diesem Zauber mystisch-religiöser Romantik erlag auch Constantin, und wenn der Kirchenfürst, bei dröhnendem Orgel- und schmetterndem Posaunenklang, beim himmelansteigenden vielstimmigen Chor der Kinder, Männer und Frauen, unter dem Baldachin auf die Monstranz mit dem Leib Christi starrend, vorüberschritt, zitterte sein Herz in Gottesfurcht und kniend beugte er sich vor dem Allerheiligsten.

Also, es stand fest: Constantin sollte sich dem Herrn widmen. Der Vater schickte ihn auf das Gymnasium von Freiburg, ließ ihn, in den obern

Klassen, Hebräisch lernen und ermöglichte ihm auch das Studium. Priesterhände nahmen ihn segnend auf. Die Tonsur ward an ihm vollzogen — da besann er sich eines andern und wurde Jurist. Die Skrupel und Zweifel, die seine Seele gequält hatten, waren überwunden. Als er mit dreißig Jahren in Freiburg die Advokatenlaufbahn begann, war er geklärt. Er wollte fortan ein Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit werden. Er wollte der Kirche in der politischen Arena dienen, ein vortrefflicher Volksredner, wie er war. Er sprach mit einer gewissen satten Behäbigkeit. Schwarzwälder Berge, alemannische Sangeslust und badischer Landwein würzten gleichsam seinen gemütvollen breiten Redefluß. Humor mischte sich ein, und wenn er das Wort in öffentlichen Versammlungen ergriff, machten sichs die Zuhörer auf ihren Stühlen behaglich.

Fehrenbach tat sich als junger Anwalt rasch hervor. Schon nach zwei Jahren ward er stellvertretender Obmann des Stadtverordnetenvorstands von Freiburg und elf Jahre danach Stadtrat. In der Zwischenzeit entsandte ihn das katholische Volk von Freiburg in den Kreistag, in die Zweite Badische Ständekammer, deren Präsident er bald wurde, und schließlich, 1903, gar in den Reichstag. Hier hielt er sich in der Zentrumsfraktion zum demokratischen Flügel, zu den Groeber, Erzberger, Trimborn. Zunächst trat er nicht allzuoft hervor. Seine Hauptarbeit galt den stillen Kommissionen, über die die Presse nur summarisch, meist ohne jede Namensnennung, zu berichten pflegt. Während der Zabern-Affäre begehrte er auf. Er kannte, von vielen Fußwanderungen her, das Land und die Leute Elsaß-Lothrin-

gens, er kannte die Seele dieses Volkes zwischen den Nationen wie seine eigne Heimat, und alles empörte sich in ihm, als das Säbelregiment des preußischen Militarismus hier rücksichtslos dazwischenrasselte. Die Fraktion schickte ihn in jener Reichstagsdebatte vor, die mit einem erfolglosen Mißtrauensvotum gegen den Kanzler Bethmann Hollweg endete, und Fehrenbachs temperamentvolle Rede wurde, nicht zuletzt auf den Regierungsbänken, viel beachtet. Mit der Faust war er dreingefahren. Seitdem kam er öfters zu Wort. Allmählich rückte er in die erste Reihe der Zentrumsführer, immer dicht hinter Erzberger her. Im August 1917, als Herr Doktor Michaelis, der Geheime Kanzleirat mit den Hämorrhoiden, im Reichskanzlerpalais thronte, wählte der Hauptausschuß des Reichstages ihn zum Vorsitzenden, und als der alte klapprige Doktor Kaempf, der fortschrittliche Kompromißpräsident des Parlaments, das Zeitliche gesegnet hatte, wandten sich aller Augen auf Fehrenbach als seinen Nachfolger. Das Zentrum ward die stärkste Partei, nachdem die Sozialdemokratie sich gespalten hatte, und so gaben ihm die Mehrheitsparteien am 8. Juni 1918 ihre Stimme.

Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er den Präsidentensitz einnahm. Im schwarzen Gehrock stand er da, breit und massiv. Ein großes Rechteck seine Gestalt. Vierkantig das Haupt darauf gesetzt. Lang und grade die Nase. Der (bräunliche) Schnurrbart lief an beiden Nasenflügeln in grader Linie rechts und links über die Mundwinkel hinaus. Und nun sprach dieser Präsident. In klirrender Rüstung traten die Worte aus seinem Munde: gemütliche Schwarzwaldritter mit patheti-

scher Geste, die aber keine Furcht erregten. Ein Demokrat. „Es ist etwas Schönes um ein freies, selbstbewußtes Wort", sagte er, „und an diesem Platze soll nach unserm Willen eine gesicherte Stätte für ein freies Wort aufgebaut werden und bleiben. Die vielen Nöte und Beschwerden, die während des langen schrecklichen Krieges an das deutsche Volk herantreten, verlangen nach einer offenen Aussprache in diesem Hause. Die politischen Tagesfragen, die auch während des Krieges mit nicht verminderter Kraft auftreten, verlangen eine klare und bestimmte Stellungnahme, und die Entwicklung unsres Reiches in außen- und innenpolitischer Beziehung muß hier, je nach den verschiedenen Anschauungen der verschiedenen Parteien, klar und deutlich zum Ausdruck gelangen."

Das waren verständige Worte, und die Presse aller Parteien lächelte freundlich dazu. Lange indessen sollte Fehrenbach seines Amtes nicht walten. Wie alle vom alten Regime, ließ auch er sich von der Revolution völlig überraschen, und als der Sturm losbrach, hatte er den Reichstag in holder Ahnungslosigkeit grade ein bißchen pausieren lassen. Fehrenbach weilte in seiner Heimat, und so wurde das Parlament, das, überaltert, gar keinen Zusammenhang mehr mit der Gegenwart hatte, über den Haufen gerannt, ohne daß es auch nur eines Flintenschusses bedurft hätte. Erst Wochen danach raffte Fehrenbach als Präsident sich auf, um in einem Telegramm an den Rat der Volksbeauftragten gegen die Ausschaltung des Reichstags zu protestieren, holte sich aber einen Korb. Der Reichstag blieb, obwohl er formell nicht aufgelöst war, mausetot. Kein

Mensch kümmerte sich mehr um ihn. Er existierte nicht mehr. Der Galvanisierungsversuch, den Fehrenbach unternahm, begegnete allgemeiner Ablehnung.

Dann kamen die Wahlen zur Nationalversammlung. Das Zentrum hatte Grund zur Zufriedenheit. Die beiden sozialdemokratischen Parteien bildeten, auch zusammen, keine Mehrheit. Man mußte paktieren, um einen regierungsfähigen Mehrheitsblock herzustellen. Zentrum, Demokratie und alte Sozialdemokratie fanden sich auf einer gemeinsamen Plattform. Doktor David wurde, als Vertreter der stärksten Fraktion, der Sozialdemokratie, Präsident der Nationalversammlung. Fehrenbach war tief gekränkt. Man hatte ihn beiseite geschoben. Das ging nicht an. Er murrte. Die Seinen murrten. Es murrten die Badener, die Württemberger, die Bayern. Es murrten alle Süddeutschen in der Fraktion. Es murrte schließlich der große Chor des gesamten Zentrums. Verhandlungen mit der Sozialdemokratie. „Ihr stellt den Reichspräsidenten, Ihr stellt den Ministerpräsidenten. Da laßt uns wenigstens den Präsidenten der Nationalversammlung. Seht unsern Fehrenbach ..."

Die Sozialdemokratie gab nach. David bekam einen Ministersitz ohne Portefeuille, und Fehrenbach wurde Präsident des Parlaments. Dreiunddreißig Jahre hatte er den Freiburger Männergesangverein, zwei Jahre die Zweite Badische Kammer und zwanzig Wochen den Reichstag geleitet — nun, da war er auch für diesen Posten der richtige Mann. Er präsidierte mit Würde, mit Anstand und Humor. Manchmal beklagten die ganz rechts und die ganz links sich über ein

bißchen Parteilichkeit, bisweilen, wenns im Haus gar zu bunt herging, wetterte er wie ein donnernder Feldwebel, mitunter fuhr er Herrn Traub oder Herrn Henke über den Mund, ab und zu handhabte er die Geschäftsführung des Hauses auch wie ein Advokat — aber das muß ihm der Neid lassen: er machte die Sache geschickt. Er verstand sein Metier. Seit das alte System mit dem kaiserlichen Herrn an der Spitze verschwunden war, spielte er ab und zu ein ganz klein wenig die über allen Wolken des Alltags thronende und redende Vorsehung. Zuletzt, als er den Reichspräsidenten, Herrn Fritz Ebert, in feierlicher Schlußsitzung der Nationalversammlung im Weimarer Theater auf die neue Reichsverfassung vereidigte.

Aus der Welt der Politik und der Juristerei zieht er sich häufig in die Sphäre der Kunst und der Metaphysik zurück. Er beherrscht, als alter katholischer Zögling, die mittelalterliche Literatur ausgezeichnet und kennt sich vor allem in der christlich-mystischen Kirchenphilosophie aus. Der Musik ist er besonders zugetan. Ein feiner Kenner der alten Kirchenmusiker. Nie fehlte er, wenn er in Berlin war, bei den historischen Kirchenkonzerten der Hedwigskirche, und in Weimar, während der Tagung der Nationalversammlung, sah man ihn in jedem Symphoniekonzert. Die Musik öffnet ihm die Tore zu den seligen Gefilden, da auf prangendem Anger ein voraussetzungsloser Gottesglaube blüht.

Ulrich von Brockdorff-Rantzau

„Seine Exzellenz lassen bitten."
Der Diener im Frack mit schwarzer Binde sagts zu mir, öffnet, anklopfend, die Doppeltüre und bereitet mir mit einer Handbewegung den Weg. Der Graf, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, erhebt sich von seinem Platz und begrüßt mich.

Eine interessante Gestalt in einem merkwürdigen Milieu. Hier herrschten einst Herbert Bismarck, Freiherr von Marschall, Freiherr von Bülow, ders zum Kanzler-Fürsten brachte, Freiherr von Richthofen und so weiter bis zu Kühlmann, Hintze und Solf. Links, dem Fenster gegenüber, hängt der Alte aus dem Sachsenwalde, grollenden Auges, im Schlapphut. Ein Bild von Lenbach. Die schmale Wand hinter dem riesigen eichenen Schreibtisch zieren zwei Kunstdrucke unter Glas und Rahmen: das Rathaus von Breslau und von Tangermünde. Darunter hängen die Kästen für die Kuriere und Depeschen: Amsterdam, Christiania, Bern ...

Der Graf spricht. Außerordentlich liebenswürdig und weltmännisch in seinem Wesen. Eine schlanke, hagere Gestalt. Blasses, übernächtigtes Gesicht. Gerötete Augen. Ringe darunter. Etwas müde auch in der Haltung. Er scheint mitunter auf Stelzen zu gehen. Leger in der Kleidung, dabei in jeder Weise elegant. Aber man merkts an Kleinigkeiten, daß er Junggeselle ist. Früher,

da er, während des Krieges, als Nachfolger Jagows oder Zimmermanns in Frage kam, verbreiteten seine Gegner hier in Berlin die Legende: Ach, der abgetakelte Herr geht ja in einemfort mit der Morphiumspritze herum! Daran ist natürlich kein wahres Wort.

Auf den ersten Blick scheint er nur ein typischer Vertreter des ancien régime zu sein ...

Die Brockdorff=Rantzau sind ein altes schleswig=holsteinisches Geschlecht. Ulrichs Vater war Großherzoglich Oldenburgischer Kammerjunker und später Assessor, starb aber schon früh, drei Jahre nach der Geburt seines Sohnes. In Eutin, dem stillen Städtchen des oldenburgischen Fürstentums Lübeck, besuchte der das Gymnasium und bezog dann die Universitäten Neuchatel, Freiburg und Berlin, um Jurisprudenz zu studieren. Am zwölften Juli, nachdem er die erste juristische Prüfung bestanden hatte, promovierte er in Leipzig zum Doctor juris. Aber er schlug zunächst keineswegs die Verwaltungskarriere ein, kletterte nicht, von Stufe zu Stufe, vom Referendar aufwärts, sondern er trat als Avantageur in das Erste Garde=Regiment zu Fuß ein. Ein Jahr darauf bekommt er das Patent als Secondeleutnant. Aber er hat Pech. Beim Turnen zieht er sich eine Verletzung des linken Beinmuskels zu. Er muß den Dienst quittieren, wird aber von S. M. à la suite des Schleswig=holsteinischen Füsilier=Regiments 86 Königin gestellt.

Was nun? Also doch rin in die Verwaltungslaufbahn! Wie jeder Sterbliche, mochte er als Landgerichtspräsident, als Minister oder bloß als Rechtsanwalt enden, mußte auch er damals mit dem Referendar bei Gericht beginnen. Er wird

an das Königliche Amtsgericht Eckernförde überwiesen. Doch das Schicksal hat mit ihm ein Einsehen. Nach einem halben Jahre wird er als Aspirant für die diplomatische Laufbahn zugelassen und zuerst der Kaiserlichen Gesandtschaft in Brüssel als Attaché zugeteilt. Und nun gehts rasch vorwärts: bald wird er in der Zentralstelle des Auswärtigen Amtes beschäftigt und erhält die Themen zu den schriftlichen Probearbeiten für das diplomatische Examen. Er kommt nach Luxemburg, nach Petersburg, nach Wien, nach dem Haag, nach Budapest und strandet schließlich in Kopenhagen: er war dritter, zweiter, erster Legationssekretär gewesen, Generalkonsul und zuguterletzt Gesandter. Und darauf berief man ihn an die Spitze des Auswärtigen Amtes.

Qualitäten? Eins macht ihn auf jeden Fall sympathisch. Er hat bei allen Staatsprüfungen nicht besonders gut abgeschnitten. Denn bureaukratische Korrektheit im Sinne des Schablonen-, des Aktenmäßigen hat ihm nie gelegen. Das Menschliche, auch in der Politik, rückt er in den Vordergrund. Daraus erklärt sich auch seine scharfe Frontstellung gegen die Mächte des alten Systems. Aus seiner Abneigung gegen den preußisch-deutschen Militarismus, der alles Menschliche negierte, der nur geistig-seelische Mechanik und nur Kadavergehorsam kannte, hat er nie ein Hehl gemacht. Dabei konnte er recht rücksichtslos werden, wenn er die verfehlte Politik der Militär- und Marinekreise geißelte. Durch Verträge mit Dänemark, zischelten seine Feinde, habe er die Wirksamkeit des U-Boot-Krieges durchbrochen. Natürlich war das unrichtig. In Wahrheit hat seine geschickt geführte Handelspolitik an Lebens-

mitteln aus Dänemark für uns herausgeholt, was nur irgend möglich war. In enger Fühlung mit der deutschen Demokratie und Sozialdemokratie hat er, auf der Höhe des Kriegsrausches, immer auf eine do-ut-des-Politik, auf einen Ausgleich durch Kompensationen hingestrebt, und seine Anregungen fielen eine Zeitlang ja auch auf fruchtbaren Boden.

Nun sollte er die gesamte auswärtige Politik Deutschlands leiten. In einer Zeit, wie sie schwieriger niemals vorher gewesen war. Denn wir lebten in einem Zwischenstadium. Alles floß. Die Proteste gegen die imperialistische Waffenstillstandspolitik der Entente und gegen die Machenschaften der Polen waren von einem würdigen Ernst getragen, und sein vor der Presse abgelegtes Bekenntnis für Demokratie, für Recht und Humanität auch im Völkerleben machte den besten Eindruck.

Desgleichen seine groß angelegte Programmrede vor der Nationalversammlung. Kein besonderer Sprecher. Eine große, schwarzumrandete Hornbrille auf der Nase, las er seine Rede vom Konzept ab. Die Wirkung seiner Ideen war stark. Dem neuen Deutschland wies er, ohne jammernd rückwärts zu schauen, die neuen Wege der Auslandspolitik. Seine Hauptprobe aber hatte er erst auf der großen Friedenskonferenz in Versailles zu bestehen. Er war ein diplomatischer Florettfechter. Wo er auch nur die geringste Blöße beim Gegner entdeckte, gleich war er mit einem Stich zur Stelle. Mündlich wurde nicht verhandelt. Das ließ die Entente nicht zu. Der Gedankenaustausch blieb auf einen schriftlichen Verkehr beschränkt. Die ursprünglichen Friedensbedingungen riefen einen allgemeinen Proteststurm

in Deutschland hervor. Darauf baute der Graf seine Abwehrpolitik auf und versuchte in seinen Gegenvorschlägen das Menschenmögliche herauszuholen. Einzelne seiner Noten waren diplomatische Meisterstücke. Aber der Gegner, die Entente, gab nur wenig nach. Sie wußte, daß die Unabhängigen Sozialdemokraten jeden Frieden annehmen würden, und sie hatten auch erfahren, daß selbst Herr Erzberger nicht derselben intransigenten Ansicht wie Graf Brockdorff-Rantzau sei. Und so kam es, daß der Graf, als der Fünferrat in Paris der deutschen Friedensdelegation die endgültigen Bedingungen vorlegte, samt seinem ganzen Stabe (der ihn teilweise später im Stich ließ) für Ablehnung des Friedensvertrages war, aber in Weimar auf den schärfsten Widerstand Erzbergers stieß und schließlich, als das Kabinett, nach dem Rücktritt Scheidemanns, gleich dem Parlament dem Friedensvertrage zustimmte, die Konsequenzen zog und von der politischen Bühne zurücktrat.

Das die Berufs-Fassade. Dahinter verbirgt sich ein seltsamer Mensch. Ein Kunstliebhaber, ein Lebenskünstler. Der Malerei bringt er ein besonderes Verständnis entgegen. In seinem Hause findest du eine prächtige Sammlung alter Möbel und Bilder, die er selbst überall aufgestöbert hat. Seine Lebensführung — Philister, schlage die Hände über dem Kopf zusammen — ist höchst unbureaukratisch. Am liebsten arbeitet er nachts. Wenn alles dunkel um ihn herum ist, dann kommen ihm die besten Gedanken. Große Gesellschaften meidet er nach Möglichkeit. Dafür aber versammelt er Leute aus allen Schichten zur Aussprache bei sich. Da kann man die tollsten Ge-

stalten antreffen. Und er mitten drunter: amüsant, anregend, sarkastisch, schlagfertig, weltmännisch-überlegen. Le grand Bohémien.

„Ja, sehen Sie, so habe ichs mir gedacht: der diplomatische Dienst soll ganz um-, neu aufgebaut werden. Die Exklusivität des Adels soll verschwinden. Aber auch mit der Finanzaristokratie will ich aufräumen. Menschen aller Berufsklassen, die sich für den Auslandsdienst eignen, sollen herangezogen werden, ohne Rücksicht auf ihre privaten finanziellen Verhältnisse." Aber noch ehe er die ersten Reformen verwirklichen konnte, ward der Faden seiner amtlichen Laufbahn zerschnitten. Der Edelmann zog sich resigniert auf sein Gut in Schleswig-Holstein zurück.

Robert Leinert

Der Saal des Preußischen Abgeordnetenhauses war rot drapiert. Der erste deutsche Rätekongreß war in Berlin zusammengetreten. Arbeiter und Soldaten in buntem Gemisch. Oben auf dem Präsidentensitz thronte Robert Leinert, von wo aus früher die feudalen Herren das Dreiklassenhaus gelenkt hatten. Rechts von ihm, auf der Regierungsbank, die Volksbeauftragten: Ebert, Barth, Haase, Landsberg, Scheidemann, Dittmann, und in der zweiten Reihe saß, etwas zusammengekauert, Karl Kautsky, der große Dogmatiker und Siegelbewahrer des Marxismus. Ein kleines gedrungenes Männchen mit einem weißbärtigen Professorengesicht und einer goldenen Brille auf der Nase. Seine rosig-blanke Glatze leuchtete weithin wie die aufgehende Morgensonne des Sozialismus. Auf der Linken der Regierungsreihen hatte, vornan, Georg Ledebour Platz genommen. Mit großer Geste saß er da. Quecksilbrig rutschte er auf seinem Stuhle hin und her. Ein kochender Vulkan. Neben ihm reihten sich die andern Mitglieder des Vollzugsrates der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte an: Richard Müller, genannt der Leichenmüller, ein Radikalismus gemildert durch Stehkragen und Röllchen, Max Cohen, der feldgraue Kontinentalpolitiker mit dem flackernden Auge, e tutti quanti. Und zu Füßen dieser Revolutionsgötter aus dem November-Dezember des bedeutsamen Jahres 1918 die Schar der Namen-

losen, der Delegierten, der Räte. Ein buntes Gewimmel. Ein Durcheinander. Ein Parlamentarismus im Werden. Ein brodelndes Etwas. Ein Reden für einander, mit einander, durch einander, mit tausend Zungen. Sachliches und Persönliches fließt durcheinander. Ehe man zum Thema der Tagesordnung kommt, gibts stundenlange Geschäftsordnungs-Debatten. Jeder meldet sich zu Wort. Jeder will etwas sagen. Und sie sagen doch alle nichts. Sie reden nur. Sie müssen reden. Revolutionärer Pfingstgeist. Fraktionen gibts noch nicht. Alles ist eine Partei. Es sind aber auch gleichzeitig vier- bis fünfhundert Parteien. Geraucht wird zwangslos. Die Eintrittskontrolle ist mangelhaft. Alle möglichen Leute kommen in den Saal, die dort nichts zu suchen haben. Kurz: ein politischer Jahrmarkt. Zwischenrufe prasseln in einem fort nieder. Lärm folgt auf Lärm. Nur einer behält in diesem Chaos seine Ruhe: Robert Leinert, der Präsident.

Mit einem Male stürmt einer von draußen herein und schafft sich mit kreischender Stimme Gehör: „Sie wollen rein!!"

„Wer?"

„Eine Liebknechtsche Deputation! Arbeiter mit roten Fahnen und Schildern voll Aufschriften."

Leinert schwingt die Glocke: „Nur Delegierte haben Zutritt. Sonst niemand."

Radau entsteht: „Es sind Genossen. Brüder. Das Volk will sprechen. Sie sollen hereinkommen."

Andre: „Wir wollen ihnen eine Abordnung entgegenschicken. Laßt uns mit ihnen friedlich verhandeln."

Leinert betritt rasch diese Brücke der Ver-

ständigung, als er die orkanartig anschwellende Opposition gewahrt.

Eine Abordnung geht ab. Man hält die Angelegenheit für einstweilen geordnet. Ein Fehlschluß.

An der Tür entsteht ein Gedränge. Ein Rufen, Stoßen, Schieben, Lärmen. Die Liebknecht-Garde läßt sich nicht abspeisen und platzt nun mitten in die Verhandlungen des Rätekongresses hinein.

Blutigrote Revolutionäre? Schreckhafte Bolschewisten?

Alle recken die Hälse. Einige schnellen verstört von ihren Plätzen.

Die Liebknecht-Garde zieht durch den Mittelgang auf und strebt nach dem Rednerpult. Eine Gruppe von zehn, zwölf Menschen. Jeder hat ein Schild. Die Arbeiter der Knorr-Bremse: „Nieder mit dem Kapitalismus, es lebe die Weltrevolution!" Die andern tragen ähnliche feierliche Sprüche herum. Zwei, drei entrollen rote Fahnen, und einer hebt an zu reden, während Leinert ihn mit der Glocke, Ordnung haltend, niederzuklingeln versucht. Aber das hilft nichts. Die Versammlung hat sich von ihrem ersten Schreck erholt, sieht, daß diese blutigroten Robespierres kleine, gebückte, gekrümmte, gebuckelte, im Grunde genommen harmlose Menschen sind, die plötzlich bloß von einer unklaren Idee erfaßt und aus den dunklen Ecken und Winkeln ihres Alltags von einer unsichtbaren Hand in das grelle Rampenlicht der Öffentlichkeit vorgestoßen worden sind.

„Ach, man soll sie reden lassen ..."

Und einer redet. Krauses Zeug. Phrasen.

Durcheinander gequirlte Aufmunterungsworte. Und schließt: „Es lebe die Weltrevolution!"

Dann rollen sie die Fahnen wieder zusammen, und langsam trottend gehen sie wieder, schief und krumm, ab durch die Mitte. Das Zwischenspiel von ‚Pyramus und Thisbe': „Wenn Löwe, rauh von Wut, läßt sein Gebrüll heraus, so wißt, daß ein gewisser Schnock, der Schreiner, ich, ein Löwenfell nur bin, und sonst kein Löwe nicht ..."

Leinert hat sich ins Unvermeidliche gefügt. Schließlich regt sich in seinem Herzen auch so etwas wie proletarische Sympathie mit diesen armen Teufeln, die wie Drahtpuppen aufgezogen zu sein scheinen. Er denkt zurück. Auch er ist aus der Sphäre, aus der diese Leute plötzlich herausgeschleudert wurden, heraufgekommen. Nie hat er, als schlichter aufrechter Volksmann, seine Vergangenheit verleugnet. An einem trüben Dezembertage wurde er im Jahre 1873 zu Striesen bei Dresden in einem evangelischen Hause geboren. Das ist recht euphemistisch ausgedrückt. Denn ein Familienleben hat er nie gekannt. Vater und Mutter lebten getrennt. Robert kam ins Armenhaus. Eine bittere Jugend hat er durchzumachen. Hunger und Prügel. Als er einmal mit anderen ausgestoßenen Kindern in den Wald geht, um Heidelbeeren zu pflücken und sich ein bißchen Geld zu verdienen, wird er hart von dem Vorsteher des Armenhauses bestraft, und das Geld wird ihm abgenommen. Diese kleine bittere Episode ist ihm sein ganzes buntes Leben lang nicht aus der Erinnerung geschwunden. Mit dem vierzehnten Lebensjahr kommt er in die Lehre. Er soll Anstreicher, soll Maler werden. In diesen drei Jahren wird er von seinem Lehrherrn nach jeder

Richtung hin ausgenutzt. Er muß allerhand Hausarbeiten verrichten, muß der Meisterin das „Mädchen für alles" sein. Als Malergehilfe wandert er nach Hamburg und Hannover. Der Sozialismus tuts ihm an. Ein brennender Lerneifer überfällt ihn. Es geht ihm aber so dreckig, daß er einmal seine letzte Hose verkauft und sich notgedrungen ins Bett legen muß, um sich den ‚Vorwärts' zu halten.

Allmählich bricht die Sonne durchs Gewölk. Leinert kommt in die Parteibewegung, tut sich hervor und wird, um die Jahrhundertwende, Arbeitersekretär in Hannover, drei Jahre danach Redakteur des ‚Volkswillens' und übernimmt 1906 die Leitung des sozialdemokratischen Parteisekretariats für die ganze Provinz. Unter den Sozialdemokraten, die als erste, zwei Jahre später, ins preußische Dreiklassenparlament einziehen, ist auch er. Anfänglich spricht er hier über Schulfragen. Eigentlich wider seinen Willen. Denn so recht lag ihm das Thema nicht. Aber, mein Gott, sie waren im Ganzen sechs Männeken. Dann wurde er „Spezialist" für Eisenbahn- und Bergwerksfragen, bis Hue, bei den nächsten Wahlen, ins Abgeordnetenhaus kam. Als kurz vor dem Kriege der Umbau des Berliner Opernhauses beraten wurde, stimmten selbst die Liebknecht, Adolph Hoffmann und Haenisch dafür. Leinert war dagegen. Solange das Volk darbe, sagte er begründend, dürfe man kein Geld für Prunkbauten übrighaben.

Im Kriege machte er „die Politik des vierten August 1914" durch alle Phasen mit. Die Revolution brachte ihn vollends hoch. Die Arbeiterschaft Hannovers verjagte ihren alldeutschen Ober-

bürgermeister, den vielgeschäftigen Herrn Stadtdirektor Tramm, und setzte Leinert an seine Stelle. Plötzlich war er in eine große repräsentative Position gekommen. Er mußte sein bescheidenes Drei-Zimmer-Heim aufgeben und in die statiöse Dienstwohnung des Stadtbaues einziehen. Seine Frau meinte: „Nun ist unser stilles Glück aus!"

Rasch führte ihn das Schicksal die Stufen aufwärts. Er trat, nach dem Rätekongreß, an die Spitze des Zentralrats der gesamten Arbeiter- und Soldatenräte und ward, als die preußische Landesversammlung sich konstituierte, ihr Präsident, die höchste politische Persönlichkeit Preußens, die, wie ein Staatspräsident, noch über dem Ministerkollegium in einsamer Höhe thront.

Mit der Friedensdelegation ward auch er nach Versailles gesandt ...

Johann Giesberts

Die fünf Friedensdelegierten hatten gespeist. Die Zigarren wurden angezündet, und man machte es sich bequem in den Sesseln. Man plauderte und, ich weiß nicht, wie es kam, man begann, sich seine Lebensgeschichte zu erzählen. Graf Brockdorff=Rantzau pfefferte hin und wieder einen trockenen spitzen Witz dazwischen, und von den Wänden lächelten aus schweren goldenen Rahmen Ludwig der Vierzehnte und die Marquise de Pompadour. Denn in dem illustren Versailler Hotel des Réservoirs befand man sich auf historischem Boden.

„Nun hören Sie, wie mirs gegangen ist", begann Giesberts, trank in einem Zuge sein Glas Wein aus und strich sich durch den etwas struppigen Schnurrbart. „Mein Vater war Bäckermeister. In Straelen kam ich zur Welt, einem Städtchen des rheinischen Kreises Geldern. Das väterliche Geschäft, das ursprünglich ganz flott gegangen war, ließ späterhin zu wünschen übrig, als die Hausindustrie in Band und Seiden vom Großbetrieb in den Städten kaput gemacht wurde und die Arbeiterfamilien anfingen, abzuwandern. Ich wurde in die Volksschule geschickt und lernte schlecht und recht. Dann, mit dem vierzehnten Lebensjahre, nahm mich der Vater in die Lehre. Ich sollte auch Bäcker werden. Aber, als ich die Lehrzeit beendet hatte, sah ich, daß damit nichts zu verdienen war. Und so suchte ich denn anders=

wo Arbeit. Eine Ziegelei nahm sich meiner an. Das war, so um die Mitte der achtziger Jahre, eine Zeit! Raubbau wurde damals an den Menschen getrieben, Raubbau ... Davon können Sie sich heute gar keine Vorstellung mehr machen. In jenen Tagen wurden erst die allerzartesten sozialpolitischen Samenkörner gestreut. Um tausend Ziegel mehr am Tage herstellen zu können, wie es der Inhaber und sein Meister wünschten, mußten wir sechzehn-, siebzehnjährigen Bengels fortwährend zur Schnapspulle greifen. Wir mußten uns doch anfeuern und arbeitsfähig erhalten.

Meine drei Militärjahre diente ich im Düsseldorfer Infanterie-Regiment 139 ab. Das war eine ganz nette Zeit. Knüffe und Püffe. Strammer Dienst. Aber es war doch etwas Schönes um die Kameradschaft und um alles, was um das Kasernenleben so drum und dran hing. Das Leid fing erst wieder an, als ich aus dem Gamaschendienst entlassen wurde und mir wieder Arbeit suchen mußte. Es ist ein deprimierendes Gefühl, arbeitslos zu sein. Und dazu noch ohne jedes eigene Verschulden. Ich wurde auf der Suche nach Arbeit reisender Handwerksbursche. Hier klopfte ich an und da. Meist vergebens. Schließlich kam ich zu einer Bierbrauerei in Köln-Nippes und fragte den Portier, ob hier nicht ein Plätzchen für mich vorhanden sei. Der ließ mit sich reden und war nicht abgeneigt, mir den Weg zu ebnen. In diesem Augenblicke aber trat der Inspektor hinzu: „Was", schrie er den Portier an, „mit einem Vagabunden lassen Sie sich ein! Runter mit ihm vom Hof!" Vagabund, das Wort wollte mir nicht mehr aus dem Ohr. „Vagabund"! hatte er gesagt. Wie ein Schlag trafs mich. Gott, wenn ich so an mir selber

heruntersah, wie ein Gentleman schaute ich mit den zerrissenen Stiefeln und den ausgefransten Hosen allerdings nicht aus. Aber den Vagabund ließ ich mir nicht gefallen. „Was, Herr", begehrte ich auf, „ein Vagabund bin ich nicht. Ich habe eben erst drei Jahre in des Königs Rock gedient, habe mir nie etwas zuschulden kommen lassen und suche nun Arbeit. Vagabund, Vagabund — nehmen Sie das Wort zurück." Der Inspektor horchte auf. Er schien sich in dem Menschen, der vor ihm stand, geirrt zu haben, und, indem er sich einen Ruck gab, sagte er plötzlich, weniger barsch: „Na, dann kommen Sie mal näher. Dann werd ichs mit Ihnen versuchen."

So fand ich wieder Arbeit. Ich heiratete. Und unsre Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Allzu reich. Zwei Mark dreißig Pfennige verdiente ich am Tag und hatte damit eine fünfköpfige Familie zu ernähren. Unsre Wohnung war eine armselige Lehmhütte auf einer naheliegenden Ziegelei. Ein Herrgottsleben war es nicht. Wir machten alle Leiden eines Proletariers durch. Hungern und darben, und meine Frau war nicht in der Lage, die kleinen Kerle, stillend, durch die heißen Sommer zu bringen. Denn sie selbst hatte zu wenig Kraft. Und so ging uns ein Kind nach dem andern wieder schlafen. In dieser Zeit wurde uns ein Tröster und Helfer, wenn der Himmel sich gar zu sehr verfinstern wollte. Der Herr Kaplan kam, trostspendend nicht nur, sondern auch Hilfe bringend, zu uns und führte uns immer wieder zur Mutter Maria, und wir wußten, daß sie wie den kleinen Jesuknaben auch unsre kleinen Lieblinge in ihren Arm nehmen würde...

Weiß Gott, das war die schmutzigste Zeit meines Lebens."

„Bis auf die Minister= und Delegiertenzeit", fiel der Graf ihm sarkastisch ins Wort.

Alle lachten. Der katholische Himmel war verflogen. Giesberts fuhr fort: „Dann fand ich in den Königlichen Zentralwerkstätten Anstellung und wurde später Kesselheizer. Ich hatte Zeit, über mich selbst nachzudenken, über mein Schicksal, über die Lage der Arbeiter, und ich beschäftigte mich allmählich mit den sozialen Fragen. Ich besuchte die Versammlungen der christlichen Gewerkschaften, sprach auch hin und wieder, und mit einem Male wurde ich als Arbeitersekretär und als Redakteur der Westdeutschen Arbeiter=Zeitung nach München=Gladbach, dem politisch=literarischen Hauptquartier des Zentrums, berufen. Mein Aufstieg begann. 1899. Ich war vierunddreißig Jahre alt. Wir bezogen ein eignes Häuschen mit einem kleinen Garten drum — ach, Sie können sich gar nicht das Glück vorstellen, in dem ich und meine Frau damals in unsern eignen vier Pfählen schwelgten. Die Sonne schien uns. Die Sonne ...

Bereits ein Jahr danach tat ich den ersten Schritt ins sogenannte öffentliche Leben. Man stellte mich als Kandidaten für die Stadtverordnetenwahlen auf. Oder, richtiger, man wollte mich aufstellen. Aber die Honoratioren des Zentrums protestierten: Man könne doch einen Arbeiter nichts ins Stadtparlament delegieren. Das würde dem Renommee der Partei schaden. Na, die Arbeiter setztens aber doch durch, und ich wurde gewählt. Zwei Jahre drauf entsandte mich Essen auch in den Reichstag. Soziale Fragen waren mein

Element. Bei den Etatsspezialberatungen bekam ich später auch das Postalische zugewiesen. 1906 geriet ich ins Preußische Abgeordnetenhaus und wurde als Parlamentarier und Arbeitervertreter des Zentrums so nach und nach in alle möglichen Ehrenstellen hineinbugsiert: Vorstandsmitglied der Zentrumsfraktion, der christlichen Gewerkschaften, des christlichen Metallarbeiterverbandes, der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz und so weiter.

Das parlamentarische System brachte mir neue Möglichkeiten. Graf Hertling berief mich am Neujährstage 1918 als sozialpolitischen Beirat ins neue Reichswirtschaftsamt. Der ehemalige Bäckerlehrling und Kesselheizer hatte steife Ministerialdirektoren und noch steifere Vortragende Räte in langen schwarzen Röcken unter sich. Ja, und als aus der Nationalversammlung in Weimar das neue Koalitionskabinett der Sozialdemokratie, des Zentrums und der Demokratie hervorging, wurde ich zum Reichspostminister an Stelle des Herrn Rüdlin ausersehen."

Man brach auf und wünschte sich eine gute Nacht. Man war müde geworden. Auch Giesberts. Sein Kopf neigte sich etwas nach vorne. Seine gedrungene, untersetzte Gestalt schleppte sich schlürfend fort. So ging er immer, als wenn irgend etwas Bleischweres ihm ein Ritardando auferlegte. Über sein poröses, wenig gepflegtes Gesicht mit den paar blonden Haarbüscheln auf dem Haupt huschte irgend ein genialischer Abglanz, als ob ihm die politische Muse ganz leicht, ganz von weitem lächelnd streichelnd über die Wange gefahren wäre. Ein Hauch, nichts weiter, und doch dies bißchen Etwas, das ihm, in all den

Jahren seines wechselvollen Lebens, von unten herauf den Pfad nach oben gezeigt hatte.

In der Friedensdelegation war er der Wildesten einer, als die feindlichen Bedingungen heraus=kamen. Mit schwerem Kopfe stürmte er abends ins Zimmer des Grafen hinein, schlug in einemfort wütend mit der Faust auf den Schreibtisch und schrie: „Niemals, niemals!" Und der Graf schenkte ihm nach jedem Schrei, um ihn äußerlich zu beruhigen, einen Kognak ein. Der Graf dachte ...

Graf Brockdorff=Rantzau blieb fest. Die Frie=densbedingungen waren ihm auch nach der Ab=änderung völlig unannehmbar. Alle Delegierten pflichteten ihm bei. Auch Giesberts.

Nichtsdestoweniger gestattete Giesberts es sich nicht, als seine Ministerkollegen und das ganze Zentrum umfielen, allein auf seinem ablehnenden Standpunkte stehen zu bleiben und konsequent, wie Scheidemann und Landsberg, aus dem Kabi=nett zu scheiden.

Walther Adrian Schücking

Wenn man früher, vor dem Kriege, mit sonst gebildeten Leuten vom Pazifismus sprach, sahen sie einen mitleidig von der Seite an und zuckten die Achseln: „Auch so einer, der an den allgemeinen Welt= und Menschheitsfrieden glaubt. Und das will ein Realpolitiker sein, den man ernst nehmen soll". Das war so die landläufige Auffassung in unsrer Intelligenz: verstiegene Utopie. Die verächtliche Ablehnung einer großartigen ethischen und höchst realpolitischen Idee entsprang in neunundneunzig von hundert Fällen krassester Unkenntnis von dem, was der moderne Pazifismus eigentlich wollte. Man stellte sich, in ganz unklaren Umrissen, so etwas wie ein kommunistisches Menschheitsparadies allgemeinen Weltfriedens vor, ohne zu ahnen, welche gedankliche und praktische Vorarbeit bereits geleistet war, um politisch und völkerrechtlich einen überstaatlichen Friedensorganismus zu schaffen.

Mein Gott, wer sich auch nur etwas in der Geschichte, nicht bloß der Könige, umgesehen hat, weiß, wie der weltorganisatorische, wie der pazifistische Gedanke schon seit zwei Jahrtausenden nach immer neuen Ausdrucksformen gesucht hat, um sein Ziel zu erreichen. Zuerst ist es die schillernde Fata Morgana eines Universalreiches, die in den Köpfen spukt und sich bis zu einem Napoleon dem Dritten vererbt hat. Das Rom der Kaiserzeit gestaltet in ungeheurem Expansions=

drange das römische Weltbürgertum. Im Mittelalter tritt die katholische Kirche an diese Stelle, und die Kaiser sind die weltlichen Machtvollstrecker dieser über den Völkern schwebenden christlichen Zentralorganisation. Die Reformation löst die Einheit der mittelalterlichen Welt auf. Die Kabinetts-, die Koalitionskriege beginnen, und nun stehen immer neue Politiker und Gelehrte auf, um zur Herstellung eines dauernden Friedenszustandes der Idee eines allgemeinen Staatenbundes das Wort zu reden: von Campanella, Ernst dem Zweiten, dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels, Sully über Saint Pierre bis Kant, der im Gegensatz zu den andern, den Monarchisten, die Völker selbst aufruft, um in einem Bündnis konstitutioneller Staaten die Regierung auszuüben.

Dann kam, mit und nach den napoleonischen Kriegen, die nationalistische Flutwelle über Europa, die im Augenblick noch brandend an die Gestade einer lichten Friedenszukunft schlägt. In diesem nationalistischen Taumel, der vor dem Kriege auch fast die ganze deutsche Intelligenz erfaßt hatte, standen nur wenige aufrecht und hielten an den großen humanitären Gedanken unserer Vorväter aus dem achtzehnten Jahrhundert fest. Die meisten schämten sich, edel und gerecht im Völkerleben zu denken und zu handeln, und wo die Landesgrenze aufhörte, klappten sie das Alte, das Neue Testament samt Katechismus und Choralbuch zu. Denn schlimmer noch als innerlich gegen die gute Stimme ihres Gewissens zu sprechen und zu handeln, schien ihnen der Spott und die Ächtung der wohlanständigen Gesellschaft, in der die Offiziere und Assessoren den Bildungston und die Politik angaben.

Wer sich früher offen als Pazifist bekannte, war in den Augen aller anständigen und korrekten Menschen vom Typ der Täglichen Rundschau und der Deutschen Tageszeitung ein Utopist, ein Schwärmer, ein unklarer Kopf, ein Reichsfeind, ein Mensch, der kein Gefühl fürs Nationale hatte, ein Subjekt, das sicherlich jüdisch=international sei. Solchen Menschen ging man am besten aus dem Wege. Nur Charaktere ließen sich nicht anfechten und machten keine Konzessionen.

Ein solcher Charakter ist Walther Schücking, den man anderthalb Jahrzehnte hat bitter fühlen lassen, was es heißt, gegen den Strom zu schwimmen und zu bekennen, wo alle abwehrend die Hände ausstreckten. Er repräsentiert ein Stück Leidensgeschichte, die der Pazifismus viele Jahre lang in Deutschland hat durchmachen müssen, bis er aus einem entsetzlichen Blutbad der Völker siegreich hervorgegangen ist.

Ja, die Schückings sind alle unverbesserliche Idealisten, Männer, die sich selbst treu bleiben und, über Stock und Stein, ihren Weg gradeaus bis ans Ziel gehen. Ideenmenschen. Phantasiemenschen. Und trotzdem kritisch und real denkende Menschen. Menschen der Feder. Lewin Schücking, der Romanschriftsteller des jungen Deutschland, der Freund Freiligraths und der Droste=Hülshoff, ist Walthers Großvater. Luise von Gall, die flink schreibende Novellistin, ist seine Großmutter. Vom Vater ward ihm der kritisch=juristische Verstand, vom Landgerichtsdirektor Lothar Schücking. Und mütterlicherseits hatte er etwas von jenem oppositionellen demokratischen Geist der alten Fortschrittspartei geerbt. Zu Hause sagten sie, er sei ein vollkommenes

Abbild seines Großvaters Heinrich Beitzke von der mütterlichen Seite her. Beitzke? Schlagt die politisch-parlamentarische Geschichte Preußens auf. Der war ein stramm fortschrittlicher Abgeordneter in den sechziger Jahren und schließlich derjenige Mann, der im Abgeordnetenhause den Mut hatte, mutterseelenallein gegen die auch in der Verfassung des Norddeutschen Bundes festgelegte Bismarck-Roonsche Militärorganisation zu stimmen. In Wort und Schrift trat er unablässig für die Aufrechterhaltung der alten Landwehrformation ein. Ein geschworener Feind der Militarisierung Preußens. In seiner Geschichte der deutschen Freiheitskriege hat er der preußischen Landwehr das schönste Denkmal errichtet.

Walther Schücking wurde 1875 zu Münster geboren. Ein schmächtiger, schmaler, langaufgeschossener, in sich gekehrter Mensch. Ein Westfale mit einem harten Schädel. Die Überzeugung geht ihm über alles. Da gibt es keine Kompromisse. Da heißt es bekennen und wieder bekennen. Im persönlichen Umgang der weichste, liebenswürdigste Gesellschafter, der bisweilen lyrisch-träumerisch wie ein Professor alten Schlages ist.

Zu Münster besuchte er das Pauliner Gymnasium. Schon im Jungen prägte sich der Idealismus, die Ehrlichkeit gegen sich selbst stark aus. Er lehnte es ab, zu mogeln oder Übersetzungen zu gebrauchen. Die Mitschüler verstanden das nicht und sahen ihn scheu wie einen Außenseiter an. Auf den Universitäten München, Bonn, Berlin und Göttingen widmete er sich ebenso sehr geschichtlichen und politischen wie rechtswissenschaftlichen Studien. Schon als Student bezeichnete er sich, in den neunziger Jahren, als

Neuidealist und nahm Stellung gegen die Auswüchse des Waffenstudententums. Schon frühzeitig lockte ihn das Studium des Völkerrechts. Er ist Jurist in der achten Generation, und es hat sich in der Familie ein Exemplar des Werkes „De jure belli ac pacis" von Hugo Grotius vererbt, ein Buch, das niemand in der Familie so eifrig studierte wie Walther. Jedes Familienmitglied pflegte seit zweihundert Jahren seinen Namen auf dem Titelblatt einzutragen.

Als Schüler des Völkerrechtslehrers von Bar habilitierte er sich in Göttingen. Seine Denkschrift über das Küstenmeer im internationalen Recht wurde mit einem Preise gekrönt. Schon in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wurde er, nach zweijährigem Aufenthalt als Extraordinarius in Breslau, als Ordentlicher Professor des Völker- und Staatsrechts nach Marburg berufen. Althoff, der Universitätsgewaltige des alten preußischen Kultusministeriums, schätzte ihn sehr. Ein rascher und ehrenvoller Aufstieg schien Walther Schücking bevorzustehen. Aber es kam anders. Er wurde demokratisch, nationalsozial, freisinnig. Das war mehr, als ein königlich preußisches Ministerialdirektorenhirn vertrug. Althoff teilte ihm daraufhin eines Tages mit: es stehe ihm frei zu dozieren, was er wolle; eine andere Frage sei aber, ob der Staat von ihm als Lehrer Gebrauch mache. Die erste Ohrfeige. Schücking war in Marburg untendurch. Als er gar Vorsitzender des Freisinnigen Vereins in Marburg wurde, machten die Professorendamen seiner Frau Kondolenzbesuche und erklärten ihr, daß es für sie schwierig sei, jetzt an ihrem Kränzchen weiter teilzunehmen. So sah's noch vor wenigen Jahren in einer Professoren-

republik aus: Großstadtluft, Kyritz-Pyritz. Her mit einem neuen Possendichter! Aber Walther Schücking hatte nicht zu lachen. Sein Leidensweg fing erst an. Er sank mehr und mehr in Ungnade. Als er das Polen-Enteignungsgesetz für eine öffentliche Schande erklärte, wurde er vom Kultusminister mit einem Verweis bestraft und auf Grund dieser Tatsache aus der juristischen Prüfungskommission entfernt. Seine Schüler hatten jahrelang die größten Schwierigkeiten in ihrem Fortkommen. Schücking war geächtet. Aber er hielt aus. Es war ein Kampf im dunkeln Minenstollen. Wie gerne wäre man ihn losgeworden. Während draußen seine wissenschaftlichen Arbeiten immer mehr anerkannt wurden, hielt die Marburger Juristenfakultät nichts von ihnen, und seine Kollegen sahen in ihm nur einen „Verderber der Jugend". Selbstverständlich kam unter diesen Umständen seine Wahl zum Rektor der Universität nie in Frage. Da war Professor Enneccerus, ein alter nationalmiserabler Häuptling, ein Grobian, der mit Wortbrutalitäten Schücking niederzuhalten versuchte; und Schücking ist ein empfindsamer, geistig feingliedrig organisierter Mensch. Er hat sicherlich seelisch stark darunter gelitten. Aber er sezte sich auch darüber hinweg. Nur bekamen seine Gesichtszüge mit der Zeit einen etwas verbitterten, aufgeschreckten Ausdruck. Seine schlimmsten Gegner waren die Kuratoren der Marburger Universität. Sie ärgerten sich, daß er, dieser geistig und politisch Verseuchte, die besuchtesten Völkerrechtskollegs hatte, und versuchten, disziplinarische Untersuchungen gegen ihn einzuleiten auf Grund dessen, was sie von Marburger Bürgern an Biertischen über seine

Vorlesungen gehört hatten. Einer dieser Kuratoren stellte ihm im Sommer 1911 in amtlicher Unterredung die beantragte einsemestrige Beurlaubung zu wissenschaftlichen Zwecken in Aussicht, falls er vorher zum Minister reiste und ihm mitteilte, daß er seine politischen Ansichten geändert habe.

Und nun gar, als der Krieg ausbrach! Schücking war einer der ersten, die auf die schwarze Liste kamen. Das Elfte Armeekorps ließ ihm die Order zugehn, daß er sich aller Äußerungen seiner völkerrechtlichen Ideen auch in rein theoretischer Form, sowie jeglicher Korrespondenz mit ausländischen Gelehrten enthalten müsse, weder ins Ausland reisen, noch sich in den Grenzgebieten Deutschlands aufhalten dürfe. Dabei hatte er sich durch seine staatsrechtlichen und pazifistischen Schriften bereits einen internationalen Ruf gemacht. Seine Beziehungen reichten weithin: zu Lammasch, Streit, Constant d'Estournelles, Sir Thomas Barclay, James Brown Scott, um nur einige Namen zu nennen. Er war inzwischen auch zum Mitgliede des Institut du droit international ernannt worden. Die Verwendung von Minen im Seekrieg; Die Organisation der Welt; Das Werk vom Haag; Der Staatenverband der Haager Konferenzen: in all diesen Werken hatte er, ideenreich, sich praktisch mit den wichtigsten Einzelproblemen des Pazifismus und Völkerrechts auseinandergesetzt. Tat nichts. Es war Krieg, und da war jede Völkerverständigung oder auch nur jedes Wort darüber den Militärs verhaßt. Der Pazifismus wurde von ihnen als unzulässige Konkurrenz des Kriegsgeschäfts auf Grund des Gesetzes über den

unlauteren Wettbewerb verboten. Der Pazifismus wurde gewissermaßen ausradiert. Der Unteroffizier befiehlt, und die ihm nicht erwünschte geistige Bewegung hat sofort Selbstmord zu begehn. Seine Briefe wurden geöffnet. Telegramme, die aus dem Ausland an ihn gerichtet waren, wurden monatelang zurückgehalten. Kaum, daß er der Schutzhaft entging. Im Frühjahr 1915 weilte er im Haag. Nur mit Hilfe des Auswärtigen Amtes war er dahin gekommen, um an einer Konferenz teilzunehmen. Bei seiner Rückkehr überbrachte er dem damaligen Unterstaatssekretär Zimmermann das Anerbieten des holländischen Unterstaatssekretärs Dresselhuis, in Fühlung mit England ernsthaft über den Frieden zu unterhandeln. Aber er erhielt vom Auswärtigen Amt kurzerhand den Auftrag, an Dresselhuis zu telegraphieren, er solle zuhause bleiben.

Schückings Idee, das Völkerrecht pazifistisch auszubauen, wurde jahrelang am heftigsten von den Leuten bekämpft, die jetzt die lebhaftesten Verteidiger seinerGedankengänge sind. Nun, da der Krieg zu Ende ging, da selbst die höchsten Militärs, als sie nicht mehr ein noch aus wußten, nach einem Verständigungsfrieden schrien, war Schückings Zeit, in ganz großem Rahmen zu wirken, endlich gekommen. Er hatte die letzte der vielen Leidensstationen passiert. Jetzt war sein Tag angebrochen. Das Fegefeuer lag hinter ihm. Die Demokraten wählten ihn in die deutsche Nationalversammlung. Als zweiter Redner der Partei hielt er zur Verfassungsvorlage eine groß angelegte Rede, die, im Gegensatze zu allen andern, von einer geschlossenen Weltanschauung getragen war und den tiefsten Eindruck auf das Haus machte. Nur

die Rechte begehrte auf, die Chauvinisten bellten, und seine Auseinandersetzung mit der Macht= und Gewaltpolitik Bismarcks fuhr ihnen in die Glieder.

Die Regierung berief ihn dann an die Spitze der Kommission zur Untersuchung völkerrechts=widriger Behandlung von Kriegsgefangenen in Deutschland und ersah ihn auch als deutschen Friedensdelegierten für die Verhandlungen von Versailles aus. Den Gewaltfrieden der Entente lehnte er als konsequenter Pazifist ohne Einschränkung ab.

„Die Letzten werden die Ersten sein", sagt die Bibel. Die Schatten sind von Schückings Wege gewichen, und gradeaus kann er nun rasch seinem Ziele zuschreiten. Was hinter ihm liegt, war ein quälendes Traumspiel: das alte kleinlich=reaktionäre, cliquenhaft=versippte Preußen im Ausschnitt einer kleinen engen Universitätsstadt gesehen. Nun konnte er tief aufatmen in der frischen Morgenluft und Geist und Arme regen.

Otto Landsberg

Empfangsabend des Reichskabinetts im Weimarer Schloß. Steif vornehme Repräsentationsräume im Mittelbau. Viel Kunst und Kunstgewerbe von erlesenem Geschmack. Atmosphäre Karl Alexanders. Der letzte Großherzog, der Kulturbarbar, der seinen Lieblingsdackel eine Zeitlang „Goethe" rief, der auf unvorsichtig auftauchende Russenköpfe im jenseitigen Schützengraben höchst belustigt wie auf Blumentöpfe in einer Schießbude anlegte und sie niederknallte — dieser entartete Sproß eines großen Fürstengeschlechts war in diesen Sälen ein geistig Fremder.

Nun hat sich, seit der Revolution, mit einem Schlage alles geändert. Der Großherzog ist auf und davon. Ein sozialistischer Volkskommissar steht an der Spitze des Sachsen-weimarischen Staates, und das stolze Schloß ist zum Sitz der Reichsregierung und zum Hauptquartier der Politik geworden.

„Darf ich Ihnen zur Befreiung gratulieren?"

Herr Otto Landsberg, der Reichsjustizminister, lachte. Die Augen kniff er dabei zusammen. Das Haupt- und das etwas struppige Barthaar, das Ableger eigentlich über das ganze Gesicht verstreut hat, schien in diesem Augenblick einen einzigen rotbraunen Urwald zu bilden, der auf einem mächtigen Kieferbau ruhte.

Ein Waldmensch von allerdings nicht großem körperlichen Ausmaß — oder, sehe ich recht, ein Mephisto?

„Ja, das war eine tolle Geschichte," sagte er. „Kaum bin ich mit dem Leben davongekommen. Ich wurde bei einem Besuch in Magdeburg, wo ich freilich seit, na, seit 1895 als Anwalt praktiziert hatte, auf der Straße plötzlich erkannt. Sofort war ich von einer großen Menschenmenge umringt, die schreiend und gestikulierend mich als Mitglied der Regierung für die Verhaftung des Herrn Brandes verantwortlich machen wollte. Die Masse war überaus erregt. Die vorbeigelungene Militärrevolte, der Generalstreik und all die Stichflammen von Ausständen und Unruhen hatten die Leute überreizt. Ich ganz allein. Da sehe ich, daß einige Soldaten geradezu die Gewehre auf mich anlegten. Ich dachte natürlich: Nun ist's vorbei. Aber schon wurde ich gepackt, und im Nu war ich von acht handfesten Männern in ein Auto gesteckt, die mit mir nach Braunschweig, dem Reich der Merges und Orterer, fahren sollten. Mit einem Male gabs eine Panne. Meine Freunde in Magdeburg waren inzwischen nicht untätig gewesen. Allmählich gings wieder los. Kurz vor Helmstedt kam uns ein Wachtmeister mit vorgestrecktem Revolver entgegen. „Halt!" rief er. „Keinen Schritt weiter! Die Straße ist durch einen Stacheldrahtverhau gesperrt." Die acht Mann waren konsterniert. „Und hinter diesem Verhau stehen so und so viel andre," fuhr er, bluffend, fort und drückte mir rasch auch einen Revolver in die Hand. Die acht kapitulierten. Ich war frei. Immerhin, schön war die Geschichte nicht."

Das war im April 1919. Vor beinahe drei Jahrzehnten, als Landsberg in Berlin Jura studierte, war ihm schon einmal was ähnliches passiert.

Nur waren damals die Rollen vertauscht, und, was sich jetzt als Wirklichkeit zutrug, war in jenen Tagen ein reiner Gedankenvorgang. Landsberg spazierte mit einem Kommilitonen in Potsdam. Landsberg, der Rote, der ganz links stand, sah plötzlich das Schimmelgespann des jungen Kaisers nahen. Er floh förmlich in die nächste Seitengasse und drückte sich in ein Hauptportal, um diesen monarchistischen Spuk mit abgewendeten Augen vorüberzulassen. Der Gedanke, vor dem Manne da in dem prunkenden Wagen anstandshalber den Hut ziehen zu müssen, war ihm unerträglich.

Von Hause aus war er kein Sozialist. In Rybnik, wo er 1869 geboren wurde, und in Ostrowo, wo er das Gymnasium besuchte, lebte er in einem durchaus altliberalen Milieu. Der Vater war Kreisphysikus und hielt auf eine freie, aber doch „korrekte" politische Gesinnung. In Berlin, als er auf die Universität kam, mußte Otto sich recht und schlecht durchhelfen. Er fühlte sich krank, wurde melancholisch und pessimistisch und rutschte als Verächter des Bestehenden politisch immer weiter nach links. Vier lange Referendarjahre folgten. Er wurde wieder nach dem Osten, von wo er gekommen war, verschlagen, nach Gostyn, Ostrowo und Posen. Dann machte er das Assessor=Examen und ließ sich sofort, 1895, in Magdeburg als Rechtsanwalt nieder. Die Praxis wuchs von Tag zu Tag. Zuerst waren es Arbeiter=Klienten. Ganz Magdeburg=Buckau schwor auf ihn. Er war auch ein hervorragender Forense und Jurist. Wenn er sprach, schliefen die Richter nicht und ließen das ungewöhnliche Plaidoyer über sich ergehen — mit einem still ablehnenden Unbehagen, aber doch mit gespitzten Ohren, denn es war ein

Genuß, seinen juristischen Deduktionen zu folgen. Ein feiner Kopf, der auch in Literatur und Musik schwelgte. Kein philharmonisches Konzert in Berlin versäumte er. Allemal fuhr er mühsam von Magdeburg nach Berlin.

Er wird Stadtverordneter und kommt 1912 für Magdeburg auch in den Reichstag. Inzwischen hat er sich gemausert. Aus dem Radikalen ist ein Revisionist geworden, der auf den Parteitagen anfängt, eine führende Rolle zu spielen. Auch im Reichstag hat er das Ohr des Hauses. Kein Pathetiker, aber ein klarer, scharf und logisch denkender Kopf, der weiß, was er will. Die November-Revolution setzt ihn auf einen der hohen Stühle im Rat der Volksbeauftragten. Erregte Wochen folgen. Das Chaos muß überwunden werden. Die Unabhängigen befehden ihn aufs grimmigste: „Der ist der Mephisto der Regierung; von dem geht alles Übel aus!" Er hält aus, kommt (für Magdeburg und Anhalt) in die deutsche National-versammlung und erhält im neuen Reichskabinett das Portefeuille des Justizministers.

Eine Fülle von Reformaufgaben harrt seiner. Vor allem die schon seit Jahren vorbereitete Strafrechtsreform. Zu den Friedensverhandlungen wird er nach Versailles gesandt. Als er zurückkehrt, ist er fest entschlossen, den Vertrag abzulehnen, und läßt sich auch nicht beirren, als das Gros des Kabinetts sich anders entscheidet. Er zieht entschlossen die Konsequenz daraus, gibt sein Portefeuille ab und setzt sich wieder ins Parkett der Abgeordneten. Die Reformarbeiten mußte er, mitten drin, abbrechen.

Gustav Bauer

Die Abgeordneten hatten sich auf einen telegraphischen Ruf des Präsidenten wieder in Weimar versammelt. Die deutsche Nationalversammlung sollte zu den endgültigen Friedensbedingungen der Entente Stellung nehmen. Aber ein Tag nach dem andern verging, ehe der Viererrat in Paris mit dem Friedensinstrument herausrückte. In Berlin und anderswo wurde wieder einmal gestreikt. Die Zeitungen erschienen nicht. Es schien sich von neuem über Deutschland ein schweres politisches Gewitter zusammenzuziehen. Endlich wurde der deutschen Friedensdelegation das folgenschwere Dokument überreicht. Graf Brockdorff-Rantzau packte mit seinem Friedensstabe die Koffer, und in zweimal zwölf Stunden kehrte man von Versailles nach Weimar zurück, um dem Reichskabinett und dem Parlament die letzte Entscheidung zu überlassen. Während der Fahrt im Expreß wurde fieberhaft gearbeitet. Die Friedensdelegation legte in einem längeren Schriftstück ihre einmütige Stellungnahme zu den gegnerischen Friedensbedingungen fest: Strikte Ablehnung. Die sachverständigen Finanziers, Wirtschaftskenner, Reeder, alles erste Namen, kamen zu dem gleichen Resultat, und so sehr banden sie sich die Hände, daß sie gemeinsam erklärten, zurückzutreten und jede Mitarbeit an der Ausführung der Friedensbedingungen ablehnen zu wollen, wenn, wider alles Erwarten,

Regierung und Nationalversammlung sie schlucken sollten. In dieser völlig einheitlichen Stimmung kam die Friedensdelegation am frühen Morgen im Salonzug auf dem Weimarer Bahnhof an. Eigentlich hatte man ihn schon um Mitternacht erwartet, und wie Hyänen hatten nachrichtenhungrige Journalisten von Stunde zu Stunde den Bahnhof umschlichen. Aber der Zug wollte und wollte nicht einlaufen. Einige Journalisten kampierten auf den Bänken des Bahnhofs, andre hatten ein gemütliches Nachtlager von Granada in den Hotels bezogen: Bereit sein war alles. Endlich kam der Zug. Im Nu war ein Rudel Hyänen auf dem Perron. Inländer und Ausländer: Italiener, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Holländer, Schweden, Dänen und Österreicher. Aber es war wieder nichts. Denn die Friedensherrschaften, die bis tief in die Nacht gearbeitet hatten, wollten wenigstens ihre Morgenruhe haben. Erst gegen acht Uhr öffneten sich die Türen. Die Schaffner räumten die Betten in den Schlafwagen weg, und nun begann ein Tuscheln und Flüstern, ein Erzählen und Berichten, ein Dozieren und Politisieren. Die Sensation war da: Die Friedensdelegation erklärte, vom ersten bis zum letzten Mann, vom größten bis zum kleinsten Schreibfräulein: Deutschland muß, Deutschland wird diesen Friedensvertrag ablehnen. Das war der journalistische „Tip“ des Tages, oder richtiger: der Stunde von acht bis neun. Ging man dann in die Stadt und kam in die Gegend, wo die Hauptquartiere der Parteien waren, der Fürstenhof, das Hotel Chemnitius und all die andern parteipolitischen Hochburgen, dann stieß man so nach und nach auf ganz andre Ansichten. Die meisten,

die noch vor ein, zwei Wochen in wilden Massendemonstrationen gegen die ungeheuerlichen Friedensbedingungen, gegen „Versklavung des deutschen Volkes“ und wer weiß was noch alles protestiert hatten, waren jetzt kleinmütig geworden und gestanden sich unter vier Augen: Man müsse doch aber berücksichtigen ... man könnte doch nicht ... wer wollte die Verantwortung tragen — kurz: die große Stunde Matthias Erzbergers war gekommen.

Das Reichskabinett hielt ein, zwei, drei Sitzungen mit der Friedensdelegation ab. Brockdorff-Rantzau kam, sah und siegte — nicht. Das Kabinett war völlig gespalten. Sieben zu sieben. Den tiefsten Eindruck machte Noskes Erklärung, daß er im Falle einer Friedensablehnung nicht Herr der für diesen Augenblick angesagten Revolution werden würde. Die Fraktionen liefen wie Ameisenhaufen zusammen. Eine Sitzung folgte der andern. Ein Kommen und Gehen. Ein Beschließen und wieder Beschließen. Da spielten die Demokraten den stärksten Trumpf aus. Mit großer Mehrheit legten sie sich auf die Ablehnung des Friedensvertrages fest. Der Sozialdemokratie wurde es heiß im Kopf. Dem Zentrum lief es unter der schwarzen Soutane eiskalt über den Rücken. Der Block der Mehrheitsparteien hatte einen Riß bekommen. Die demokratischen Minister mußten nun die Kabinettsfrage stellen oder sollten es wenigstens. Brockdorff-Rantzau hatte von vornherein erklärt: Entweder — oder. Bernhard Dernburg schwankte eine kleine Weile, Georg Gothein nicht einen Augenblick und Hugo Preuß, der Verfassungsminister, wurde dringend zu Fritzchen Ebert, dem Reichspräsidenten, gerufen.

Fritzchen war selbst in der größten Verlegenheit. In schimmernden Worten hatte er wieder und wieder die feindlichen Friedensbedingungen als völlig unannehmbar bezeichnet. Und nun? Anfangs wollte auch er den Krempel hinschmeißen und nicht unters kaudinische Joch sich beugen. Aber sämtliches offizielles und offiziöses Gebein klapperte hörbar bei diesem Gedanken. Das, sagte man Fritzchen, würde das Chaos bedeuten, und vor dem Chaos hatten sie alle einen höllischen Respekt. Auch Fritz. So blieb er im Amte. Und nun stand Hugo Preuß vor ihm. Unter Tränen beschwor ihn Ebert, zu bleiben und nicht alles zunichte zu machen. Die Sozialdemokratie könnte die Massen nicht mehr halten, wenn die Partei den Frieden ablehnen wollte. Das Zentrum sei glibberig wie eine Qualle und folge dem Diktator Erzberger. Wolle da die Demokratie alles verderben? Aber Preuß blieb fest, auch als der Reichspräsident ihn beschwor, doch wenigstens für seine Person unter allen parteipolitischen Kautelen zu bleiben, um wenigstens die Verfassungsarbeit zu Ende zu führen. Auch dieser Appell fruchtete nicht. Was tun? Inzwischen hatte Erzberger fieberhaft gearbeitet. Hatte eine Denkschrift ausgearbeitet und darin sich zwar zur Annahme des Friedens bereiterklärt, aber einige Ehrenklauseln eingefügt, nachdem die Abänderungsbedingungen, die die Demokratie an die Annahme des Friedens geknüpft hatte, als zu weitgehend abgelehnt worden waren.

Jedes Moment dieses wechselvollen Hin und Her wurde sofort von Abgeordneten und von Regierungsvertretern auf die Gasse getragen. Immer neue Kombinationen tauchten auf, die

Gerüchte überschlugen sich fast. Und in diesem Wirrwarr einer erregten Massenphantasie tummelten sich die ausländischen Journalisten, die französischen und englischen Agenten und nahmen schmunzelnd an diesem Hexensabbath, selbst in dem Foyer der Nationalversammlung, teil. Was in diesen Tagen Regierung und Parlament in Weimar trieben, war ein politischer Exhibitionismus.

Währenddessen verrannen die Stunden, die Frist, die die Entente für die endgültige Äußerung über Zustimmung oder Ablehnung zum Friedensvertrage gewährt hatte, wurde kürzer und kürzer. Die Rat= und Kopflosigkeit stieg ins Groteske. Das Kabinett trat in später Abendstunde mit der Friedensdelegation und den Führern der Mehrheitsparteien zusammen. Graf Brockdorff=Rantzau nahm nicht mehr daran teil. Eine Mitarbeit an dem mit dilettantischer Fingerfertigkeit aufgesetzten diplomatischen Schriftstück für die Annahme des Friedens hatte er ironisch lächelnd abgelehnt. Nun trat Erzberger offiziell damit vor das Kabinett. Philipp Scheidemann, der Ministerpräsident, sah, daß hinter Erzberger das Zentrum und in einigem Abstande auch die sozialdemokratische Fraktion stand, und erklärte in kurzen Worten den Rücktritt des Kabinetts. Er, der emphatisch einige Wochen vorher in großer Rede vor der Nationalversammlung gerufen hatte: Dem müsse die Hand verdorren, der diesen Vertrag unterzeichne — Scheidemann mußte als aufrechter Mann zurücktreten. Ein Uhr zehn Minuten nachts ward die Demission gegeben. Weimar lag völlig im Dunkeln. Infolge der Gassperre brannte auch nicht eine einzige Laterne. Dunkel war auch die Zukunft

der allernächsten Tage. Einstweilen führte Herr Scheidemann bis zur Bildung des neuen Ministeriums die Geschäfte weiter.

Neue Irrungen, neue Wirrungen entstanden. Was sollte man tun? Sollte man ein allgemeines Koalitionskabinett bilden und die Rechte zur Beteiligung auffordern? Auch das Gespenst eines Diktators tauchte auf. Aber alle die Pläne wurden aufgeworfen und wieder verworfen. Die Deutschnationalen waren nicht abgeneigt, durch die Türritze wieder zu den Stühlen der alten Macht zu schleichen. Vorbei. Dann wurde als Premier Noske genannt. Doktor Eduard David. Schwierigkeiten. Der Reichspräsident indessen wandte sich an Gustav Bauer, den Arbeitsminister, dem er herzlich befreundet ist. Und Bauer nahm, obwohl auch er, gleich Scheidemann, gegen den Friedensvertrag der Entente war, das Angebot an. Schweren Herzens. Aber es mußte sein. Viele Worte wurden nicht gemacht. Das ist nicht seine Art. Einer mußte das Opfer bringen, und so tat er es. Die Beiden schüttelten sich die Hände. Sie verstanden einander. Um den völligen Zusammenbruch Deutschlands zu verhüten, mußte man drinnen und draußen unters Joch, das Joch des feindlichen Schwertes und das Joch des schwarzen Rockes. Elefant und Tiger hatten sich gepaart. Der schwarz-rote Block stand da. Und nun?

Sonntag, am zweiundzwanzigsten Juni, sechsunddreißig Stunden vor Ablauf der Unterzeichnungsfrist, trat die Nationalversammlung um die Mittagsstunde zusammen. Zentrum und Sozialdemokratie hatten sich auf eine gemeinsame Annahme formell geeinigt. Zwei Ehrenklauseln

hatte man eingefügt. Das war alles. Aber als die Unabhängigen Sozialdemokraten, auf deren Zustimmung zum Friedensvertrag man nicht verzichten wollte, Einwände erhoben, setzte man eine neue Formel auf, die der Regierung in verschleierter Form Blankovollmacht zur Unterzeichnung jedes Friedens gaben.

Gustav Bauer begründete den schweren Gang nach Canossa. Eine Hünengestalt. Massiv. Breitschultrig. Ein Stelzfuß. Großer blonder Schnurrbart. Kurz geschnittenes, hochgekämmtes Haupthaar. Blond. Ostpreuße, mit einem leichten Dialekteinschlag. Ruhig und sicher ist seine Sprache. Ein wenig vor innerer und äußerer Erregung zitternd. Die Worte der Demütigung kommen ihm nur schwer über die Lippen. Und doch, seine Rede ist würdig und ernst. Das Haus hört sie schweigend an. Kein Mund öffnet sich zu Zwischenrufen. Keine Hand regt sich zum Beifall. Endlich ist auch das vorüber: eine Leichenrede. Der schwarzrote Block und einige demokratische Splitter, samt den Unabhängigen, nehmen die Friedensformel an. Die Mehrheit ist da. Als Bauer um das Vertrauen für das neue Kabinett bittet, schrumpft sie ein bißchen zusammen, da die Unabhängigen wieder ihre eigenen Wege gehen.

Neue Enttäuschungen. Auch die winzigen Hoffnungen, die das Kabinett Bauer am Grabe des alten Deutschland aufgepflanzt hatten, sanken um. Der Feind lehnte die Ehrenklauseln kategorisch ab und verlangte bedingungslose Unterzeichnung des Friedensvertrages. Wiederum Wirrwarr. Die Militaristen schlugen klirrend an ihre Säbel. General Maercker und Major von Gilsa

nahmen ein Auto und fuhren von Fraktion zu Fraktion. Die Generäle, die Offiziere würden niemals einer Auslieferung des Kaisers und der Heerführer zustimmen. Wenn dieser bedingungslose Frieden unterzeichnet würde, müßten sie zurücktreten. Dann würde auch das Schicksal der Freiwilligen-Armee besiegelt sein. Auf der andern Seite drohte Aufruhr an allen Ecken und Enden, wenn der Friede nicht endlich zustande kam. Die Kommunisten und Unabhängigen hatten alles für diesen Moment vorbereitet. Das Kabinett schwankte von neuem. Die Zentrumsfraktion fiel um und trat unter dem Druck der Militaristen mit großer Mehrheit nunmehr für die Ablehnung des Friedensvertrages ein. Jetzt schlug abermals Erzbergers große Stunde. In wenigen halben Stunden mußte vom Parlament die Zustimmung zur bedingungslosen Unterzeichnung des Friedens gegeben sein, da die Entente eine Verlängerung der Frist abgelehnt hatte. Und er stimmte das Zentrum richtig um. In vertraulichen Verhandlungen mit den Rechtsparteien und der Demokratie hatte er eine Erklärung von ihnen erzwungen, die sie im Parlament abzugeben bereit sein sollten. Auch wer für die Annahme des Friedens sei, sollten sie sagen, handele aus vaterländischen Motiven. Und so geschah es: In einer rasch anberaumten neuen Sitzung der Nationalversammlung mußte Gustav Bauer als Chef der Regierung den zweiten Gang nach Canossa antreten. Er tat, bedrückten Herzens, auch das und erhielt vom Hause ganz wenige Stunden vor Ablauf der Frist die Ermächtigung, den Friedensvertrag ohne jede Einschränkung zu unterschreiben.

Das war Bauers erste große Amtshandlung im

Kabinett. 1870, im Jahre des deutsch=französischen Krieges, ward er einst, tief in Ostpreußen, in Darkehmen, geboren. 1919, auf der Höhe seines Lebens, schloß er im Namen des Deutschen Reiches den Wiedergutmachungsfrieden mit Frank=reich. Zwei Anfänge. Damals und jetzt. Damals — nach dem Friedensschluß — der Anfang des parvenühaften bismärckisch=junkerlich=großkapita=listischen Kaiserreichs, jetzt der Anfang einer demo=kratisch=halbsozialistisch=kleinbürgerlich=proletari=schen Republik. Bismarck und Bauer. Zwei körperlich robuste Erscheinungen. Germanischer Erde entsprungen. Der eine titanenhaft genial. Der andre passiver Wille, zurückhaltend, still, schlicht und gradezu. Und um ihn wirbelt Erz=berger herum, der alles als Vizepremier macht, die ungeheuern Finanzschwierigkeiten zu meistern versucht, die Fäden der innern und äußern Politik spinnt und selbst die Reichsmoraltrompete von Säkkingen bläst. Ein Stehaufmännchen, das sich nie und niemals umstülpen läßt.

Gustav Bauer kam aus ganz kleinen Verhältnissen herauf. In Königsberg, der Stadt Kants, besuchte er die Volksschule. Mit vierzehn Jahren mußte er sich sein Brot selbst verdienen gehn. Er wurde Schreiberlehrling im Rechtsanwaltsbureau. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte ers bereits zum Bureauvorsteher gebracht. Aber mit dem engen Bureaudienst begnügte er sich nicht. Ihm lag das Organisatorische, das nach Entfaltung rief. Mit der Organisation der Bureauangestellten fing er an. Ward der Mitbegründer des Verbandes und später, 1905, ihr ehrenamtlicher Vorsitzender. Gab mit der Zeit auch das Verbandsorgan ‚Der Bureauangestellte' als Redakteur heraus. Dann

ging er weiter, nahm sich der Ortskrankenkassenbeamten an und gliederte sie in die Organisation ein. Inzwischen war die Partei, die sozialdemokratische, aufmerksam auf ihn geworden. Seine bureaukratischen und formal-juristischen Kenntnisse, seine sozialpolitischen Interessen wußte sie nutzbar zu machen, indem sie ihn, 1903, zum Sekretär des Zentral-Arbeitersekretariats ernannte. Seine Stellung als Bureauvorsteher hatte er inzwischen aufgegeben. Zuletzt war er bei dem Berliner Anwalt Fritz Friedmann gewesen, dem blendenden Redner, Spieler und Bankerotteur. Als Friedmann verurteilt und eingelocht wurde, spottete der Berliner Volkswitz, auf seine Frau, die Sängerin, anspielend: „Sie singt, und er brummt." Später, nach der Strafverbüßung, trat Friedmann, plaidoyierend, in Variétés auf, und ein bunt zusammengewürfeltes Publikum spendete ihm rauschenden Beifall.

Friedmann glitt abwärts. Bauer stieg, ruhig und sicher, aufwärts. Vor der Rampe der großen Politik bewegte er sich selten. Wohl stellte er sich in den Wahlkämpfen, redend und organisierend, der Partei zur Verfügung. Aber lange kandidierte er nicht. Erst 1912 ließ er sich aufstellen und wurde in den Reichstag gewählt. Inzwischen war er, 1908, in die Generalkommission der freien Gewerkschaften berufen worden. An der Seite Legiens war er an ihrem Ausbau rastlos tätig. Keine eigentliche Kampfnatur. Eher ein Aufbauer. Während des Krieges bestimmte er die Politik der Gewerkschaften: Burgfrieden, gemeinsame Front aller gewerkschaftlichen Richtungen, Mitarbeit mit Regierung und Unternehmertum, kurz: „Politik des vierten August 1914". Als Deutschlands

Niederbruch nicht mehr aufzuhalten war, sprang er gleich Scheidemann in die Bresche und trat, als Staatssekretär des Reichsarbeitsamtes, ins Kabinett des Prinzen Max von Baden. Der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten beließ ihn im Amte. Die Arbeitsgemeinschaften entstanden, die gemeinsame Plattform von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, in den einzelnen Industriezweigen war der Klassenkampf eingestellt. Die soziale Revolution, die unaufhörliche Streikbewegung ließ diesen Traum rasch zerrinnen. Der Acht-Stunden-Tag wurde verwirklicht. Die Maifeier wurde offizieller Nationalfeiertag. Dem Rätesystem machte Bauer Konzessionen. In der Verfassung wurde es „verankert". Arbeiterräte und Wirtschaftsräte entstanden. Neue Organisationsformen, anfangend beim Betriebsarbeiterrat über den Bezirksarbeiterrat bis zum Reichsarbeiterrat, kamen auf. Bezirkswirtschaftsrat und, als Spitze, Reichswirtschaftsamt traten hinzu und bildeten eine große arbeitskonstitutionelle Pyramide. Sozial- und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundlegender Bedeutung sollten fortan von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung dem Reichswirtschaftsrate, dem obersten gemeinsamen Gremium der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zur Begutachtung vorgelegt werden, und der Reichswirtschaftsrat erhielt das Recht, solche Gesetze beim Reichstage zu beantragen, die dann ebenso wie Vorlagen der Regierung zu behandeln sind. Aus vielen Arbeitskämpfen waren diese Zugeständnisse der Regierenden schließlich hervorgegangen. Immer wieder hatte das Arbeitsministerium, voran Gustav Bauer, dämpfend und vermittelnd eingreifen müssen.

Nun hatte er dieses Amt aufgegeben, um eine Sprosse höher zu klettern. Rein war seine Freude über diesen Schritt nicht. Denn die Ehe mit dem Zentrum war ein gefährlicher Pakt. Schon in der Brautnacht präsentierte das Zentrum seine Rechnung. Die Schule sollte ihm ausgeliefert werden. Die konfessionelle Schule sollte erhalten bleiben. Kämpfe entspannen sich zwischen Zentrum und Sozialdemokratie im Brautgemache. Aber der Schwarzrock saß seinem Bettgenossen an der Kehle. Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt und öffne die Pandorabüchse der klerikalen Loslösungsbestrebungen in Ost und West.

Nie trat ein Ehgemahl schweißtriefender nach der Hochzeitsnacht aus dem Brautgemach als Gustav Bauer.

Bauer trat als Premier wenig oder gar nicht hervor. Das besorgte Erzberger. Bauer blieb der Bureauvorsteher. Seine Programmrede in der Nationalversammlung war eine brave Gewerkschaftssekretärsleistung. Ehrlich, geradezu, sozial und sachlich-vernünftig. Kein Fünkchen sprühenden Geistes. Das lag ihm nicht, aber sagen: was ist. Im Herbst neunzehnhundertneunzehn schloß er mit den Demokraten wieder Frieden. Das Kabinett wurde rekonstruiert; Herr Schiffer trat als Reichs-Justizminister, Herr Koch, der Casseler Oberbürgermeister, als Reichsminister des Innern und Herr Doktor Geßler, der Nürnberger Oberbürgermeister, als Wiederaufbauminister ins Kabinet ein. Die Front in der Demokratischen Partei war wieder geschlossen. Denn wußte man, was der Winter bringen würde?

Hermann Müller

Gewöhnlich um halb drei Uhr nachmittags versammelten sich im Weimarer Residenz-Café, dem Café Knutsch, wie der Volksmund sagt, schräg gegenüber dem Schloß an einem runden Tisch der Glasveranda die Otto Wels, Heinrich Schulz und Hermann Müller, die führenden Männer des sozialdemokratischen Parteivorstandes. Es war die Zeit, da in Weimar der sozialdemokratische Parteitag abgehalten wurde. Schweres Geschütz war wochenlang vorher in Presse und Versammlungen gegen die Scheidemann, Noske und Heine aufgefahren worden. Der sozialistischen Regierung drohte ein Mißtrauensvotum, und über die Köpfe an der Spitze hinweg strebte man zu einer Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien. Das Barometer stand also auf Sturm, als der Parteitag begann. Aber schon die Begrüßungsrede Hermann Müllers, die in Ton und Färbung sehr geschickt gehalten war, glättete die Wogen einer Erregung, die, bei Licht besehen, nur in der Einbildung einiger Journalisten bestanden hatte. Nie ist ein sozialdemokratischer Parteitag hirnloser, spießiger verlaufen als der Weimarer 1919. Menschen waren in Masse da. Parteibeamte, Funktionäre. Kleine und kleinste Leute. Aber keine Köpfe. Die auch nur ein wenig über den Durchschnitt hinausragten, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen. Die Opposition schrumpfte auf ein Bäckerdutzend zusammen,

und alle andern schwenkten ein wie die Unteroffiziere. Die Parteileitung hatte ein leichtes Spiel. Einige beschwichtigende Worte, und alles duckte sich.

Der aus diesem Menschenbrei hervorragte, war Hermann Müller. Nicht, daß er ein Mann mit genialischer Geste und hinreißender Sprache wäre. Nein. Er schaut im Gegenteil recht harmlos und beinahe nichtssagend aus. Ein lang aufgeschossener, schlanker Mensch, der trotz seiner dreiundvierzig Jahre etwas Jünglingshaftes hat. Nachlässige Haltung. Wie ein schlenkernder Primaner. Anflug von Schnurrbart. Kurz geschnittenes, etwas hochgekämmtes Haar. Rundes Gesicht. Zwei Perlenaugen hinter uneingerahmten Brillengläsern. Freundlich im Wesen. Behutsam beim offiziellen Sprechen. Fähigkeiten im Organisieren. Das ist alles.

Badenser. Mannheimer. Aber bald nach Sachsen, vom Rhein an die Elbe verpflanzt. In Dresden-Neustadt besuchte er das Realgymnasium. Kam aber nur bis an die Pforten der Prima. Dann wurde er in die kaufmännische Lehre nach Frankfurt am Main und nach Breslau geschickt. Tieferes Interesse vermag ihm dieser Beruf nicht abzugewinnen. Zum Kaufmann ward er nicht geboren. Aber zum Menschen-Organisieren. Er stürzt sich in seinen freien Stunden in die Handlungsgehilfenbewegung. Ende der neunziger Jahre. Die Handlungsgehilfen fangen an, das patriarchalische Verhältnis zum Prinzipal, der damals der Organisation der Angestellten meist selbst angehörte, zu lösen. Das Stehkragenproletariat ist im Werden. Müller wächst über seinen kaufmännischen Beruf hinaus. Da ist kein Bleiben

für ihn. Er wird Sozialdemokrat und wird, dreiundzwanzigjährig, als Redakteur an die Görlitzer Volkszeitung, ehedem ein Kopfblatt der Schlesischen Volkswacht in Breslau, versetzt. Berühmt ist Müller aber auch als Journalist nicht. Höchstens Durchschnitt. Ihm fehlte der spiritus actualis. Dieses Etwas, das man als Journalist haben muß. Er hat auch nur wenig geschrieben. Einige Reiseskizzen. Sonst, von gelegentlichen Aufsätzen späterer Zeit, wüßte ich nichts.

Müller stand auf dem linken Flügel der Partei und gehörte zum engern Kreise August Bebels, war gradezu dessen Protégé. 1905, auf dem Jenaer Parteitage, wollte Bebel ihn in den Parteivorstand bugsieren. Aber der Vorstoß mißlang. Friedrich Ebert wurde an Müllers Stelle von den Gewerkschaften vorgeschoben und durchgedrückt. Erst ein Jahr darauf, auf dem Mannheimer Parteitage, kam Müller in den Vorstand. Hier wurden ihm die Pressesachen zur Bearbeitung überwiesen. An die Spitze des Pressebureaus berief er einen so anfechtbaren Charakter wie Emil Eichhorn. Ein großer Menschenkenner war er nicht. Glücklicher war sein Griff, als er sich Konrad Haenisch aus Dortmund holte und ihm die Leitung der Flugblattzentrale übertrug. So floß sein Leben eintönig dahin. Bureauarbeit.

Nur hin und wieder kam er aus der parteipolitischen Amtsstube heraus. Als Singer gestorben war, hatte man kaum einen wirklich Sprachenkundigen im Parteivorstande. Molkenbuhr konnte ein bißchen englisch. Aber sonst — alle hatten sich mit ihrer Muttersprache begnügt. Nur Hermann Müller beherrschte das Französische leidlich. Las und sprachs. Wurde dann auch zur

Pflege der internationalen Beziehungen wiederholt ins Ausland, vornehmlich nach Frankreich, entsendet. Hielt auf internationalen sozialistischen Kongressen wohl auch Ansprachen.

Als der Krieg wie ein ungeheuer schweres Gewitter sich über Europa zusammenzog, wurde er von der Partei, gewissermaßen in der allerletzten Stunde, nach Paris geschickt. Am 28. Juli. Als er die Grenze passierte, ward schon der Kriegszustand vorbereitet, und als er auf der Gare du Nord in Paris eintraf, war Jaurès soeben ermordet worden. Noch kurz vorher hatte Jaurès in den Wandelgängen der Kammer, optimistisch auf die Ankunft Müllers hinweisend, zu Freunden erklärt: „Es gibt keinen Krieg, die Sozialdemokratie beider Länder wird ihn zu verhindern wissen". Die Wogen des Chauvinismus gingen hoch. Müller verzweifelte fast. Dennoch kamen in einigen Stunden Verhandlungen mit den französischen Sozialisten zustande. Aber man konnte sich nicht über eine gemeinsame Formel zur Ablehnung der Kriegskredite einigen. Müller mußte, im letzten Augenblick, Paris unverrichteter Sache verlassen. Seine Mission war gescheitert. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Beide sozialdemokratischen Parteien, diesseits und jenseits der Vogesen, stimmten nun den Kriegskrediten ihrer Regierungen rückhaltlos zu. Müllers Heimreise war eine Kette von Abenteuern. Der Krieg war inzwischen ausgebrochen. Kaum, daß er über die Grenze kam. In Maubeuge hätte ihn fast das Geschick ereilt, interniert zu werden. In Belgien nahm sich seiner Henry de Man an, der ihn durch den aufgeregten Pöbel glücklich nach Deutschland dirigierte. Man tat später als Offizier Dienste in der belgischen Armee. Erst

am dritten August traf Müller wieder in Berlin ein.

Während er früher zum linken Flügel der Partei gehört hatte, hielt er sich jetzt, in der Kriegspolitik, zu Ebert und Scheidemann. Eine weite Kluft trennte ihn von den Haase und Zietz. In den Reichstag kam er erst 1916, bei einer Nachwahl in dem niederschlesischen Wahlkreise Reichen=bach=Neurode. Irgendwie hervorgetreten ist er im Parlament nicht. Er war einer unter vielen. In demselben Jahre gabs den Stank mit dem ‚Vor=wärts'. Die Radikalen versuchten, das Blatt ganz in ihre Hände zu spielen. Das Oberkommando in den Marken, der strenge Herr von Kessel, griff einmal und noch einmal ein. Verbote prassel=ten auf den ‚Vorwärts' nieder. Es half alles nichts. Die Ströbel, Hoffmann, Stadthagen waren nicht zu bändigen. Da verlangte das Oberkommando eine Garantie des Parteivorstandes dafür, daß das Blatt hinfort den Burgfrieden nicht mehr störe, und Hermann Müller wurde von der Partei als Vertrauensmann der rebellischen Redaktion auf die Nase gesetzt. Später, als die Mehrheitssozial=demokratie das Blatt wiedererobert hatte, schied er, nicht ohne Differenzen mit Friedrich Stampfer, wieder aus und zog sich in das Bureau des Partei=vorstandes zurück.

Die Revolution kam. Die sozialdemokratischen Führer übernahmen die leitenden Regierungs=ämter. Die Parteiorganisation sah sich plötzlich all ihrer Köpfe beraubt. Müller war einer der wenigen, die zurückblieben. Mit straffer Hand versuchte er die auseinanderfließende Organisation zusammenzuhalten. Während des Bruderkampfes mit den Unabhängigen wanderten viele Zehn=

tausende nach links und noch weiter ab. Hätte die Mehrheitssozialdemokratie nicht auf dem Lande in den Revolutionsmonaten so viel Nachwuchs bekommen: der Mitgliederschwund in den Groß- und Fabrikstädten, in Berlin, Leipzig, Braunschweig und so fort, hätte ihre ganze Existenz in Frage gestellt. Der Weimarer Parteitag 1919 berief Hermann Müller an die Spitze des Parteivorstandes: er wurde der Nachfolger der Bebel, Haase, Ebert. Wenige Tage danach wurde ihm eine weitere Aufgabe. Das Kabinett Scheidemann, das sich demonstrativ auf eine Ablehnung des Friedensvertrages mit der Entente festgelegt hatte, war nicht mehr zu halten. Die Demokraten schieden aus, und mit ihnen Graf Brockdorff-Rantzau, der Minister des Äußern, der die Bedingungen des Gegners wiederholt als völlig unannehmbar bezeichnet hatte. Als ein charaktervoller Mann ging er, nachdem das Parlament, in erster Linie die Sozialdemokratie und das Zentrum, umgefallen war und den Friedensvertrag zu schlucken sich bereit erklärt hatte.

In diesem Moment mußte Hermann Müller in die Bresche springen. Er mußte, ob er wollte oder nicht, das Auswärtige Amt übernehmen. Es fand sich kein andrer, der in dem letzten kritischen Augenblick zwischen Krieg und Frieden die Bürde sich auf den Rücken geschnallt hätte. Und dann trat die Frage, wer den Friedensvertrag in Versailles unterzeichnen solle, an das Kabinett heran. Der in Versailles von der Friedens-Delegation bei der Rückkehr nach Deutschland zurückgelassene Herr von Haniel weigerte sich. Das Kabinett beriet tagelang. Keiner wollte diesen schlimmen Gang tun. Schließlich mußte sich

Müller auch dazu bequemen (und sich einen schwarzen Gehrock besorgen), mit ihm Doktor Bell, der Zentrumsminister für Kolonial — waren. In Versailles benahm sich Müller schlicht und würdig. Kein Interview. Keine „Aufmachung". Nichts. Er trat zusammen mit Bell in den prunkenden Spiegelsaal, wo alle die illustren Häupter der Entente zu einem Schaugericht versammelt waren, lehnte mit einer unauffälligen Geste die Paradefeder der in den Schoß Frankreichs zurückgekehrten Elsaß-Lothringer vor dem Tintenfaß ab, zog aus seiner Tasche einen Füllfederhalter und setzte hurtig seinen Namen unter das Dokument. Das wird nun als der Friedensvertrag Müllers, schlechtweg Müllers, durch die Weltgeschichte laufen.

Albrecht von Graefe

Der fünfundzwanzigste Juli Neunzehnhundert=undneunzehn war ein großer Tag. Die Natio=nalversammlung war in höchster Spannung. Alles war schwarz von Menschen: auf der Bühne, wo die hohen Regierungsgötter thronten, im Parkett, wo die namenlose Schar der Abgeordneten in dichten Reihen saß, und auf den Tribünen, wo die Zuschauer in buntem Gemisch, Damen und Herren und Kinder, auf das Treiben des kribbeln=den Ameisenhaufens unter ihnen neugierig blick=ten. Erzberger hatte eine große Kanonade gegen die Rechte angekündigt und allerhand Einzelheiten darüber schon Tage vorher in der Presse durch=sickern lassen. Sein Preß=Adlatus hatte mit ge=schäftigen Fingern rasch weit und breit die nötige Stimmung vorbereitet. Stunden verrannen, ehe endlich die Hauptkämpfer in die Arena traten. Stunden langweiliger, ermüdender Reden. Aber nun war es so weit. Der Präsident Fehrenbach erhob sich, faßte an die Glocke und rief mit starker Stimme: Der Abgeordnete von Graefe hat das Wort ...

Nun reckten sie alle die Hälse. Alle. Auf der Rechten, in der Mitte und auf der Linken. Keins der lieben Häupter fehlte. Nur, merkwürdig, auf der Rechten, ganz vorn gegenüber der Minister=bank waren zwei Plätze frei: die beiden deutsch=nationalen Führer, die Besonnenen in einem Kreise Unbesonnener, fehlten: Herr von Delbrück und

Graf Posadowsky. Waren sie ostentativ dem beabsichtigten Husarenritt des Herrn von Graefe ferngeblieben? Man raunte es sich wenigstens zu. Der Graf im Barte erschien erst ganz spät, als Herr von Graefe längst gesprochen und alles in Scherben geschlagen hatte. Aber oben in der Hofloge, wo einst Seine Königliche Hoheit gähnend Goetheschen Dramen beizuwohnen verpflichtet gewesen war, saß einer in Zivil, dessen Gesicht bei jedem provozierenden Worte Graefes mehr und mehr strahlte: Oberstleutnant Nicolai, der berüchtigte Pressechef und Stimmungsmacher Ludendorffs.

Nun ist Herr von Graefe am Rednerpult. Eine schlanke, langaufgeschossene Gestalt. Geschmeidig wie eine Gerte. Jugendlich temperamentvoll, obwohl er bald seinen fünfzigsten Geburtstag feiern wird. Nur wenig weiße Fäden haben sich in sein Haupthaar, in seinen Schnurr- und Spitzbart geschlichen. Sein Gesicht macht einen leise müden Eindruck. Die Wimpern hängen ein wenig auf die Iris. Die Gesichtsfarbe ist etwas gelblich. Die Nase ist scharf geschnitten. Ein durchgeistigtes Antlitz. Aber hinter diesem Schleier der Müdigkeit ein ungebändigter Wille, ein Drang zum Leben, zum Handeln, zum Reden, zum Fuchteln, zum Fechten, zum Draufloshauen. Nun legt er los. Klatsch, klatsch, Erzberger hat einen, hat zwei Schläge weg. Das Haus lacht. Graefe fängt an, sich in dieser polemischen Atmosphäre wohl zu fühlen. Er vergißt bald das in der Fraktion gegebene Versprechen, ruhig und vorsichtig zu reden, und unbedachte Bonmots, die er in mecklenburgischen Stallmist einwickelt, entfahren seinen Lippen. Gestank entsteht. Lärm. Krach. Unruhe. Die schwarzen Männer des

Zentrums trommeln mit den Fäusten erregt auf die Tischplatten. Das ist Herrn von Graefe eben recht. Er wird immer animierter. Er will es ihnen einmal tüchtig stecken, allen, und der Revolution die Maske vom Gesicht reißen. Wer hat an allem schuld? fragte er. An der Zermürbung der Front, an der Kapitulation der Armee, an dem niederschmetternden Waffenstillstand, an dem furchtbaren Friedensvertrage, an den ganzen fürchterlichen sozialen, wirtschaftlichen, innen- und außenpolitischen Verhältnissen Deutschlands? Wer? Die Revolution. Die Sozialdemokratie. Die Demokratie. Die Mehrheitsparteien. Erzberger knöpft er sich besonders vor. Eine Zeitlang führt er förmlich Zwiesprache mit dem Herrn Vizepräsidenten des Reichsministeriums, einen Kampf mit schweren Säbeln. Erzberger bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Einmal, zweimal, dreimal pfeffert er Zwischenrufe dazwischen und lacht über sein breites, rosiges Engelsgesicht: „Ich werde Ihnen schon antworten!"

Graefes Rede war eine Wahlrede. Ein glänzendes Demagogenstück. Ein Aufruf an alle Reaktionäre im Reiche, sich zu sammeln und konzentrisch gegen Regierung und Revolution vorzugehen. Wie ein Roland stand er da und blies die weithin schallende Trompete der Gegenrevolution. Aber noch ehe die Töne verklungen waren, hatte Erzberger das Echo erstickt. Erzberger stand auf und packte aus. Dokumente und wieder Dokumente. Links und rechts schlug er damit den Konservativen und Alldeutschen um den Kopf. Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen, und übrig blieb ein kläglicher Trümmerhaufen konservativer Hoffnungen.

Herr von Graefe war für den Augenblick ganz kleinlaut geworden. Zwar zischten, lärmten, schrien, tobten, randalierten die Deutschnationalen, als Erzberger sprach, als er seine Anklagerede wider die schwere Kriegsschuld der Rechten beendet hatte. Aber Herr von Graefe und seine Freunde wurden einfach mit Applausstürmen der Linken und des Zentrums niedergeknüppelt. Der große Tag des Herrn von Graefe, der mit dem wunderbaren Pistonsolo anhub, endete mit einer Kirchweihholzerei. So hatte Herr von Graefe noch niemals im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses gestanden, wie an diesem gottverfluchten Freitag. Im alten Reichstag hatte er sich gewiß manches Stück geleistet, und schon, wenn er damals sprach, rangen seine konservativen Freunde die Hände, die sie sonst in den Hosentaschen hatten. Denn er liebte es, mit Sporenstiefeln in den Porzellanladen zu dringen und polternd um sich zu schlagen. Ich entsinne mich noch jener heftigen Auseinandersetzung mit Herrn Doktor Müller-Meiningen. Wie zwei Kampfhähne hatten sie sich festgebissen, er, der langaufgeschossene Agrarier, und Doktor Müller, der kleine, wirbelnde Pimperl Wichtig. Unter tosendem Beifall schmiß ihm Müller das schmückende Beiwort an den Kopf: Ach, der Talmijunker. Seitdem ist Herr von Graefe dieses Wort nicht mehr los geworden. Und in der Tat: er ist ein Talmijunker. Seine Vorfahren waren Bauern in Pulsnitz gewesen. Sein Großvater, ein bedeutender Chirurg, war wegen seiner Verdienste in den Freiheitskriegen vom russischen Zaren geadelt worden. Sein Vater war Berliner, war Asphaltmensch und hielt sich politisch neutral. Auch er war Arzt, ein

berühmter Augenarzt, zu dem sie aus allen Ecken und Winkeln gelaufen kamen, und vermögend wurde er, reich, und als er starb, war sein Sohn Albrecht von Graefe ein gemachter Mann. Im Reichstage hatte Eduard Bernstein einmal behauptet, daß Herr von Graefe jüdisches Blut in seinen Adern habe. Graefe bestritts, sich mit Händen und Füßen dagegen wehrend: „Ich gebe dem mein ganzes Vermögen bis auf den letzten Pfennig, wer mir auch nur einen Tropfen jüdischen Blutes in meinem Leibe nachweist." Und diesen Nachweis hat ihm niemand erbringen können.

Albrecht hatte das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin besucht, hatte, im Jahre der Bismarckschen Kartellwahlen, das Abiturium gemacht und die Universität Berlin, nach dem Abschied aus dem aktiven Militärdienst, bezogen, um Jura zu studieren. Zwei Semester lang. Zwölf Monate weniger vier Monaten Ferien und weniger acht Monaten Korpsverpflichtungen. Du lieber Himmel, lange auf einem Fleck konnte er eben nicht sitzen. Er war bei den Kasseler Husaren gewesen, hatte es zum Offizier gebracht und machte dann, heidi, vom Gelde seines Vaters zur Abwechslung mal eine Reise um die Erde. Man mußte sich doch eben umtun in der Welt. Und er tat sich um. Oben und unten. Er wußte, wie man lebte, und er lebte. Vergnügt und heiter und so weiter. Wie sich das früher bei einem schneidigen Kavallerieoffizier mit schleppendem Säbel und bei einem Weltreisenden von selbst verstand. Aber einmal hatte selbst die Reise um die Erde ein Ende, und als er wieder daheim war, meldete er sich mit schnarrender Stimme abermals zum Militär. Achtzehnhundertvierundneunzig

wird er nun auf zwei Jahre an die Reitschule in Hannover kommandiert. Ein schneidiges Leben. Drauf wird er gar auf zwölf Monate der Botschaft in Konstantinopel beigegeben und tritt um die Jahrhundertwende zur Reserve des Regiments über, da er sich inzwischen angesiedelt hatte. Nicht wie ein Kätner, ein Kleinbauer, sondern wie ein Grandseigneur. Selbstverständlich in Mecklenburg, wo der Feudalismus in Reinkultur gezüchtet und wo einem, wenn man einen alten, angeschimmelten ritterschaftlichen Besitz erwirbt, der Adel nachgeschmissen wurde. Fortan war Albrecht, der Herr von Graefe, Herr auf Goldebee, Mitglied der mecklenburgischen Landstandschaft und bei Damen und Herren des p. t. Adels und der Hofgesellschaft wegen seiner anständigen Manieren, seiner chevaleresken Neigungen und seiner großen, gesellschaftlichen Gewandtheit ein angesehener Gast. Bismarck war in seinen Mußestunden, die freilich nur selten waren, seine Lieblingslektüre. Bismarck, der Herr von Schönhausen und Varzin. Der märkische Krautjunker und vormärzliche Reaktionär. Alles hatte er diesem jungen Bismarck abgeguckt: Draufgängertum, Schnoddrigkeit, Ironie und Lebhaftigkeit. Nur etwas fehlte ihm. Denn schließlich verteilt die Natur ja nicht alle ihre Gaben gleichmäßig. Bloß eines vermißte man bei ihm: das bißchen Genie, das man schließlich Herrn von Bismarck nicht absprechen kann. Und so spielte Herr von Graefe, als er sich in die Fluten des politischen Lebens stürzte, immer eine kleinwenig komische Figur, weil schließlich doch zwischen seinem polternden, koboldartigen Auftreten, seiner großen Schnauze und seinen politischen Ideen und Gedankengängen irgendeine

Diskrepanz bestand. Wenn Bismarck redete, war seine Stimme zwar piepsig und heiser, aber seine genialen Gedanken überstrahlten alles. Wenn Herr von Graefe spricht, donnert seine Stimme, aber auf die Blitze wartet man vergebens. Wenn Bismarck für die Kreuzzeitung schrieb, führte ein Genius seine Feder. Wenn Herr von Graefe für die Mecklenburgische Warte in Wismar schreibt, dann tunkt er die Mistgabel in die Tinte.

Neunzehnhundertzwölf hatte er sich endlich ein Reichstagsmandat für den sechsten mecklenburgischen Wahlkreis Güstrow=Ribnitz erobert, und seitdem war er das enfant terrible der konservativen Partei. Aber man hatte ihn gern, trotz allen seinen Plötzlichkeiten, und während bei dem Großreinemachen nach der Revolution alle die kompromittierten konservativen Parteikönige in der Versenkung verschwanden, die Heydebrand, Westarp e tutti quanti, schwamm Herr von Graefe wie ein Fettklümpchen auf der verdünnten reaktionären Bouillon, die man den Wählern alsDeutschnationale Partei anpries. Denn er hatte auch seine Meriten, war — was blasen die Trompeten, Husaren heraus — bei der Mobilmachung mit dem Leib=Garde=Husarenregiment ins Feld gerückt, hatte dann paarmal das Regiment gewechselt und war während des großen Maidurchbruchs bei Tarnow=Gorlice im Jahre 1915 schwer verwundet worden. Querschläger an Brust und Oberarm. Auch darin, im Kriegshandwerk, ein Draufgänger. Dem Arzt entlief er, als ihm der Gesundungsprozeß gar zu lange dauerte, um so rasch als möglich wieder zur Truppe zu kommen.

Nun hatte er sich eine neue Verwundung zugezogen. Eine eklige, politische Verwundung in der Nationalversammlung. Aber Herr von Graefe heißt nicht umsonst mit Vornamen Albrecht. Ein konservativer Albrecht der Bär. Er wird sich das garstige Blut der klaffenden Wunde abschütteln und von neuem brummen. Wie nun einmal die Bären sind.

Paul Hirsch

Gewöhnlich finden die Sitzungen des Preußischen Staatsministeriums in dem Prunkhause Wilhelmstraße 62 statt. Hier residiert auch der Ministerpräsident in einem weiten Raume des ersten Stockwerks. Eine Spiegelwand schiebt sich dem ins Haus Eintretenden vor die große Treppe. Marmorsäulen empfangen ihn im Vestibül, das, eichengetäfelt, mit dicken roten Teppichen belegt ist. Gleich neben dem Zimmer des Premiers ist der Sitzungssaal. Viele Staatsmänner und Minister haben hier gesessen und gesprochen. Bismarck und Eulenburg, der einstige Chef des Innern, Goßler, Miquel und Bethmann Hollweg, Leute des alten autokratischen Regimes; Graf Hertling, Prinz Max und Friedberg, die Männer des beginnenden parlamentarischen Systems; Hirsch, Rosenfeld, Adolph Hoffmann und Ernst, die fünfzigprozentigen gemischsozialistischen Minister, und schließlich tagte hier, bis zum Beginn der preußischen Nationalversammlung, das einseitig mehrheitssozialistische Revolutionskabinett unter dem Vorsitz des Herrn Paul Hirsch.

Da sitzt er nun und präsidiert. Eine hagere, lang aufgeschossene Gestalt. Nachlässig in Haltung und Kleidung. Er gibt nichts auf das Äußere und läßt sich, gemächlich beim Sitzen die Beine weitausstreckend, gehen. Die Hände verkriechen sich in die Hosentaschen, und der Oberkörper versinkt nachlässig in die Lehne des Sessels. Seine Augen

scheinen beinahe gleichgültig-blasiert, völlig uninteressiert zu sein. Er gähnt und läßt die Sitzungen, in denen so viel gesprochen wird, über sich ergehen. Die anderen Minister sind lebhafter: Der Herr Justizminister Wolfgang Heine, der wie ein Anwalt zur Konferenz mit der Aktentasche kommt, sie hinlegt, scharf und klar spricht, seine Papiere wieder geschäftsmäßig zusammenrafft und fast wortlos aufbricht und abgeht, wenn die Sitzung zu Ende ist. Herr Doktor Südekum mit dem blendend weißen, wohlgescheitelten Haar, das ein blühend rotes Antlitz krönt, schaut in seiner sorgfältig zusammengestellten Kleidung wie ein Geheimrat alten Stils aus. Herr Braun, der Landwirtschaftsminister, hat mit seinem kleinen schwarzen Knebelbart das Aussehen eines politischen Mephisto, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Herr Haenisch, der vielgeschäftige, reformbeflissene, weichliche Kultusminister, ist der typische schriftstellernde Idealist eines der westlichen Berliner Vororte. Herr Ernst, der Minister des Innern, nimmt sich mit seinem aegyptisch-orientalisch lang und kantig geschnittenen schwarzen Vollbart wie ein Rabbiner aus der Pharaonenzeit aus, und die einzigen Bürgerlichen, die Hoff und die Fischbeck, sind die letzten Überreste der beiden vorangegangenen Entwicklungsstadien Preußens: des obrigkeitlich und des parlamentarisch regierten. Dazwischen sitzen die Herren Unterstaatssekretäre und die Spezialreferenten, die Herren Geheimräte. Bismarck hat einmal gesagt, daß sie, die Geheimräte, eigentlich das gesamte Staatsministerium beherrschen, oder richtiger: der Geheimrat — der nämlich, der die zur Debatte stehende Vorlage ausgearbeitet hat. Zuerst habe er seinen

Ressortchef, den Minister, auf den Gesetzentwurf festgeredet, und dann kämen beide, wohl gerüstet und gewappnet, ins Kollegium, und die andern Minister, die nur selten sich mit der Materie vertraut gemacht hätten, weil sie außerhalb ihres Ministeriums liege, seien dann einfach verraten und verkauft und Puppen in der Hand des stoffbeherrschenden Geheimrats. Auch heute ists nicht viel anders. Immerhin ein Unterschied besteht doch, ein formaläußerlicher. Die einstige bureaukratische Gemessenheit der Staatsministerialsitzungen ist dahin: die gesetzgeberische Akkuratesse, die Liebe zu den Paragraphen, das Fußen auf der Tradition — das alles vertreten noch die Herren der alten Zeit, die Geheimräte, die Fachleute, die auch während der Revolution geblieben sind. Die neuen Männer, die Parteiminister sind vor allem Politiker. Sie bewerten die Gesetze nach ihren politischen Wirkungen, nicht nach der peinlich juristischen Formulierung. Und so geht ein Riß durch das preußische Kabinett. Was früher gar zu formell war, ist jetzt mitunter ein bißchen zu formlos geworden. Die neue Zeit hat noch nicht ihre Tradition. Sie muß sich erst langsam bilden. Vorerst ist es ein Zwischenstadium.

Paul Hirsch hat sich selber gewundert, als er plötzlich, nach dem neunten November, an der Spitze des preußischen Staatsministeriums stand. Einst war er Mediziner. In der Studentenbewegung der neunziger Jahre spielte er eine führende Rolle. Wo sind die Zeiten der Ethischen Kultur, der Gyzicki, der Egidy geblieben? Mit dem aufbegehrenden Naturalismus in der Kunst und in der Jugend war es bald vorbei, und der graue Alltag der Tagespolitik begann. Hirsch schrieb damals

ein medizinisch-pathologisches Buch: ‚Prostitution und Verbrechen‘, wandte sich dann aber ganz der politischen Schriftstellerei zu. Als Sozialist war er kein himmelstürmender Führer. Ein leichter Zug der Lässigkeit, der Passivität war ihm eigen. Er war mehr rezeptiv als schöpferisch. Bald tummelte er sich auf der Journalistentribüne des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses herum. Mit Curt Baake, der später zum Chef der Reichskanzlei aufrückte, gab er lange Jahre eine Parlamentskorrespondenz heraus, die nicht bloß von sozialdemokratischen Blättern für die parlamentarische Berichterstattung verwendet wurde. Auf Gewerkschaftskongressen und Parteitagen machte er, flink und gewandt, die stenographischen Berichte. Die erste öffentliche Körperschaft, in die er einzog, war das Charlottenburger Stadtverordnetenkollegium. Die Kommunalpolitik wurde nun sein Feld: Theater- und Wohnungsfragen. Dann kam er mit einigen wenigen Genossen in das bis dahin sozialistenreine preußische Abgeordnetenhaus. So klein war die Schar der äußersten Linken, daß sie, bis zuletzt, nicht einmal die Rechte einer Fraktion besaß. Paul Hirsch war Vorsitzender einer Gruppe, die Elemente von Haenisch über Adolph Hoffmann bis Karl Liebknecht umfaßte. Hirsch kannte aus jahrelanger Erfahrung von der Tribüne her die Praxis des Parlaments wie nur irgendeiner. Schnell fand er sich in die Rolle eines Taktikers und Routiniers. Im Handbuch für die preußischen Wähler legte er seine politisch-parlamentarischen Ansichten und Erfahrungen nieder. „Staat und Unternehmertum,“ heißt es da, „monarchistischer Absolutismus und industrielle Scharfmacherei, militärische

Gewalt und polizeiliche Willkür, finanzielle Spekulation und agrarische Auswucherung, in einem Staatsgebilde einheitlich verbunden: so wird die alte preußische Galeere, an die die besten Geister der klassischen Zeit nur mit Schaudern denken konnten, zu einem modernen ungeheuren Panzerschiff, auf dem das Kriegsrecht herrscht und die Zuchthausarbeit, der patriarchalische Staat auf der Höhe der kapitalistischen Technik — vom Universitätsprofessor bis zum ländlichen Dienstboten ist alles auf die Gnade dieses fürchterlichen Staates angewiesen, und eine hörige Justiz hält sich durch Schreckensurteile jede geistige und materielle Auflehnung fern. Das ist der Weg, den Preußen unter dem Dreiklassenwahlsystem geht und zum größten Teil bereits gegangen ist."
In diesem Radikalismus hielt sich Hirsch ursprünglich zu den Adolph Hoffmann und Genossen im Abgeordnetenhause, legte aber stets Wert darauf, den Faden zum rechten Flügel der Partei nicht ganz abreißen zu lassen. Erst als es 1916 zum Bruch kam, als die Arbeitsgemeinschaft sich auftat, als die Unabhängige Sozialdemokratische Partei sich bildete, als er sich für rechts oder links entscheiden mußte, ging er, lange schwankend, den Weg nach rechts. In der großen Sitzung vom einundzwanzigsten Juni 1918 hielt Adolph Hoffmann fürchterliche, zum Teil persönliche Abrechnung mit dem verlorenen Sohn.

Hirsch stieg nun rasch aufwärts. Aus dem Parlamentsstenographen, dem Abgeordneten wurde der politische Premier, der Kapitän des „modernen ungeheuren Panzerschiffes". Sozialistische Edikte kamen heraus. Das Papier erwies sich in den ersten Sturmtagen der Revolution als sehr geduldig.

Das Dreiklassenwahlrecht wurde völlig nieder=gelegt, und die laufenden Amtsgeschäfte wurden von den sozialistischen Ministern übernommen. Hirsch stöhnte. So arg, so bös hatte ers sich nicht vorgestellt. Sorge über Sorge. Arbeit über Arbeit und kein Horizont! Er fing an zu verzagen. Resignation schlich sich in sein Herz. Der große, weithin leuchtende Führer war er nicht, konnte er, seiner ganzen Willens= und Intelligenzstruktur nach, nicht sein. Aus Granit war er nicht ge=schaffen. Die große Linie fehlte ihm. Ideen, wenn sie kamen, wurden von dem Durcheinander der ersten Zeit erstickt. Der preußische Karren schien festgefahren zu sein. Der (mehrheits=sozialistische) Zentralrat der Arbeiter= und Sol=daten=Räte fing an zu mahnen und zu pochen. Hirsch konnte sich, zögernd, nicht entschließen: er sah nur einen gewaltigen Trümmerhaufen vor sich, den man erst beseitigen müßte, ehe man zu neuaufbauenden Reformen schreiten könnte. Da beschloß der Zentralrat einfach das gleiche Wahl=recht für die Gemeinden und die Kreise und setzte auch sofort die Frist für die Wahlen fest. Hirsch wollte das, demokratisch, der preußischen Landes=versammlung vorbehalten wissen. Aber er fügte sich.

Immer wenn ich ihn, nach dem großen Umsturz, gesprochen habe, hatte ich den Eindruck, daß hier das Schicksal einen Menschen mit Gewalt geistig und seelisch ganz neu eingekleidet hatte. Und er stöhnte und seufzte unter diesem eng anliegenden neuen Gewande. Er haßte es, weil es gar so drückte und klemmte, aber er liebte es zugleich, und nun möchte er es doch nicht mehr ausziehen.

Wolfgang Heine

Lieber Genosse, Deinen Brief habe ich empfangen und danke Dir. Du weißt, daß ich ein Lebenszeichen von Dir jedesmal begrüße. Aber diesmal fällt es mir schwer, Deine Bitte zu erfüllen, sehr schwer sogar. Du möchtest meine persönlich-vertrauliche Ansicht über den Genossen Wolfgang Heine haben? Ja, warum das nur? Bloß weil Ihr da in eurem sozialen Wetterwinkel euch mit seiner Regierungskunst als Minister des Innern nicht abfinden könnt und euch fortwährend die Hänseleien der Unabhängigen seinetwegen gefallen lassen müßt? Ja, wollt Ihr Heine denn desavouieren und ihn, den Radikalen zuliebe, in öffentlicher Versammlung preisgeben? Überlegts euch ein-, zweimal und wägt, klug, Nutzen und Schaden gegeneinander ab. Immerhin: ich will Deine Bitte erfüllen.

Du weißt, ich habe als Schlosser in der Arbeiterbewegung von der Pike auf gedient und habs jetzt glücklich zum Gewerkschaftssekretär gebracht. Ich kenne also, aus täglicher Erfahrung, die Leiden des Proletariers. Die kleinen und die großen, die täglichen und die historischen. An den täglichen hat jeder zu tragen, wes Standes er auch sei. Sie sind das Klein-Elend des menschlichen Lebens, das wir wie eine endlose Kette tagaus, tagein zu schleppen haben. Die historischen Leiden aber sind die Martern einer ganzen Klasse, die sich aus ihren sozialen und wirtschaft-

lichen Verhältnissen ergeben. Und nun frage Dich: Hat die November=Revolution uns von diesen fürchterlichen historischen Leiden befreit? Hat sie die Fesseln gebrochen und uns ein Leben in Freiheit und Glück beschert? Merkst Du was davon? Ich nicht. Und da muß man sich nun das Hirn zergrübeln und den Ursachen dieser Ent=täuschung nachgehen. Zwei Reihen entdecke ich da: sachliche und persönliche Ursachen. Die sachlichen sind die furchtbaren Folgen des Krieges, die einstweilen noch die sozialistisch=ökonomische Entwicklung, wie sie uns Marx vorgezeichnet hat, hemmen. Die persönlichen aber, ja, siehst Du, das tut weh zu sagen: die liegen an und in uns selbst. Schau Dir unsre Genossen an, die wir an die Spitze der Regierung entsendet haben. Ich will diesmal, Du kennst ja meine Meinung, von ihren Qualitäten absehen. Aber fällt Dir nicht auf, daß von unsern Leuten im Reichskabinett lauter Männer der Handarbeit sitzen, die Scheidemann, Wissell, Schmidt, Bauer, und daß im preußischen Kabinett sich alle die Intellektuellen, die gott=verfluchten Akademiker auf den Ministersesseln breitgemacht haben: die Hirsch, Haenisch, Süde=kum und Wolfgang Heine? Das Reich wurde proletarisch, Preußen akademisch. Ja, Preußen ist selbst als sozialistisch=demokratischer Staat feudal geblieben.

Und nun, nach diesen Allgemeinheiten, Wolf=gang Heine. Glaubst Du, daß er irgendwelche Beziehungen zum Proletariat hat? Innere oder äußere? Das Ökonomische, das Soziale, das uns tagtäglich bedrückt, liegt ihm nicht, kann ihm auch nicht liegen. Sieh, er stammt aus einer preußischen Offiziers= und Beamtenfamilie von altersher. Sein

Vater war Philologe, Professor und zuletzt Gymnasialdirektor, von dem seine Schüler noch heute mit einer gewissen Liebe und Scheu sprechen. In Posen kam Wolfgang vor achtundvierzig Jahren zur Welt. In Posen! Sagt das nicht alles? Da pflegte man einst, unter dem preußischen Assessorismus, mit den Händen an der Hosennaht aus dem Bett aufzustehen und im Parademarsch an den Kaffeetisch zu schreiten. Nur die Katholiken unter den Deutschen waren darin etwas legerer. Heine aber war aus einem evangelischen Hause. Schon früh kam er aus seiner Geburtsstadt fort, um draußen die Schule zu besuchen in Weimar, in Hirschberg und in Breslau, wohin sein Vater zuletzt versetzt wurde. Dann gings auf die Universität. 1879. Entwicklungslehre, Zoologie, Vererbung: das war Wolfgangs Interessengebiet. Also belegte er zunächst die naturwissenschaftlichen Kollegs. Aber er, der Beamtensohn, wurde bald in die formalistische Bahn getrieben und warf sich aufs Studium der Rechte. An der Berliner Universität und später als Referendar und Assessor geriet er sehr bald in den Strudel des naturalistischen Deutschlands. Er lebte mit allen Dichtern der jüngsten Generation, die eine neue Epoche deutscher Poesie einleiten wollten. Besonders befreundet war er mit Hermann Bahr und Otto Erich Hartleben, dessen Tochter er später erzog. Fiebernden Herzens machte er den Sturm und Drang der neuen Kunstgenies mit. War sozialistisch aus aesthetischem Rauschgefühl, war eines der ersten Mitglieder der Freien Bühne, die mit Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' ins Leben trat.

Heine wurde inzwischen Rechtsanwalt und organisierter Sozialdemokrat. War aber Sozialist

nur par distance. Er war mehr liberal, mehr demo=kratisch, mehr künstlerisch=kulturell gerichtet auf einem formal korrekten Lebensgrunde. Ein kluger, ein feiner Jurist, das muß man ihm lassen. Mit einer gewissen saubern Eleganz führte er seine Prozesse, und manch einem Genossen hat er aus der Patsche geholfen. An den Monstreprozessen der Partei war er all die Jahre als Anwalt beteiligt. 1898 entsandte ihn der dritte Berliner Wahlkreis in den Reichstag. Ledebour schäumte. Denn auf den dritten hatte ers abgesehen, und als Heine, zum Entsetzen Bebels, Mehrings, Kautskys, das fürchterliche Wort von den „Kanonen gegen Volksrechte" sprach, also einen Pakt mit dem Militarismus zu schließen bereit war, da kannte Ledebours Wut keine Grenzen mehr. Von Stund' an verfolgte er Heine mit der ganzen Glut seines Hasses. Und, weiß Gott, Ledebour kann hassen.

Wirklich verdient gemacht um die Partei hat Heine sich im Kampf gegen die Lex Heinze, die — aus Furcht vor dem Unsittlichen in Bild und Schrifttum — Kunst, Literatur und Wissenschaft erbärmlich knebeln wollte. Damals organisierte er die Obstruktion der Sozialdemokratie im Reichs=tage, und das Gesetz fiel. Aber ich glaube, er hatte es mehr um seiner Liebe für die Dichter und Dichtergenossen als um seiner Partei willen getan. Als Abgeordneter wurde er in Berlin III nicht warm. Er fand eben kein Verhältnis zu den Ar=beitern. Er blieb der alte Korporationsstudent, wenn er auch bloß aus dem V. D. St. stammte. Aber er hatte immer etwas Distinguiertes. Er trat nicht aus sich heraus, und wenn er mit unsereinem sprach, hatte man immer das Gefühl: Na ja, du

bist ja bloß ein ganz dummer und unbedeutender Kerl, ein Atom unter tausenden. Ich weiß nicht, aber mir war stets so zu Mute. Seine gepflegte Kleidung, sein vornehmer Spitzbart, sein Kneifer, seine etwas vorgebeugte, steife Haltung, seine halb zusammengekniffenen, beim Sprechen eindringlich forschenden Augen — na, Du weißt ja, was ich meine. Er kann gewiß nichts für das alles, aber das Äußere macht nun einmal den Menschen. Wir sind Schaffende, Ringende, Langende, Bangende — er ist, bei aller angestrengten geistigen Berufstätigkeit, ein Genießer, der das Leben wie eine Pulle Rotwein, schnalzend, herunterschlürft. Er ist im tiefsten Grunde seines Herzens ein Menschenverächter. Sein Geist ist keine am Sims leckende Flamme, die in wildem Drange das ganze Haus verzehren möchte. So ist er nicht. Er will nicht nur gelebt sein, wie ich und Du, wie alle Proletarier, sondern auch selbst leben, sich nach allen Seiten hin ausleben. Literaten sind sein Umgang, Künstler, und Max Reinhardt ist ihm ein lieber Freund. Sieht er nicht aus wie ein Jenaer Oberlandesgerichtsrat, der sich beim Gläschen der studentischen Zeit, der Tage in Saus und Braus erinnert?

Bebel war ihm nicht grün. Wie überhaupt den Akademikern nicht. Denn die waren damals ja doch fast durchweg Revisionisten. Alle schrieben sie auch für bürgerliche Blätter. Das konnte August, der revolutionäre Klassenkämpfer alter Schule, nicht ertragen. Auf dem Dresdner Parteitag von 1903 kam die Bombe zum Platzen. Bebel und Mehring legten los. Ein Bannstrahl wurde gegen die Ungetreuen geschleudert, und alle krochen sie, winselnd, zu Kreuze: die Göhre, Braun,

Bernhard und Heine. Und sie verleugneten vor diesem Parteigericht dreimal Harden, den Herausgeger der ‚Zukunft', über dessen Haupt sich ein furchtbares Parteigewitter zusammenzog. „In dieser ehrenwerten Volksversammlung", schrieb Harden darauf, „saßen mindestens acht Menschen, die mich kennen, mich umworben, Gefälligkeiten jeglicher Art von mir erbettelt und mich, als Dank für nahrhafte Speise, die sie bei mir fanden, mit Bewundegerung bewirtet haben. Die Hälfte hat feig geschwiegen, die andre Hälfte hat mitgelogen und mitgeschimpft." Und dann rechnet er, Privatbriefe veröffentlichend, mit jedem einzelnen ab: mit Göhre, Braun, Bernhard und Heine. „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier!" — Harden ließ Heinrich von Kleist wider Heine zeugen.

Der wurde 1908 noch einmal von Berlin III, einem absolut sichern Wahlkreise, in den Reichstag geschickt. Dann aber verlor er jede Verbindung mit seinen Wählern und mußte 1912 nach Anhalt auswandern. Diesen Wahlkreis eroberte er sich im Kampf mit Professor Hugo Preuß. In Anhalt erwarb er sich bald viele Freunde. Er wurde freilich immer bürgerlicher, vertrat, worüber wir alle den Kopf schüttelten, den Sohn des Prinzen Friedrich Leopold in dem vom Kaiser gegen ihn angestrengten Entmündigungsverfahren und wurde als erster Sozialdemokrat in den Vorstand der Berliner Anwaltskammer gewählt. Heut ist er Exzellenz; wenigstens läßt er sich nicht ungern so anreden.

Die Revolution brachte ihn vollends hoch. Staatspräsident in Anhalt, Justizminister in Preußen und Rechtsanwalt noch immer nebenbei:

ein bißchen viel auf einmal. Inzwischen hat er zum Ministerium des Innern hinübergewechselt, mimt in der Landesversammlung, bei den Auseinandersetzungen mit den Unabhängigen, den starken Mann und ist von revolutionärem Denken so weit entfernt wie ein ehemaliger Königlich Preußischer Assessor. Ist stramm deutsch und national geworden und tritt, wenn er vor dem Parlamente spricht, in schimmerndem Panzer wider äußere und innere Feinde und wider die Preußenaufteiler und Einheitsstaatler auf. Flügel auf dem Rücken, ein flammendes Schwert in der Hand: der Erzengel Michael (mit dem Kneifer auf der Nase). Noske, die brutale Kraft und das Nervenbündel aus Stacheldraht, und Heine, der vergeistigte Wille: sie bilden ein Ganzes. Das neue Reich und das neue Preußen, die Übergangszeit zwischen altem und neuem Militarismus ist in ihnen symbolisch verkörpert.

Wie in eurem Wahlkreis, so rebelliert man auch in andern, in vielen andern gegen die beiden. Aber Du siehst: der Weimarer Parteitag hat zwar über ihn einen Hagelschauer der Kritik niedergehen lassen — wollen, zuguterletzt aber wurde auch er von dem allgemeinen Vertrauensvotum, das man der Regierung aussprach, „betroffen".

So, lieber Genosse, nun hab' ich mir alles von der Seele heruntergeschrieben. Nun weißt Du, was Du den Deinen das nächste Mal über Wolfgang Heine zu sagen hast, wenns wieder seinetwegen Krakehl gibt. Aber, noch einmal, überlege Dirs wohl!

Konrad Haenisch

Als ich zum letzten Male im Königlich Preußischen Kultusministerium war, besuchte ich in einem kleinen winkligen Zimmer einen steinalten Professor, der sich nur noch mit einem Hör- und Sprech-Apparat verständlich machen konnte. Er hatte die Aufgabe, für den November 1917 eine Jubiläumsschrift zu verfassen, da um diese Zeit vor hundert Jahren das Königliche Patent über die Errichtung eines besondern Kultusministeriums ergangen war. Man hatte sich diesen bemoosten Gelehrten ausgesucht, weil er wahrscheinlich die ganzen hundert Jahre im Kultusministerium verbracht und alle und alles hatte kommen und wieder gehen sehen. Ich glaube, er hat selbst noch die Schlacht bei Jena und Auerstädt miterlebt. Jedenfalls ist die Jubiläumsschrift „Umstände halber" nie erschienen.

Damals, in jenen dunkeln Tagen Preußens, sagte der König Friedrich Wilhelm der Dritte, nach Stunden tiefster Niedergeschlagenheit wieder hoffnungsfreudig: „Der preußische Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat", und Schön glaubte im Volke „einen allgemeinen Eifer des Bessermachens und Besserwerdens" feststellen zu können, „damit man wieder eines bessern Schicksals würdig werde". Wilhelm von Humboldt trat an die Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung, und ein paar liberale Staatsräte folgten, in erfrischendem Enthusiasmus,

seinen Spuren. Aber der erste eigentliche Kultusminister, Freiherr von Altenstein, ein an sich liberaler Mann, leitete bereits die Aera der Restauration ein. Es folgten in einigem Abstand, die trüben Jahre der Eichhorn, Raumer, Mühler, es kamen die Stiehlschen Regulative, in denen die Fertigkeit im Bibelaufschlagen für die Schüler mit das Wichtigste war. Der Kulturkampf brachte neues Leben in die preußische Dunkelkammer für Kultur. Falks Gesetzgebung brach vorübergehend freiheitlichen Ideen Bahn. Hermann Bonitz modernisierte die Gymnasien und Karl Schneider die Volksschulen. Aber wieder blieb der Rückschlag nicht aus. Erst Wilhelm der Zweite versuchte von neuem, auf Schulkonferenzen Reformen durchzusetzen. Über Kompromisse kam er indessen nicht hinaus. Die Arterienverkalkung in den Schulen war schon zu weit vorgeschritten. Als Schwartzkopf und Althoff, diese beiden allgewaltigen Ministerialdirektoren, die einzigen ruhenden Pole in der Ministererscheinungen Flucht waren, dichtete der Berliner ironisch: Ob Studt, ob Holle — Schwartz bleibt der Kopf bis in die Wolle.

In dieses verstaubte und verkalkte Kultusministerium zogen am neunzehnten November 1918 die Herren Konrad Haenisch und Adolph Hoffmann als Volksbeauftragte der Revolutionsregierung ein. Adolph Hoffmann legte sofort auf die Kirche, die Volksschule und das Theater Beschlag. Das ist mein Reich, sagte er, darin will ich regieren. Haenisch wollte ihm wenigstens das Theater streitig machen, aber Adolph erwiderte schlagfertig: „Quatsch, Konrad, det verstehste nu nich. Ick habe doch selbst wat je-

schrieben." Richtig: Adolph hatte einstens, in seines Lebens Maientagen, einen Einakter: ‚Lazarettbaracke 9' gedichtet, und nun zitterte das hohe Kultusministerium vor der Möglichkeit, daß er auf den Gedanken kommen könnte, kraft seiner Stellung als halbierter Kulturchef eine Aufführung irgendwo zu „veranlassen". Aber die Lazarettbaracke blieb glücklicherweise in der Schublade liegen. Haenisch, sensibel und verantwortungsvoll, blickte mit zunehmendem Unbehagen auf dieses Faschingsregiment. Adolph fühlte sich eigentlich nur als Chef der freireligiösen Gemeinden, kündigte, mit einem Federstrich, die Trennung von Kirche und Staat an, denn er sah keine Probleme, keine Hemmnisse, und er verachtete die sämtlichen Geheimräte, die er mit einer leichten Rückenwendung „das Hinterhaus" nannte. Er dachte nicht daran, die erst zu befragen. So war Adolph rücksichtslos reformfreudig, nur daß, bei all der Lauterkeit seines Wollens, seine geistigen Kräfte ihm nicht erlaubten, die Wirkungen seiner Erlasse zu überschauen. Haenisch bremste. Vergebens. Adolph stürmte weiter. Alles drohte er kurz und klein zu schlagen: Kirche, Schule und Kunst. Im Niederreißen war er groß. Aber im Aufbauen? Haenisch war immer wieder gezwungen, durch seine Zustimmung, die er von Zugeständnissen abhängig machte, wenigstens das Schlimmste zu verhüten.

War Haenisch aber nicht auch radikal wie nur irgend einer gewesen? Wie Ledebour, Rosa Luxemburg und Radek, mit denen er eifrig verkehrt hatte? Ach, das Leben hat ihm seltsam mitgespielt. Eigentlich hätte er nie Sozialdemokrat werden dürfen. Denn es war ihm einfach verboten

worden. Er stammte aus einer alten traditionell konservativen Familie. Sein Urgroßvater war zu Nettelbecks Zeiten Bürgermeister in Colberg gewesen, sein Großvater Kurator der Universität in Greifswald und sein Vater daselbst ein vielbegehrter Kehlkopfarzt, der, bloß weil er die freikonservative ‚Post' las, schon der rote Haenisch genannt wurde. Konrads Mutter kam aus einer alten Offiziersfamilie. Sein Vetter, der Herr Leutnant von Forstner, war der Urheber des Zabern-Skandals. Ein andrer von Forstner hat sich als U-Boot-Kommandant kriegerische Lorbeeren gepflückt. Der frühere Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses, Graf Schwerin-Löwitz, war Konrads Onkel, und oft ist er als Kind auf dem gräflichen Gute gewesen. Später, als sie beide im Parlament saßen, der eine ganz rechts, der andre ganz links, da waren sie für einander nur „Exzellenz" und „Herr Abgeordneter". Denn für einen Hochkonservativen und Grafen dazu war schließlich ein Sozialdemokrat ein minderwertiges Subjekt, zu dem man anstandshalber alle verwandtschaftlichen Beziehungen abbrechen mußte.

Die lieben Verwandten! Davon kann Haenisch ein Lied singen. Er besuchte das Greifswalder humanistische Gymnasium, kam bis zur Prima und erhielt dann mit einem Male wegen (sozialistischer) Geheimbündelei das consilium abeundi. Jeder Verkehr mit seinen Mitschülern, jede sozialistische Lektüre wurde ihm untersagt. Die Verwandten, voran ein Onkel Landgerichtsdirektor, ließen ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen. Der Universitätsprofessor Arndt, ein echt „nationaler" Herr, besprach gar den Fall Haenisch im

psychiatrischen Kolleg als Typus der paranoia politica. Goldene Zeiten der Reaktion! So um die Wende des Jahres 93. Der Vater war tot, und der Vormund nahm sich Konrads an. Spitzel wurden ihm auf die Fersen gesetzt. Ein Schutzmann wachte — es ist das alles Ernst — allnächtlich an Haenischs Bett, um irgend eine abnorme Erscheinung an ihm zu beobachten. Aber der Blaue fand keine. Denn die sozialistischen Träume Haenischs konnte er natürlich nicht sehen. Aber der Vormund ließ nicht locker. Der junge Mensch mußte mit Gewalt wieder eine anständige Gesinnung bekommen. Also 'rin in eine Nervenheilanstalt! Zu Herrn Doktor Gnauck in Pankow. Aber auch hier konnte man in monatelanger Beobachtung keinen geistigen Defekt an ihm feststellen. Der Vormund entschloß sich zu einer Umquartierung. „Sollte Konrad Miene machen, mir nicht zu gehorchen", schrieb er dem Arzt, „so würde ich ihn mit dem Kantschu aus seinem Nest herausholen oder ihn per Polizei hierher transportieren lassen." Und Haenisch wurde der frommen Anstalt Bethel bei Bielefeld überwiesen. Dort erhielt er Anweisung, nicht das Gebiet der Anstalt zu überschreiten und sich des Lesens aller nicht kontrollierten Schriften zu enthalten, „da ja etwas Atheistisches mit unterschlüpfen könnte". Nach einigen Tagen war Haenisch dennoch entwischt.

Es begann nun für ihn ein sehr unruhiges Leben. Er trat in eine Leipziger Buchhandlung als Hilfskraft ein, war aber in Wirklichkeit ein besserer Laufbursche mit zehn bis fünfzehn Mark Wochenlohn. Tagsüber wurde für den Verlag gelaufen, und nachts arbeitete er an sich selbst.

Es war ein Elendsdasein. Auf der Schule hatte er Theologe werden wollen, hatte schon Hebräisch zu lernen angefangen, war von dem sozialen Christentum eines Stöcker begeistert gewesen und saß nun, hungernd und frierend, irgendwo in einer Dachkammer als Laufbursche, mit der Familie völlig zerfallen. Als er mit dem einund=zwanzigsten Jahre mündig wurde, erhielt er den Rest des väterlichen Vermögens ausbezahlt und bezog sofort als Hospitant die Leipziger Universi=tät. Lamprecht und Bücher wurden seine führen=den Lehrer. Geschichte und Volkswirtschaft waren seine Fächer. Allmählich fing er auch zu schriftstellern an. Die Leipziger Volkszeitung nahm hin und wieder Beiträge von ihm auf. 1898 wurde er als Redakteur an das Mannheimer sozialdemo=kratische Organ engagiert. Sein Aufstieg begann. Die Nebel zerteilten sich.

Noch gegen Ende des gleichen Jahres ging er nach Dresden, wo grade Rosa Luxemburg ausschied, und setzte sich zusammen mit Ledebour nnd Eichhorn an den Arbeitstisch. Alle drei radikal bis in die Haarwurzeln. Haenisch schillerte in Politik und Feuilleton und schrieb auch Theaterkritiken. Freundschafts=bande knüpften ihn, wie an Rosa Luxemburg, so an Radek, von dem sich der Spießbürger eine ganz falsche Vorstellung machte. Radek ist irgend=wo in einem polnisch=russischen Schmutzghetto zur Welt gekommen und hat sich an seinem Idealismus großhungern müssen. Als Student hat er vielleicht, da er stets in peinlichster Geld=verlegenheit war, manches getan, was sich nicht mit der moralischen Elle messen läßt, hat Bücher gepumpt und sie nicht wiedergegeben; aber Bebel,

der ihn selbst einst in Acht und Bann tat, hat später, kurz vor seinem Tode, zu Parteigenossen erklärt, daß er seinen voreilig getanenen Spruch bedaure, da er falsch unterrichtet worden sei. Radek ist einer der feinsten Köpfe des russischen Bolschewismus, ein zielklarer Fanatiker, ein Mensch von schärfstem Verstand und einer ungewöhnlichen Universalbildung. Im April 1919 richtete er in einem Schreiben aus dem Untersuchungsgefängnis die Bitte an den Herrn Kultusminister Haenisch, ihm eine Reihe von Büchern für eine wissenschaftliche Arbeit über Demokratie und Räte aus der Königlichen Bibliothek zusenden zu lassen: Hasbach und Wilson, Gumplowicz und Jellinek, Krasinski und Dostojewski. Er bat lebhaft und dringend, da er das Buch fertig haben wolle, ehe ihn ein Zufall „stören" könnte. Er dachte an Liebknecht. Es versteht sich, daß der Minister seine Bitte auf der Stelle erfüllte.

So innig war ehedem Haenischs Freundschaft mit Radek, daß er sich seinetwegen mit Rosa Luxemburg entzweite, denn die Beiden, die mit einem Fuße immer auch in Polen standen, waren wegen irgendwelcher parteipolitischer Haarspaltereien in der polnischen Sozialdemokratie aneinandergeraten. 1905 kommt Haenisch an die sozialistische Zeitung nach Dortmund und macht dort auch den großen Bergarbeiterstreik von 1905 mit. Eine aufgeregte Zeit und ungeheure Arbeitsüberlastung. Fünf Kopfblätter werden noch so nebenher redigiert. Er und ein Kollege leisten die ganze Arbeit. Lokalberichterstatter in den Städten der Umgebung sind meistens Bergleute. Ihre Berichte müssen in mühsamer Arbeit zurechtgestutzt werden.

Eine Tortur. Nur ein Redakteur kann sie ermessen. Sein Kollege wird irgendeines Preßvergehens wegen vom Staatsanwalt belangt und zusammen mit einem Mörder wie ein Schwerverbrecher gefesselt über die Straße geführt. Haenisch treibts die Schamröte ins Gesicht. An den Pranger! Aber schon hat auch ihn der Staatsanwalt am Kragen. Wegen Beleidigung auf die Anklagebank. Urteil: Acht Monate Gefängnis. Liebliche Zeiten! Drei Monate lang muß er Tüten im Gefängnis kleben, bis man ihm gnädigst erlaubt, sich seinen geistigen Bedürfnissen entsprechend zu beschäftigen. Es war nicht die erste Gefängnisstrafe, die Haenisch als Preßsünder zu verbüßen hatte. Im Ganzen hat er mehr als ein Jahr hinter den schwedischen Gardinen verbringen müssen.

Gegen Ende 1905 geht Haenisch nach Leipzig, um dort gemeinsam mit Lensch und Mehring die Leitung der „Leipziger Volkszeitung" zu übernehmen. Ein Jahr später kehrt er, einem dringenden Rufe der Dortmunder Arbeiterschaft folgend, an die Spitze des dortigen Parteiblatts zurück.

Neben seiner journalistischen Tätigkeit reist er bei Wahlkämpfen aller Art als Agitator landauf und landab. Jeden Abend eine Rede. Mitunter auch zwei. Im Jahre 1911 beruft ihn die Partei nach Berlin, wo er die Leitung der Flugblatt-Zentrale übernehmen soll. Er wird ein schriftstellernder Automat: Flugblätter, Flugschriften, Broschüren und Bücher. Jedes Flugblatt des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie wird in einem Gegenflugblatt beantwortet. Haenisch ist unermüdlich. Er schreibt und schreibt. Kurz,

prägnant, schlagfertig. Auch der Linksliberalismus bekommt eins ausgewischt. In einem Büchelchen werden „die Sünden des Freisinns" wie Perlen auf einer Schnur aneinandergereiht. Keiner wird vergessen: Richter, Rickert, Cassel, Kopsch und Wiemer. In Labiau-Wehlau noch 1910 gab Herr Wiemer, wie Haenisch feststellt, „das schöne Versprechen ab, daß er im Falle eines Angriffes auf die heiligsten Güter auf der andern Seite der Barrikade stehen werde." Inzwischen hat sich Herr Wiemer als Parteiführer und Abgeordneter pensionieren lassen. Vorbei. Haenisch wirkt bald auch als Lehrer an der Sozialistischen Arbeiterbildungsschule in Berlin und lehrt über neuere deutsche Historie und über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Das Büchelchen über ‚Schiller und die Arbeiter' entsteht. Ein echter Haenisch. Ein sozialistisch konstruierter Idealismus. Geschrieben mit schönem Schwunge; aber der Parteitheoretiker hat dabei den Literarhistoriker erschlagen.

Seit 1913 saß er im preußischen Dreiklassenparlament. Ganz links. Liebknecht, Haenisch und Adolph Hoffmann bildeten das radikale Trifolium. Nichts ging ihnen weit genug. Und dann brach, an jenem schwülen Augusttage, der Weltkrieg herein. Die Geister begannen sich zu scheiden. In Haenisch wurde die ganze lange Vergangenheit seines Geschlechts, die Tradition der Beamten- und Offiziersfamilie mit einem Male lebendig. Jetzt mußte er bekennen. Alles drängte ihn dazu. Und von Stund an ward er ein andrer. Er glaubte den Wilhelm und Bethmann, er glaubte den Militärs, daß Deutschland einen heiligen Verteidigungskrieg führe. Und so stellte er sich,

grade im Interesse der deutschen Arbeiterschaft, wie er vermeinte, bedingungslos in die lange Front der „Durchhalter". Radek besuchte ihn in den ersten Kriegswochen oftmals. Stundenlange Auseinandersetzungen ergaben keine Verständigung. Schließlich schrieben sie sich nur noch. In einem langen Briefe an Radek vom vierten Oktober 1914 legte ihm Haenisch zum letztenmal sein politisches Glaubensbekenntnis ab. Dieses charakteristische Schreiben ist dann von irgendwem als vertrauliche Drucksache in einigen Exemplaren vertrieben worden. Eine Niederlage, sagt Haenisch darin, würde Deutschlands kapitalistische Entwicklung und damit auch seinen Aufstieg zum Sozialismus aufs Furchtbarste hemmen, und er sieht das sozialistische Friedensziel in der Richtung der kommenden Vereinigten Staaten von Europa mit Ausschluß Rußlands und hofft dann auch die Auferstehung der Internationale feiern zu können. Anderthalb Jahre später zieht er in einem größern Buch die Bilanz der deutschen Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege. Ein Bekenntnis zu einer national-deutschen Sozialdemokratie: dem Klassenkampf wollen wir nicht abschwören, aber seine Formen wollen wir ändern. Das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volke wollen wir uns von niemand mehr rauben lassen. In unserm Verhältnis zum deutschen Staatsgedanken müssen wir zurückgehen zu Lasalle und Schweitzer. Mitteleuropa. Nach dem Kriege müssen wir dafür sorgen, daß unser Volk nicht wehrlos dasteht. Republik oder Monarchie? Die frühere Begeisterung zahlloser Arbeiter für die bürgerliche Republik dürfte ganz beträchtlich abgekühlt sein durch das, was wir heute über die schwere Mitschuld der

Herren Poincaré und Genossen an der Entfachung dieses Weltbrandes wissen. Standen wir bisher in unsrer praktischen Politik noch allzu stark unter den ideologischen Nachwirkungen der Jahre 1789 und 1848, so werden uns künftig weit mehr „die Ideen von 1914" beherrschen, die Ideen der großen Um- und Neugestaltung durch die Kraft der Organisation.

Eine Blütenlese. Stichworte. Nichts weiter. Aber sie lassen die innere Wandlung Haenischs deutlich erkennen. Einst Radikaler. Nie Revisionist gewesen wie die Landsberg, David und, auf halbem Wege, auch Scheidemann. Jetzt Sozialimperialist, ohne so weit wie Paul Lensch zu gehen. So war er denn auch ein Befürworter des unbeschränkten U-Boot-Krieges. In der ‚Glocke', der von Parvus und ihm herausgegebenen sozialistischen Wochenschrift, hat er niemals ein Hehl daraus gemacht.

Wie reimt sich das alles zusammen? Absolut ehrlich gegen sich selbst, mußte er, als junger begeisterungsfähiger Mensch aus der Gesellschaft gestoßen, dem Radikalismus verfallen. Er glaubte eben. Und dieser Glaube, dieses Vertrauen brachte er, unter andern Verhältnissen während des Krieges, auch den deutschen Militärs entgegen. Er schloß von sich auf andre. Seine Irrtümer sind diesem Mangel an Skepsis, diesem Zuviel an Glauben entsprungen.

Im letzten Grunde ist er Synthetiker. Kein Analytiker. Ein Sinnender, aber kein wühlend Grübelnder. Ein Parteigelehrter. Ein verschämter Aesthet. Ein Kulturmensch. Ein Belesener. Ein nach stillen seelischen Freuden Langender. In jenem Briefe an Radek sagt er an einer Stelle:

„Tolstoi, Dostojewski und Gorki habe ich stets scheu verehrt. Zola, Maupassant, Flaubert habe ich bewundert. Ein Teil meiner selbst sind mir nur Lessing und Goethe, Schiller und Freiligrath gewesen.“ Eine geistige Mosaik=Natur mit warmer Gefühlsgrundlage. Eine ziemlich stattliche Er=scheinung. Den Kopf leicht nach vorn geneigt. Ein Anflug von Behäbigkeit. Ein Professor, Deutschphilologe und Historiker, der, dreiund=vierzig Jahre alt, unmittelbar vor der Ernennung zum Studienrat steht.

Als Kultusminister hat er natürlich ein ganzes Bündel von Reformen in der Tasche. Zunächst hatte er freilich viel damit zu tun, das auszu=radieren, was Adolph Hoffmann, die andre Hälfte des Januskopfes im Kultusministerium, in allzu kriegerischem Eifer verfügt hatte, und den Kultur=kampf gegen das Zentrum wieder abzublasen. Und dann legte er selbst los: Herstellung einer ständigen Verbindung des Kultusministeriums mit den Berufsorganisationen der deutschen Kultur=welt, Berufung neuer Männer in das Ministerium, Universitätsreform, Errichtung einer freien Hoch=schule für politische Wissenschaften in Berlin, Umwandlung der humanistischen Gymnasien in reine Gelehrtenschulen, Selbstverwaltung und Selbstgerichtsbarkeit der Schüler in den höheren Klassen, Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht in der Volksschule, Einführung eines Unterrichts in vergleichender Religionsgeschichte, Hinzu=ziehung von Vertrauensmännern der Lehrerschaft zu allen Provinzialschulkollegien und, in weiter Ferne, Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

Reichliche Arbeit für die nächsten Jahre. Die

allgemeine Politik, die ihm nach dem Zusammentritt der preußischen Landesversammlung ein gemeinsames Vorgehen mit der Demokratie und dem Zentrum zur Pflicht macht, hat ihm zwei Vertreter dieser Parteien als Aufpasser im Kultusministerium an die Seite gestellt. Und so konnte er preußische Kulturpolitik nur mit gedämpftem Trommelklang machen. Aber einmal begehrte er doch heftig auf, als seine eigene Partei bei den Beratungen über die neue Reichsverfassung die sozialistischen Schulideale an das Zentrum halb und halb verraten wollte. Haenisch stürzte nach Weimar. Das Zentrum bekam eins vor den Kopf. Herr Kaplan Mausbach, der Unterhändler, wurde stutzig. Heinrich Schulz, damals noch Vizepräsident des Parlaments, hatte sich zu weit mit den schwarzen Brüdern eingelassen. Der bayrische Ministerpräsident Hoffmann unterstützte Haenisch in dem Protest gegen das werdende Schulkompromiß. Als alles nichts half, reichte Haenisch der sozialdemokratischen Fraktion der preußischen Landesversammlung sein Rücktrittsgesuch ein. Krach. Erregte Aussprache in Berlin und in Weimar. Die Fraktion genehmigts nicht. Neue Verhandlungen. Die Demokratie wird hinzugezogen. Das Schulkompromiß kommt schließlich, recht und schlecht, zustande. Alle erhalten etwas auf Kosten des Ganzen. Mit der nationalen, simultanen Einheitsschule ist es nichts. Der Schulkampf wird in die Gemeinden getragen. Die Erziehungsberechtigten sollen in jeder einzelnen Gemeinde durch Abstimmung selbst entscheiden, welche Schulform sie möchten: Konfessionelle, simultane oder rein weltliche. Große Minoritäten sollen aber trotzdem zu ihrem Recht

kommen: Dem Privatschulwesen wurde das Tor weit geöffnet. Das Zentrum konnte zufrieden sein. Haenisch seufzte ...

Albert Südekum

Aus der Hand, aus dem Auge das Lebensschicksal eines Menschen entziffern kann jeder Charlatan, wenn er sich nur ein bißchen aufs Kombinieren versteht. Aber die delikate Physiognomik fängt erst da an, wo sie für den Durchschnitt längst aufgehört hat: bei den Haaren. Sieh dir die Haare deines Nächsten an, und seine Seele, sein Geist, sein Charakter liegt offen vor dir. Wie von Noten kannst du seines Lebens Melodie ablesen. Instinktiv brennen, kräuseln, soignieren die Frauen ihre Haare, um falsch gleißende, irreführende Kulissen vor ihr inneres Leben zu schieben, dessen Nacktheit sie geniert. Jede Frau will eben mehr sein, als sie ist. Auch unter den Männern gibts solche Haarkünstler. Sie fürchten die seelischen Indiskretionen ihres natürlichen Haarfalls, der vorn an der Stirn anders ist als an den Schläfen und am Schopf, vielfältig wie ihr Charakter, und sie shampoonieren, pomadisieren, kämmen und bürsten, bis eine gestutzte und geschniegelte Haarfassade nach dem Muster des großen Gartenkünstlers Le Nôtre zustande gebracht ist. Auch eine Glatze hat ihre Runen, die man nur zu entziffern verstehen muß.

Doktor Albert Südekum hat eine wundervolle Haarpyramide. Reinstes Rokoko. Schneeweiß und doch üppig, zu hohem Gebirg aus der Stirn gestrichen, meilenweit schnurgrade an der Seite gescheitelt. Darunter ein junges, blühend rotes

Gesicht, das leicht freundlich zu lächeln geneigt ist, ein melierter Schnurrbart und ein stolzer, kleiner Kneifer. Gläser ohne Einrahmung. (Früher zierten sein leuchtendes Antlitz noch zwei Kotelletten.) Ein Mann von Welt, ein Mann, der aus der Sphäre gesättigter Bourgeoisie kam, und dem der Sozialismus ein aesthetisch-wissenschaftlicher Reiz war. Ein Mann feinster Allüren, der, als Sohn eines Hoteliers in Wolfenbüttel geboren, sehr wohl weiß, daß Kleider Leute machen, und der daher schon immer in dem Ruf stand, die größte Sammlung von Krawatten und Lackschuhen innerhalb der Sozialdemokratischen Partei zu besitzen. „Der Generalgarderobier des Zukunftsstaates", sagten die einen, „Bindeschlipsproletarier" die andern.

Aber glaubt nicht, daß der Mann mit diesen Äußerlichkeiten erschöpft ist. Nein. Auch er hat seine Verdienste um die Partei. Auch er hat ihretwegen gelitten. In Genf, München, Berlin und Kiel hatte er, mit einem hübschen Monatswechsel versehen, Staatswissenschaft studiert und schließlich den Doktor gemacht. Dann diente er im Alexander-Garde-Grenadier-Regiment sein Jahr ab. Als er vor der Wahl zum Reserve-Offizier stand, fragte der Herr Kommandeur die Herren Vizespieße, wie das einst üblich war, ob sich auch keiner zur Sozialdemokratischen Partei bekenne. Südekum trat freimütig vor die Front und meldete, die Hacken zusammenklappend, gehorsamst, daß er Mitarbeiter an den Sozialistischen Monatsheften sei. „So'n netter, adretter Kerl und Sozialist, pfui Deibel!" Aus dem Reserve-Offizier wurde nichts.

Südekum wurde Journalist. Zuerst ein Jahr

am ‚Vorwärts', dann an der Leipziger Volkszeitung, wo er zusammen mit Schönlank tätig war; darauf kam er, 1898, an die Fränkische Tagespost in Nürnberg und schließlich übernahm er die Sächsische Volkszeitung in Dresden, die damals eines der radikalsten Organe war. Parvus, Eichhorn, Gradnauer, Ledebour haben hier gewütet. Südekum kam mit dem Mandat hin, diesen katarrhalischen Radikalismus abzubauen und die Massen an das tändelnde Gängelband des Revisionismus zu nehmen. Denn Südekum war Revisionist in des Wortes reinster Bedeutung. Er revidierte auf der ganzen Linie den Sozialismus. Er rückte rechts und noch ein bißchen rechts, bis sein rechter Ellenbogen Fühlung hatte mit den Bourgeois. Denn er war schließlich aus einer anständigen und wohlsituierten Familie. Und er scharte um sich, in Dresden, wie vorher in Berlin, einen Kreis neuer Mitarbeiter. Lauter Sterne am journalistischen Parteihimmel. Auch Georg Bernhard glitzerte darunter. Dieses astroidenhafte Nebulargebilde schrieb ihm die wirtschaftliche Wochenschau mit flinker Feder.

Die Sache ging. Das Ansehen der Sächsischen Volkszeitung hob sich. Südekums Ruf begann zu wachsen. Bücher mehrten ihn. Naturwissenschaftliche und ökonomische. Darwin zergliederte er und Malthus und machte sich, gewandt französisch sprechend, an allerhand Übersetzungen: Prévost und Leroy-Beaulieu, Jean Jaurès und Vandervelde. Der Nürnberger Wahlkreis, wo er gute Spuren hinterlassen hatte, entsandte ihn in den Reichstag. Hier trat er zunächst nicht sonderlich hervor. Er war kein Rhetoriker vor dem Herrn. Aber ein gebildeter Sprecher, der nie die Balance

verlor. Taktiker mehr als Praktiker. Parlamentarisierter Geheimrat. Im letzten Reichstag, und nicht erst während des Krieges, hielt er Fühlung mit der bürgerlichen Linken, und an der Bildung des Interfraktionellen Ausschusses, an dem Zusammengehen von Sozialdemokratie, Zentrum und Fortschritt war er nicht unwesentlich beteiligt. Als stellvertretender Vorsitzender des Hauptausschusses im Reichstag spielte er bald eine taktisch und repräsentativ hervorragende Rolle.

Mit den Linkesten, mit Haase und Gefolge, stand er sich nie gut, als alle diese verschiedenen Geister noch unter dem einen Hut der Partei versammelt waren. Aber auch zu Ebert und Scheidemann hatte er keineswegs enge Beziehungen. Es lag immer eine gewisse Verschnupfung dazwischen. Beim Dresdner Hofskandal hatte er einst eine amüsante Rolle gespielt. Als die Kronprinzessin von Sachsen in jenen Tagen ihrem Gatten mit Herrn Giron auskniff und dann später, aus Sehnsucht nach den Kindern, wenigstens besuchsweise zurückzukehren begehrte, wurde Herr Doktor Südekum, ehe er sichs versah, in das höfisch amouröse Spiel verwickelt. Er trat, galant und höflich, der Dame helfend zur Seite und wurde eine kleine Strecke ihr Begleiter. Seitdem nannten sie ihn in der Partei den Ritter irrender Prinzessinnen.

Na ja, diese spielerische Rokoko-Atmosphäre, die ihn wie ein Parfümduft umgab, hielt ihn dem Proletariat fern. Eine Heirat, die ihn in den Stand setzte, frei und unabhängig seinen Neigungen zu leben, tat ein Übriges, diese Kluft zu vertiefen. Er siedelte nach Berlin über, ließ sich später, fern vom Getöse der Großstadt, in Zehlendorf

nieder und gab fortan die ‚Kommunale Praxis' heraus. Darin, in der Aufklärung der Massen über die Bedeutung der Parteiarbeit innerhalb der Gemeinde, hat er Bahnbrechendes geleistet. Was scherte die Partei früher die Gemeinde! Die kleinliche Stammtischpolitik der Spießer in der Gemeinde wurde verachtet, und man machte nur „große Politik". Und doch: erst über die Gewerkschaften, die Genossenschaften und die Gemeindeparlamente wurde der Riesenbau der Sozialdemokratie möglich. Mit Lindemann, dem ausgezeichneten Stuttgarter Gemeindesozialisten, gab Südekum das ‚Kommunalpolitische Jahrbuch' heraus.

Mit den führenden Parteigenossen des Auslands verband ihn Freundschaft. Oft weilte er in Paris, in London, in Mailand. Millerand und Jaurès standen ihm nahe, und während des Krieges stellte er sich, darum gebeten, in den Dienst der Kaiserlich Deutschen Regierung, um unter den Sozialisten des neutralen Auslands für Deutschland Stimmung zu machen. Er reiste mit seinem Köfferchen nach Italien, solange es noch nicht am Kriege teilnahm, nach Skandinavien, nach Holland und nach der Schweiz. Sein sozialistischer Ruf litt darunter.

Als im November 1918 das große innerpolitische Reinemachen begann, war für Doktor Südekum im Reiche kein Platz, sollte keiner sein. Aber in Preußen ward er als Finanzminister untergebracht und hatte hier die schier unlösbare Aufgabe, die immer höher ansteigenden Ausgaben und Schulden Preußens irgendwie mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Dabei streckte das Reich seine Polypenarme täglich nach neuen Einnahme-

quellen aus. In die Vereinheitlichung fast des gesamten Steuerwesens durch das Reich mußte er, wohl oder übel, einwilligen, denn Herr Erzberger ließ nicht nach. Die preußische Finanzverwaltung wurde fortan eine Hülse ohne Kern. Die Einkommensteuern und die Eisenbahnen gingen an das Reich über, die beiden Hauptträger des preußischen Budgets. Immerhin ließ Herr Südekum im Verein mit Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden sich aus der künftigen Reichseinkommensteuer einen festen Einnahmebetrag, der jährlich um sechs Prozent steigen sollte, zuführen. Ohne dieses Zugeständnis, das in der vielumstrittenen Reichsabgabenordnung ausdrücklich festgelegt wurde, war Preußen im Staatenausschuß für die Finanzreform Erzbergers nicht zu haben. Und Erzberger mußte nachgeben.

Georg Heim

Als der liebe Gott einmal bei recht guter Laune war, winkte er einem der kleinen Engel, die zu seinen Füßen herumwimmelten, und hieß ihn, den heiligen Michael zu rufen. Das Engelchen strampelte davon. Der Heilige war erschreckt, räusperte rasch ein Stoßgebet herunter und sann in aller Eile nach, was für Sünden er begangen haben konnte, daß der Herrgott ihn zu so ungewohnter Stunde kommen ließ. Aber so viel er auch nachdachte, er fand keine Sünde. Rasch stülpte er sich von hinten den Heiligenschein auf, strich sich die wallenden Locken hinter die Ohren und trippelte eilfertig zum lieben Gott.

„O Herr, was befiehlst du deinem Knechte?"

„Ich bin heute bei guter Laune und möchte einmal ein besonderes Menschenexemplar erschaffen. Reich mir mal vom besten Ton."

Der heilige Michael tat es.

Ehe der liebe Gott aber die Luft einsog, um dem Ton den Lebensodem zu geben, fragte er, einhaltend, den Heiligen: „Ja, wie soll der nun beschaffen sein?"

Der Heilige erwiderte etwas zaghaft: „Katholisch wird er wohl sein müssen."

„Hm."

„Ein Bayer wird er auch sein müssen."

„Hm."

„Ohne einen Bauern wird es schließlich auch nicht gehen."

„Hm."

„Und studieren wirst du ihn, o Herr, auch lassen müssen."

„Hm."

„Und groß und stark und stämmig wirst du ihn auch machen müssen."

„Hm."

„Und schließlich wirst du ihm einen besonderen Verstand, einen besonderen Willen geben müssen, kurz, ihn so ganz anders machen müssen, als die anderen."

„Hm, na, da bin ich doch neugierig, wie dieser Kerl schließlich aussehen wird. Eins hast du aber doch noch vergessen: Er wird doch nachher auch dem Zentrum angehören wollen."

„Du weißt wohl, o Herr, daß im Zentrum nicht alle so sind, wie sie sein sollen. Du kennst doch des heiligen Vaters Pius bewegliche Klage. Du weißt doch, in welch arge Verlegenheit dich der kleine Windhorst mal gebracht hat, als er sagte: Da haben wir uns mit Gottes Hilfe mal wieder glücklich durchgeschwindelt."

„Nun ja, aber ohne Zentrum komme ich nun einmal nicht aus."

„Gut."

Und der liebe Gott sog die reine blaue Himmelsluft tief ein, nahm den Tonkloß zur Hand, bließ ihm den Lebensodem ein, und gleich darauf, am 31. März 1865, strampelte in einem Aschaffenburger Häuschen ein dicker großer Bengel heftig kreischend in der Wiege. Georg Heim hatte das Licht der Welt erblickt. Sein Leben verlief in den ersten Jahren durchaus normal. Er raufte sich mit den Buben und Mädels auf der Straße, hatte eine schlagfertige Schnauze und ließ sich auch in

der Schule von niemandem imponieren. Ein Quadratlulatsch. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Aschaffenburg und in Würzburg, studierte daselbst allerhand Philologie und Nationalökonomie und machte in München sein Staatsexamen. Er wurde Pauker, fing als Lehramtsassistent an und wurde wohlbestallter Reallehrer in Ansbach. Zwischenein promovierte er bei der staatswirtschaftlichen Fakultät in München. Bald trieb ihn sein Lebensdrang in die Politik. Mit kaum zweiunddreißig Jahren kam er in den Reichstag und in den bayrischen Landtag. Ein strammer Zentrumsmann, der aber seine eigenen Wege ging. Ein ungewöhnlich begabter Organisator und Redner. Die Bauern rief er auf, begründete die Fichtelgebirgs-Verkaufsgenossenschaft und schließlich, über das ganze Königreich, die landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft bayrischer Bauernvereine. Die bayrischen Bauern, das war sein Heerbann. Er sprach ihre Sprache, und er dachte in ihren alltäglichen Wirtschaftsinteressen. Er wußte, wo sie der Schuh drückte. Er wußte, wo der Bauer empfindlich war: am Geldbeutel und am Eigenwillen gegenüber der bevormundenden Bürokratie. Und er hatte noch eins, was ihn immer wieder obenauf kommen ließ, auch wenn ihn seine Gegner bespuckten und bespien oder mit Dreschflegeln bearbeiteten: er hatte einen gesunden, schlagfertigen Mutterwitz am Leibe, er hatte einen gesunden Menschenverstand, er hatte Ideen und er hatte seinen eigenen Dickschädel.

In der Zentrumsfraktion des Reichstages wurde er bald unbequem: „Er ist ein Querulant, er ist herrschsüchtig, er ist nicht zu überzeugen. Er

will mit dem Kopf durch die Wand." Wenn alles fein ausgeklügelt, mit pfiffiger Taktik berechnet ist — er muß ausschlagen und der Fraktion immer neue Unbequemlichkeiten bereiten. Man war schließlich froh, als Heim eines Tages bei Neuwahlen nicht wieder in den Reichstag zurückkehrte und unter seinen Bauern blieb.

Aber das Heimchen am Herd blieb nicht lange still. Es rumorte weiter. Als der Krieg ausbrach und die Kriegswirtschaft immer schwerer auf den Landwirten lastete, begehrte er dagegen mit kräftigen Worten auf. Das Berliner System des Herrn von Batocki verdammte er in Grund und Boden: Bürokratenwirtschaft, Schweinewirtschaft. „Seit einem Jahre," sagte er ironisch, „haben wir in Berlin ein Kriegsernährungsamt und sind doch noch nicht verhungert." Und dann bekam der Reichstag und die Regierung eins ausgewischt: „Dank der Schwäche der Reichsregierung konnten sich in Berlin", rief er auf der Hauptversammlung des bayrischen christlichen Bauernvereins aus, „manche Radikalinskis aufblähen wie in Rußland. Statt um die lächerlichen Mätzchen von Verfassungsfragen sollte sich der Reichstag lieber um die Kriegsverdienste kümmern." Und dann dieses ewige Geschrei von der Valuta: „Wir wollen Butta, Butta, aber keine Valuta."

Immer neue Pfeile schnitzte er in der Presse gegen das Kriegsernährungsamt. Herr von Batocki wurde nervös und mit ihm das ganze Amt. Was sollte man gegen ihn machen. Man berief ihn, um ihn schließlich mundtot zu kriegen, in den Beirat des Kriegsernährungsamtes. Hier polterte er eine Zeitlang herum und schied zu guter Letzt mit großem Gestank aus. Der König von Bayern,

Ludwig der Dritte seligen Angedenkens, ernannte ihn schmunzelnd zum Geheimen Landesökonomierat.

Der Krieg ging zu Ende. Das Chaos brach über Deutschland herein. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden ausgeschrieben. Der Herr Geheimrat Doktor Georg Heim wurde im Bezirk Niederbayern und Oberpfalz von den zitternden Zentrumsmännern, die nach starken volkstümlichen Männern gierig die Hand ausstreckten, auf die Kandidatenliste gesetzt, und die Bauern wählten ihn. Nun saß er wieder mitten drin in der Zentrumsfraktion. Wenn er sprach, bekamen die Schwarzen im Geheimen ein Grauen, denn er redete immer, als wenn er allein auf der Welt wäre. Eine Riesengestalt, quadratisch. Ein Bumskopf auf zwei ganz breiten Schultern. Zurückgestrichenes, gelichtetes, brünettes Haar auf dem Haupte. Ein ungepflegter graumelierter Schnurrbart unter der geraden, dicklichen Nase. Ein schwarzumrandeter Hornkneifer über den Augen. Und dieser ganze bayrische Bierkorpus mit einem kräftigen Bauchanbau in einen grauen Anzug von ungeheuren Dimensionen gesteckt. Ein Rock, so lang, daß vier Bezugsscheine dazu vonnöten waren. Beinkleider, so breit und voll, wie für einen Elefanten gearbeitet. Schuhe, so massiv und gewaltig, daß, wo sein Fuß hintritt, kein Gras mehr wächst. Wenn er am Rednerpulte steht, leicht vornübergebeugt, spricht er keineswegs pathetisch. Ruhig und sachlich fließt, in einem leicht bayrischen Dialekt, seine Rede dahin. Nur hin und wieder spritzt irgendeine sarkastische Bemerkung hervor, und wehe, wenn einer einen Zwischenruf macht. Bums, hat er eins drauf. Doktor Quarck

von der Sozialdemokratie erlaubt sich ein lispelndes Zwischenwörtchen. „Breitgetretner Quark wird nicht stark" ist die Antwort. Und so gehts fort. Das Haus lacht. Wenn Heim spricht, füllen sich rasch die Plätze, und amüsiert hören sie im Parkett zu.

Heim ist bodenständig, ist Agrarier, ist Demokrat, ist Bayer, ist verbissener Partikularist. Für ihn gibt es nur eine Heimat, ein Vaterland, eine Welt: Bayern. Als in Weimar der unitarische Gedanke bei den Verfassungsberatungen und sonstwo sich immer kühner regte, begann er eine partikularistische Maulwurfsarbeit. Im ‚Erbprinzen' versammelte er seine Getreuen, aber das Gros des Zentrums machte nicht mit. Bei den Beratungen der Nationalversammlung über den Friedensvertrag entstand der große Krach im Zentrum. Als die ungeheuerlichen Friedensbedingungen der Entente bekannt wurden, gabs in der Zentrumsfraktion nur die eine Stimme: der Vertrag ist unannehmbar. In tausenden von Versammlungen riefen die Abgeordneten der Zentrumspartei dieses Unannehmbar ins Land. „Ich gehörte nicht zu diesen Abgeordneten", erklärte er später, „ich glaubte nicht an die Kraft und den Willen, und ich habe mich der anbefohlenen Agitation ferngehalten." Sein besonderer Zorn richtete sich gegen Erzberger, gegen „die Regie jenes Mannes", wie er sich ausdrückte, „der im Jahre 1914 nach Ausbruch des Krieges in einer Denkschrift ein wütiges Annexionsprogramm à la Nimmersatt entworfen hatte, im Jahre 1915 noch London mit Schwefel und Feuer vernichtete, im Jahre 1917 Verfasser einer Friedensresolution Wiener Bestellung war, der von sich rühmte,

er könne sich in zwei Stunden mit Lloyd George über den Frieden einigen, im Jahre 1918 ein Buch über Weltfrieden und den Völkerbund schrieb, als ob er zeitlebens keinen anderen Standpunkt vertreten hätte, der im Jahre 1918, als Waffenstillstandskommissar durch seine Getreuen das Loblied des bon général catholique (Foch) singen und daran überschwängliche Hoffnungen knüpfen ließ, — desselben Mannes, der für die Notwendigkeit der Beteiligung des Zentrums bei der Koalitionsregierung ins Treffen führte, daß der Friede dann viel besser ausfallen würde, was ihm angeblich maßgebende Engländer bedeutet hätten, desselben Mannes, der sich gelegentlich der Einführung des ersten Mai als gesetzlichen Feiertags an hohe kirchliche Stellen mit der Zumutung wandte, diesen Tag zum katholischen Feiertag zu erklären." „Schon vor Wochen," fuhr Heim fort, „hat die feindliche Presse (Temps und Corriere) verkündet, Herr Erzberger habe sich einem französischen Journalisten gegenüber für die unbedingte Unterzeichnung des Friedens ausgesprochen: follies Erzbergères." Und dabei habe Herr Erzberger im Ministerium ebenfalls für das Unannehmbar gestimmt, ebenso wie die Zentrumsminister Bell und Giesberts, der als Mitglied der Friedensdelegation in Paris gegen die Annahme gestimmt und noch zwei Tage vor der Abstimmung in den Wandelhallen des Nationaltheaters zu Weimar erklärt habe, daß er unter keiner Bedingung dem Frieden zustimme und in keiner Regierung bleibe, die ihn unterzeichne.

Aber schließlich kam doch alles anders. Die erste Abstimmung im Zentrum lautete nicht auf Annahme oder Nichtannahme des Friedens, son=

dern nur auf Annahme des Friedens unter Bedingungen (Ehrenpunkten). Die Mehrheit entschied sich dafür, den Frieden nur ohne Anerkenntnis des Schuldbekenntnisses und ohne eine Auslieferungsverpflichtung anzunehmen. Die dahingehende Rückfrage der deutschen Regierung wurde in Paris ablehnend beantwortet. Nun war eine neue Situation eingetreten. Der Abgeordnete Gröber, der Führer des Zentrums, sagte am zweiundzwanzigsten Juni: „Unsre Zustimmung zu dem Friedensvertrag findet eine Grenze: diese unübersteigbare Grenze ist die Rücksicht auf die nationale Ehre des deutschen Volkes. Wir weisen die Schmach und Schande der Auslieferung deutscher Angehöriger an ein feindliches Kriegsgericht wegen angeblicher Verfehlungen zurück." Gröber verdeutschte damit die Auffassung der großen Majorität innerhalb der Zentrumspartei. Mehrheitssozialdemokratie und Zentrum brachten nach dem Ausscheiden der Demokratie aus dem Kabinett den gemeinsamen Antrag ein: „Die Nationalversammlung billigt das Verhalten der Regierung in der Frage der Unterzeichnung des Friedensvertrages." Mitten in den Verhandlungen wurde plötzlich dieser Antrag zurückgezogen und folgender anderer Antrag derselben Partei eingebracht: „Die Nationalversammlung ist mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages einverstanden." Dieser Antrag bedeutete etwas ganz anderes und bevollmächtigte die Regierung, ohne jede Einschränkung und auch ohne jeden Vorbehalt, den Vertrag zu unterzeichnen. Die Conditio sine qua non war preisgegeben. Was war geschehen? Der Abgeordnete Cohn von der Unabhängigen Sozialdemokratie war während der Ver-

handlungen an den Präsidialtisch herangetreten, offenbar in der Absicht, einen Antrag seiner Partei einzureichen. Der Schriftführer, der Zentrums=abgeordnete Pfeiffer, verständigte sofort den Ab=geordneten Gröber, und gleich drauf konnte man beobachten, wie zwischen Herrn Schulz von der Mehrheitssozialdemokratie, Herrn Cohn und Herrn Gröber getuschelt wurde. Aus Furcht, daß eine Mehrheit nicht zustande kommen könnte, suchte man sich unter jeder Bedingung die Stimmen der Unabhängigen zu sichern, und so wurde im letzten Augenblick der Antrag im Sinne Oskar Cohns ohne Befragung der Zentrumsabgeordneten und ohne jede Rücksicht auf die vorher gefaßten Beschlüsse geändert. Heim brauste auf, eine Reihe anderer Zentrumsmitglieder ebenfalls. Im Foyer wurde die veränderte Lage lebhaft besprochen. Gröber suchte die Sache so zu deuten, als ob sich gar nichts geändert hätte, der Präsident Herr Fehrenbach erklärte, von der Rechten gestellt: „Ich finde keinen Unterschied, ich habe auch nichts dazu zu erklären, ob in dieser Beziehung ein Unterschied in den beiden Wortlauten liegt." Heim gestikulierte erregt und sagte zu Gröber: „Da bin ich denn doch andrer Ansicht, und ich habe mich bereits zu Wort gemeldet." Gröber bemerkte kurz: „Sie werden nicht reden, ich habe Schluß der Debatte beantragt." So ward von der eignen Fraktion Herrn Doktor Heim das Wort abgeschnitten. Nun war seines Bleibens in der Fraktion nicht länger. Grollend schied er aus und gründete die Partei Eigenheim.

Der liebe Gott ließ sich abermals den heiligen Michaelis kommen, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte, einen nachdenklichen Zug aus der



langen Tabakpfeife tuend: „Nun weiß ich, warum du meinen lieben Geheimen Rat Doktor Georg Heim partout nicht in die spanischen Stiefel des Zentrums stecken wolltest. Ja, das Zentrum ...“

Wojciech Korfanty

Schlote und wieder Schlote. Schächte, die tief in die Erde gebohrt sind. Darüber nüchterne, schmutzige Fabrikbauten in endloser Zahl. Fensterreihen, die nicht aufhören wollen. Allerhand Eisengestänge, das hoch in die Luft hineinragt. Gleich hinterher trübe, langweilig öde Häuserzeilen. Rohe Backsteinbauten, die ein= oder höchstens zweistöckig sind. Und das alles in ein ewiges Grau, in eine rußige Patina, in einen rieselnden Nebelregen gehüllt: seht, das ist Oberschlesiens Industrierevier im Werktagskleid. Die Deutschen kommandieren über der Erde: die Aktionäre, die Generaldirektoren, die Werkleiter; die Polen wimmeln, als Bergarbeiter aller Grade, unter Tag. Wie in der Industrie, so ist auch auf dem Lande, auf dem unabsehbar weiten Großgrundbesitz den Polen die Helotenrolle zugefallen. Von drüben, von Galizien und Kongreßpolen strömen alljährlich im Sommer die polnischen Brüder und Schwestern als billige und knechtisch gehorsame Landarbeiter nach Deutschland herein, um hier zu verdienen, was ihnen ein verrottetes, egoistisches Herrschaftssystem daheim nicht zu geben vermochte: Brot und Geld.

In diesem germanisch=slawischen Rassengemisch, das jahraus jahrein Zuzug von draußen erhielt, wurde Korfanty 1873 geboren. Als Sohn eines ganz kleinen Häuslers in Laurahütte bei Kattowitz. Ein auffallend hübscher, hell=, fast weiß=

blonder Junge. Kräftig, etwas untersetzt und doch wohlproportioniert. Ein Mensch, so stark und stämmig, geistig so frisch und blühend, als wäre er unmittelbar der Erde entsprungen. In Kattowitz kam er aufs humanistische Gymnasium und machte seine Sache gut. War und sprach daselbst deutsch wie jeder andre. Mein Gott, was wußten die damals in Oberschlesien von Polen! Das war diesen Generationen im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein ferner, längst schon verblaßter Traum. Das einzige, was ihre Seele wirklich erschauern ließ, wenn sie an Polen dachten, war die heilige schwarze Mutter Gottes auf der Jasna Gora in Czenstochau. Das war etwas Überirdisches, etwas, zu dem, wenns der Himmel gut mit einem meinte, man einmal im Leben vielleicht in scheuer Ehrfurcht wallfahren konnte. Und sonst? Die Polen Oberschlesiens sprachen zu Hause, bei Muttern, weder deutsch noch polnisch, sondern ein kauderwelsches Wasserpolnisch, das damals überhaupt keine Schriftsprache war. Die polnischen Zeitungen konnte man nicht lesen, da man eben nur dieses deutsch-polnische Gemisch verstand. Der alte Korfanty, der Vater, ist nie so etwas wie ein Stockpole gewesen. I bewahre! Der Herr Pfarrer, der würdige Stabik, auch nicht. Stabik, der den Jungen in die Lehren der Kirche einführte, war ein behäbiger, toleranter Mann, der sein Wänstlein pflegte, eine Flasche guten Weins nicht verschmähte, und alle seine Schafe in gleicher Liebe und Treue hütete. Auch die Protestanten und Juden, alle, mochten sie nun deutsch oder wasserpolnisch reden, waren dem Herrn Pfarrer zugetan.

Die Brandfackel in dieses Nationalitäten-Idyll

warf erst Bismarck mit seiner antipolnischen Ausnahmegesetzgebung. Nun fing es an, sich unter den Polen zu regen. Die Sache bekam jetzt für viele, vornehmlich die Intellektuellen, einen Reiz. Die Geheimbündelei begann. Auch in der Schule. Der junge Korfanty schloß sich einem solchen heimlichen Schülerbunde an. Das wurde eines Tages ruchbar, und Korfanty wurde von der Königlich Preußischen Schulbehörde relegiert. Er war ein Opfer seiner „Überzeugung" geworden. Der Schulmonarch hatte ihm die Märtyrerkrone aufs Haupt gesetzt. Was sollte Korfanty, als unfertiger Sekundaner, nun machen? Da nahm sich ein sehr bekannter polnischer Magnat, ein Fürst, seiner an, unterstützte ihn finanziell, schickte ihn auf seine Kosten in ein Gymnasium nach Berlin und ließ ihn auch studieren. Denn nun war Korfanty und seine Zukunft für die Polen eine Ehrensache geworden. Er wollte Politiker, Journalist werden. Er studierte vieles und nichts. Von allem ein bißchen. Eines hatte er: Temperament und zäheste Energie. Er war, bei jeder Gelegenheit, so etwas wie ein aufsässiger Kerl. Immer mußte er dreinreden, es besser wissen; und er steckte sich seine Ziele dort, wo die Sterne glänzen. Der Typ eines fanatischen Polen. Mit fiebernder Seele sog er Polens unglückliche Vergangenheit in sich auf, träumte sich in die Rolle eines nationalen Messias hinein, kannte keine Grenzen, und wußte nur das: Einmal kommt die Stunde doch! Schon als Student, als ihn ein deutscher Kommilitone darauf hinwies, daß alle die polnischen Sehnsüchte doch lächerlich seien, da Preußen-Deutschland, auf der Höhe seiner Macht, niemals ein Stückchen ostmärkischer Erde her-

geben werde, und daß ein Wald von Millionen Bajonetten jedem Putsch entgegenstarre — schon damals erwiderte er: „Du siehst, lieber Freund, immer nur die Macht, die Gewalt. Wir aber glauben an die Idee.“

Korfanty wurde Journalist. Besondere schriftstellerische Qualitäten entwickelte er nicht. Sein Sinnen und Trachten ging weiter. Er schrieb, er korrespondierte für polnische Zeitungen von Berlin aus; aber die Hauptsache war ihm doch die unmittelbare politische Agitation. Darin war er groß. Ein Demagoge, der, wo er sprach, eine immer weiter fressende Epidemie schuf. Sein Werk ist die Polonisierung Oberschlesiens. Aus der Provinz Posen begannen die polnischen Rechtsanwälte, die Ärzte, die Kaufleute, die Techniker einzuwandern. Ein polnischer Mittelstand entstand nach und nach. Die katholische Geistlichkeit, die sich bis dahin wenig oder gar nicht um das Nationalitätenproblem bekümmert hatte, ging erst heimlich, dann immer offener zum Polentum über. Fürstbischof Kopp, der auf stolzem Throne residierende Gewaltige in Breslau, griff ein, begründete ein Konvikt in Beuthen, eins in Breslau, um die heraufkommende geistliche Generation durch materielle Unterstützung und hermetische Abgeschlossenheit während des geistig-seelischen Reifens dem Deutschtum zu erhalten, versetzte diesen und jenen Kaplan: es half nichts mehr — die polnische Welle war nicht mehr aufzuhalten. Polnische Zeitungen entstanden, Banka ludowy, Genossenschaften, Sokols und so fort. Die deutsche Regierung verbannte, höchst unklug, die polnische Sprache aus der Schule und hoffte, so dem Polentum den Boden zu entziehen. Ver-

gebens. Das grade Gegenteil ward in der Praxis erreicht. Die Polen lernten nun zwar das Deutsche zum Polnischen hinzu. Aber die Deutschen verstanden das Polnische nicht mehr, und so wuchs das neue zweisprachige polnische Geschlecht allmählich in alle jene Mittelstandsstellungen hinein, die, weil sie die Verbindung zwischen unten und oben in der Hand hatten, die eigentlichen Herren wurden. Die deutschen Fabriken, die Geschäfte mußten solche Leute, die beide Sprachen beherrschten, anstellen, wenn sie mit dem Personal, mit der Bevölkerung auskommen wollten. Der intellektuelle deutsche Mittelstand hatte sich bis zu einem gewissen Grade durch diese törichte Schulpolitik selbst ausgeschaltet.

Früher, in den Zeiten der Harmonie, hatte das Zentrum hier geherrscht. Keinem Wasserpolen wäre es eingefallen, anders zu stimmen, als der Herr Pfarrer für gut befand. Nun wurde die Sache anders. Die Pfarrer, soweit sie sich zum Polentum bekannten, handelten nicht mehr konform mit der Zentrumspartei. Korfanty ging durchs Ziel. Er wurde ihr Vertreter im preußischen Abgeordnetenhause, und mit jeder Legislaturperiode wurdens mehr polnische Abgeordnete. Zunächst war sein Einfluß nicht eben groß in der polnischen Fraktion. Er war ein junger Dachs, und die herrschenden Mächte waren der Adel. Die Magnaten hatten zwar, nach dem Zwischenspiel des Herrn von Koscielski-Admiralski, nach dem Scheitern des wilhelminischen Versöhnungskurses abgewirtschaftet; aber ihr Einfluß war doch noch immer recht groß, auch wenn die Rechtsanwälte jetzt die Leitung der Fraktionspolitik in die Hand genommen hatten: die Trampczynski und Seyda.

Mit der Verschärfung der Ausnahmegesetzgebung unterBülows glorreich schillernder Kanzlerschaft breitete sich der Radikalismus unter den Polen aus. Die Fürsten Radziwill, Sulkowski, Drucki-Lubecki, Graf Hutten-Czapski übten nur noch eine Scheinmacht aus. Sie mochten im alten Herrenhause der preußischen Regierung ihre Loyalität bezeugen und mochten sich dabei als Sprecher der polnischen Nationalität fühlen: in Wirklichkeit waren ihnen längst die Zügel aus der Hand geglitten. Schließlich sah sich der achtzigjährige Fürst Ferdinand von Radziwill, diese prachtvolle aristokratische Gestalt von feinstem Gesichtsschnitt, genötigt, den Vorsitz der Reichstagsfraktion niederzulegen. Korfanty hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Korfanty hatte selbst unter den Polen viele, sehr viele Feinde. Alle Naturen, die auch nur etwas zum Kompromisseln neigten, fühlten sich von ihm abgestoßen. Er nahms, weil er zum Phantastischen neigte, nie mit der Wahrheit sehr genau. Was er wünschte, das glaubte er auch gern. Wunsch und Ziel erschien ihm stets als eins. Er war Nationaldemokrat. Das war so eine eigene Sache. Denn die Nationaldemokraten haben in der politischen Geschichte Polens eine mehr als merkwürdige Rolle gespielt. Ursprünglich waren sie, in Kongreßpolen, die erbittertsten Gegner des Zarismus gewesen, hatten sich dann, nach der mißglückten Revolution von 1905, zu Schergendiensten hergegeben, waren unter die wildesten Antisemiten gegangen und hatten während des Krieges in Petersburg sowohl wie in Paris, die Dmowski und Konsorten, die Wiederauferstehung Polens im Rahmen der Mittelmächte mit allen Mitteln bekämpft. Die polnische Nationaldemokratie in

Preußen-Deutschland hat sich konsequenter entwickelt. Sie, die Trägerin des Mittelstandes, der freien Berufe, des Handels und Gewerbes und der Bauernschaft, hatte immer nur den Kampf gegen das Preußentum auf ihre Fahne geschrieben. Korfanty, Seyda, Stychel waren ihre parlamentarischen Exponenten. Trampczynski spielte der Regierung gegenüber mehr den Diplomaten.

Korfanty war ein Mensch, der völlig in seiner Aufgabe aufging. Ein äußerlich sympathischer Mensch, der durch und durch germanisch aussieht. Nur die leicht geschlitzten, flink hin und her rutschenden Augen verraten den Slawen. Zu Hause hingen in seinem Arbeitszimmer der Reihe nach die alten polnischen Könige unter Glas und Rahmen. Er war Demokrat und doch Monarchist, soweit die große polnische Vergangenheit in der Monarchie ihr äußerlich sichtbares Symbol hatte. Im bürgerlichen Leben fand er sich materiell oft nicht zurecht. Aber er war kein heimlich wühlender Konspirator. Aus seiner Gesinnung machte er keinem ein Hehl. Als ich ihn das letztemal, in der Wandelhalles des Reichstags, sprach, teilte er mir offen den ganzen polnischen Schlachtplan für die Zeit mit, da die deutsche Armee zusammenbrechen und die Revolution entstehen würde: „Wir sind vollständig vorbereitet. Unser Vereins- und Genossenschaftswesen, das über das ganze posen-westpreußische Gebiet bis ins letzte Dorf organisiert ist, hat auch das in die Hand genommen. Jeder einzelne weiß, was er zu tun hat, sobald es soweit ist."

Wenn er im preußischen Abgeordnetenhause und später im Reichstage sprach, gabs fast alle Male Krach. Denn er zertrümmerte sofort alle

Illusionen. Die Minister sprangen auf und wüteten, und die hakatistische Presse jubelte. Ich sehe noch Herrn von Loebell vor Aufregung zittern, als Korfanty eine internationale Kontrolle für die polnischen Gebiete Deutschlands verlangte. Später, als der Krieg sich mehr und mehr zu unsern Ungunsten neigte, ging Korfanty weiter, trat nun erst ganz aus sich heraus, zeigte im Reichstag den Abgeordneten auf der Wandkarte die polnischen Ansprüche, verschluckte dabei Posen, das Land links der Weichsel und Oberschlesien und sagte mir, als ich ihn danach fragte, wie er sich denn Danzigs künftiges Schicksal denke: „Danzig wollen wir gar nicht haben. Das ist, wie ich zugebe, fast ganz deutsch. Das mag man internationalisieren. Aber ich bin dessen gewiß, daß Danzig selbst schon nach längstens zehn Jahren die Aufnahme in den polnischen Staatsverband nachsuchen wird."

Und dann kam die Katastrophe. Die deutsche Armee brach zusammen. Korfanty gab den Polen das Signal, fuhr nach Warschau, wurde dort von den Polen wie ein Messias gefeiert, trat aber nach zwei, drei Tagen wieder aus dem Kabinett aus, weil die Sozialdemokratie unter Pilsudski seine Politik wider Preußen-Deutschland: Aug um Auge, Zahn um Zahn! nicht mitmachen, sondern die Friedenskonferenz abwarten wollte. Korfanty ging dann nach Posen und legte nun hier los. Der Aufruhr brach aus, als Paderewski auf der Fahrt von Danzig nach Warschau unerlaubterweise einen Abstecher nach Posen machte. Der deutsch-polnische Krieg war entfesselt. Und Korfanty peitschte die Massen zu immer weiterm Vordringen gegen die verhaßten Unterdrücker von gestern auf. Seine Stunde war gekommen, die Stunde der

Abrechnung. Haß und Rache triumphierten. Der Friedensvertrag brachte den Polen die Erfüllung ihrer Träume. Westpreußen wurde polnisch, Posen, und für Oberschlesien wurde eine Volksabstimmung vorgesehen. Damit war Korfanty, der Oberschlesier, vor eine neue Aufgabe gestellt. Hui, wie er, heimlich und offen, wühlte, hetzte und antrieb. Die Deutschen in Oberschlesien sollten zur Verzweiflung gebracht werden. Putsche, Streiks, Generalstreiks, Überfälle — täglich etwas Neues —, die Deutschen durften nicht zur Ruhe kommen und sollten schließlich bei der Abstimmung zur Überzeugung kommen: Lieber polnisch als deutsch, damit man wieder „in geordnete und gesicherte Zustände" kommt.

Käthe Schirmacher

Auf sie haben Millionen Frauen und Mädchen gewartet, Jahrhunderte, Jahrtausende lang, die große Abrechnung mit dem Manne zu halten. Sie ward ihr Messias, der da einst kommen mußte.

Sie ist die Verkörperung des Männerhasses. Ohne jemals mit einem Vertreter des starken Geschlechts vor dem Traualtar gestanden zu haben, kennt sie die Ehe so gut wie Schiller die Schweiz, die er bekanntlich auch nie gesehen hat. Lest, Mädchen und Frauen, die Ihr vom Manne enttäuscht wurdet, dieses:

„Für den Mann als Geschlecht ist die Ehe ein Alkoven. Hätte er sonst für die Frau eine eheliche Pflicht geschaffen? Mit allen Rechten mußte sie an ihn gebunden werden. Die Ehe machte ihn und macht ihn zum Herrn ihres Leibes. Zu jeder Zeit und zu jeder Stunde. Ob sie ihn liebt, ob sie ihn haßt, ob er ihr gleichgültig, erwünscht oder ekelhaft ist. Gleichviel, sie ist die stets bereite Dienerin seiner Sinne. Viele haben darüber den Verstand verloren, andre jede Würde, und wieder andre den Tod gesucht. Manchmal haben sie ihn auch gegeben. Aber das war höchst unweiblich."

Als hätte sie selber alles, in täglich furchtbarer Pein, durchgemacht, als hätte sie geliebt, gelitten, geheiratet, gezeugt und Kinder gezogen: so gellt ihr Fehmspruch wider die Männer. Immer sah sie nur Lüsternheit in ihren Augen, Brutalität,

Gemeinheit, Herrschsucht. Diesem Joche wollte sie sich nicht beugen, und der Sicherheit halber trat sie auch noch dem Internationalen Enthaltsamkeitsbunde bei. Der würdige, weißbärtige Zentrumsabgeordnete Burlage sagte einmal, nicht ohne einen Seitenblick auf sie, während der Verfassungsdebatten in der Nationalversammlung: „Wir beugen uns vor den Jungfrauen, die mit dem Lilienstengel der Keuschheit durchs Leben gehen." Käthe mit dem Lilienstengel.

Die andern Weiber, pfui Teufel, liefen dem Manne nach und erwarteten von ihm das Wunderbare. Sie aber stand da einsam und stolz und zeigte dem Manne den Spiegel, auf daß er vor all seiner Häßlichkeit erschrecke. Was hatte er, in vielen Geschlechterreihen, aus dem Weibe gemacht? Vernehmts mit Schrecken:

„Und nun begann die planmäßige Auslese unter den Eigenschaften der Frau. Das Prinzip stand fest: sie war zur Hörigkeit geboren, und der Mann gärtnerte nun auf göttlichen Befehl und mit göttlicher Machtvollkommenheit in ihr umher. Am Spalier seiner Eigenart, seiner Wünsche, seiner Bequemlichkeit wurde sie so oder so gezogen, entwickelt, verstümmelt, auf Blume, Blatt oder Frucht gezüchtet, stets aber unter der Schere gehalten. Das Frauengeschlecht entfaltete sich nie als ein selbständig freier Baum."

„Der Mann ist der Frau nie ruhig, kaltblütig und unparteiisch gegenüber getreten, sondern stets mit geschlechtlicher Erregung, mit Herrenbewußtsein oder geheimem Zorn." (In ihrem Jugendbüchlein: ‚Herrenmoral und Frauenhalbheit', wo sie geistig das gesamte Männergeschlecht mit Füßen tritt und mit Kot beschmutzt, schreibt sie

entrüstet, daß jeder Straßenbahnschaffner gar nicht anders könne, als einem jungen Mädchen bei Aushändigung des Billetts geschlechtlich die Hand zu drücken.)

„Jeder flotte Kerl weiß das Lösungswort des Rätsels Weib, und was man nicht lösen kann, haut man durch. Fehlt es uns etwa an Alexandern? Groß brauchen sie ja nicht zu sein, wenn sie nur ‚hauen' können." Ich glaube, die meisten kleinen Mädels lassen sich mit Vorliebe von ‚großen' — ‚hauen'. Nur Kätchen hat diese Haue verschmäht . . .

„Die ganze Welt ist geschlechtlich überreizt. Das kommt davon, wenn man die halbe Menschheit in die geschlechtliche Zwangsjacke steckt." Nur Käthchen hat sich durchaus nicht, hineinstecken lassen.

„Du zahlst ihr immer nur so wenig, daß sie ohne den Mann nicht fertig werden kann. Und du zahlst dir stets so viel, daß du dir immer eine Frau kaufen kannst. Das sind dann Familienkosten. Kleiner Schäker!"

„Und so machst du es mit jedem neuen ‚Frauenberuf': Masseuse, Friseuse, Hebamme, Tippfräulein, Sekretärin — alles verschmutzt. In jeder Frau siehst du nur das Weib."

„Warum nun dieses ganze Buch? Diese Vorwürfe, Anklagen, diese Entrüstung, dieser Zorn? Weil dies einmal en bloc ausgesprochen werden mußte; weil es Zeit war und ist, die Rechnung aufzustellen, die Posten zu summieren; die Bilanz zu ziehen. Alle großen Güter der Welt nahm der Mann für sich; er enterbte die Frau. Wir müssen endlich Aktiva und Passiva aufrechnen. Die alte Wirtschaft kann nicht weiter gehen. Dies ist eine

Liquidation. Die alte Firma ‚Mann' muß im Weltregister gelöscht, die neue Firma ‚Mann und Frau' eingetragen werden."

So klingt das Buch ‚Das Rätsel Weib' aus, das eine Jungfrau von sechsundvierzig Jahren schrieb.

*

Wer ist sie? In Danzig ward sie einst, so anno 1865, geboren. Ihr Vater war ein angesehener Kaufmann. Die Münsterbergs sind mit ihr verwandt: der Kommerzienrat und freisinnige Landtagsabgeordnete und der Professor in Boston, beide nun schon tot. Sie raste förmlich durchs Leben. Von Männerhaß gepeitscht. Sie wollte es ihnen zeigen. Erst Mädchenschule, darauf Lehrerinnenseminar in Danzig. Dann ein Sprung nach oben: Studium an der Sorbonne in Paris. Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, Vortragsreisende. Im ‚Danziger Hof' hab' ich, vor Jahren, von ihr einen Vortrag über Maurice Maeterlinck gehört. Mäßig. Oberflächliche Anschauung. Mehr Plauderei.

In Paris wird sie ganz heimisch und geht völlig in französischem Geist auf, schreibt schließlich auch französische Bücher. ‚Voltaire, Eine Biographie' kommt heraus. Wieder so obenhin. Aber ihre Einfühlung in den französischen Geist wird höhern Ortes belohnt. Ein Ordensbändchen ziert ihre Bluse. Der schönste Augenblick ihres Lebens. Später, als der Krieg ausbricht, hat sie plötzlich alles vergessen, was ihr Paris, was ihr die Franzosen waren, was sie da alles geistig genossen, und sie wird eine der wütendsten Kriegsschreierinnen und Franzosenfeindinnen. Eine üble Walküre.

Ehedem überschlug sie sich vor Radikalismus. Heute ist sie ganz zahm geworden und frißt den Männern aus der Hand. Vierundfünfzig Jahre haben sie allmählich abgeschleift. Oder tut sie nur so? In der deutschen Nationalversammlung, wo sie rechts beinah allein unter Männern sitzt, ist sie auffallend zurückhaltend, voll scheuer Ehrfurcht vor den Männern. Ein dunkelgrünes Hängekleid umschlingt ihre zarten, schmalen Glieder. Ein schlichter schwarzer Seidengürtel ist herumgelegt. Schwarzes Haar, gelbliche Haut, leichte Hakennase: ein Kakadu schreitet würdevoll in dem Käfig einher, den ihm die Männerwelt gebaut.

Ganz rechts sitzt sie im Nationaltheater zu Weimar. Da, wo die Deutschnationalen, die Antisemiten und alle die andern Reaktionäre Platz genommen haben: sie, die Radikalste von allen, die Internationalistin, die mit mehr als einem Semiten Verwandte.

*

So. Damit sind wir fertig. Nun laßt uns wieder von der Liebe reden, wie einst im Mai.

Ferdinands diplomatisches Meisterstück

Ferdinand von Coburg=Cohary, Exkönig von Bulgarien, galt von jeher als einer der gerissensten Diplomaten der alten Schule. Stets spielte er mit vier Kugeln, um sich gegenüber den widerstreitenden Ansprüchen der Türkei, Rußlands und Österreich=Ungarns zu behaupten. Aber dann hatte ein plötzlicher Nervenchoc der Armee sein ganzes, mühsam Steinchen für Steinchen aufgebautes Lebenswerk jäh über den Haufen geworfen. Er, der einst als kleiner flotter Leutnant gleich Peer Gynt ausgezogen war, das Kaisertum zu suchen, der dann im Weltkriege unmittelbar davor stand, die „heiligen" Aspirationen seines Volkes zu verwirklichen und wieder so etwas wie das alte Kaiserreich Bulgarien aufzurichten — er kehrte schließlich, müde und resigniert, heim in die kleine blumige Thüringer Residenz Coburg, wo sein Vater begraben liegt, und zog sich ins Altenteil zurück.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, die weiße Lammfellmütze keck auf die Seite gesetzt, die Hand auf den Knauf des orientalisch gebogenen Säbels gestützt, die Brust mit unvergleichlich vielen goldenen, roten, blauen, weißen Orden über die ganze Breite beladen, in hohen schwarzen Schaftstiefeln und faltigen Pluderhosen nach Thüringen kam, um eine reußische Prinzessin zu heiraten. Beide waren sie aus jenen Jahren heraus,

da man sich als Liebesleute noch Illusionen macht. Er hatte die Welt gesehen, in Paris und auf dem Balkan, sie in dem kleinen verwunschenen Schloß zu Köstritz, das wie ein träumendes Auge aus einem weiten alten Park herausguckt, und fern in Asien, als Rote=Kreuz=Schwester im russisch=japanischen Krieg. Diese beiden wollten sich, im März neunzehnhundertundacht, die Hand fürs Leben reichen. Er römischer Katholik. Sie strenge Protestantin. Seine Kinder aus erster Ehe, oder doch wenigstens der Thronfolger Boris: griechisch=katholisch. Peinlich. Eine Quelle aller möglichen Mißstimmigkeiten. Aber Ferdinand verstand es, auch mit diesen drei Kirchen Billard zu spielen und ihre Kugeln aus dem Felde zu schlagen. Davon will ich erzählen.

Die Reußen sind altlutherische Protestanten. Also strenggläubig. Fühlen sich wie kleine Hüter des evangelischen Grals. Als nun Ferdinand um Eleonore freite, munkelte alle Welt, daß die Prinzessin ihm zu Liebe katholisch werden würde. Familienrat auf Schloß Osterstein, wo auf ragender Höhe, am Ufer der Elster, der Chef des Hauses residierte, denn die Reuß=Köstritzer, zu denen die Braut gehörte, sind nur eine Paragiatslinie. Kurz: es wurde bestimmt, daß (abgesehen von einigen andern, für Ferdinand angenehmen Vorbedingungen) der Glaube Eleonorens unangetastet bleiben solle. Ferdinand, damals noch Fürst von Bulgarien, hatte alle Veran'assung, sich damit zufrieden zu geben. Was aber würde der Papst sagen? fragten die Reußen. Der Fürst kniff zuerst, ein wenig bedenklich, das Gesicht zusammen, lächelte dann aber und sagte: „Laßt das nur meine Sorge sein. Ich lasse mich evangelisch trauen."

Der Hochzeitstag kam. Von allen Seiten strömten höchste und allerhöchste Gäste ins hehre, zinnengekrönte Schloß Osterstein, das ein schattiger, bergan kletternder Buchenwald malerisch einrahmt. Und dann waren wir, eine zehnmal gesiebte Gästeschar, in der kleinen Schloßkapelle versammelt. Ein Parkett von Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen. Alle Welt war vertreten. Der Zar hatte den Großfürsten Wladimir mit seiner Gemahlin entsandt, der Kaiser von Österreich den Fürsten Dietrichstein, Kaiser Wilhelm den Prinzen August Wilhelm undsoweiter. Wer zählt die Namen alle! Die Reußen selbst waren in allen Nummern und Uniformen vorhanden. Vor den drei evangelischen Pfarrern stand das hohe Brautpaar. Der Superintendent (der nach dem Akte Kirchenrat wurde) sprach und sprach. Tief und breit, fromm und ehrfürchtig, als ob das alte Testament selber anhöbe zu reden. Das Fürstenparkett, das sich ganz unter sich fühlte, von keinem profanen Publikumsauge gestört, begann in jene. dämmerige Schläfrigkeit zu verfallen, die sich so leicht und gern nach einem kompakten ers en Frühstück einzustellen pflegt. Und nun war es so weit. Der Superintendent hob seine Stimme und fragte die hohe Braut, ob sie bereit sei, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Und laut und deutlich antwortete sie: Ja. Ein glattes, unzweideutiges Bekenntnis. Drauf hob der Superintendent seine Stimme noch höher und richtete auch an ihn, den allerdurchlauchtigs'en Bräutigam, dieselbe Frage. Aber hier blieb dies knappe, kurze, schlagende „Ja“ mit einemmal aus. Der Superintendent wartet, wird verlegen, entfaltet, mit einer unnachahmlichen Feierlichkeit, seine

vor der Brust zusammengelegten Hände, zögert und sieht den Bräutigam noch einmal an. Endlich kommt Leben in den Fürsten. Langsam beginnt er den Kopf von links nach rechts zu drehen, in der Mitte neigt er ihn leicht nach unten und wiederholt diese Prozedur von rechts nach links, mit derselben Unterbrechung in der Mitte. Der Superintendent hatte das alles, Phase für Phase, beobachtet. Der Fürst hatte nicht gesprochen, hatte nicht Ja gesagt, sondern hatte nur mit dem Kopf (bejahend) genickt, hatte den Kopf aber doch gleichzeitig (verneinend) von links nach rechts gewendet. Das konnte doch nur heißen: Ich sag' nicht nein, ich sag' auch nicht ja. Aber schließlich hatte er mit nein begonnen und mit nein geschlossen und das Ja, schüchtern, nur dazwischen gebettet.

Aber was sollte der arme Superintendent machen? Er ging über diesen Vorfall mit Schweigen hinweg, fügte die Hände der Brautleute in einander und wechselte die Ringe. Aus unsichtbarer Höhe erklang ein Kirchenchor, die Orgel setzte ein, das Gebet wurde gesprochen. Und die Feier war beendet.

Einige Tage danach stellte die Presse des Evangelischen Bundes mit Entrüstung fest, daß das Brautpaar sich schon vorher, nach einem Besuch in Coburg, heimlich vom Erzbischof in Bamberg habe trauen lassen, daß also die katholische Kirche ihr Recht gewahrt habe, während die evangelische hintergangen worden sei. Das konnte man nicht sagen. Der Fürst hatte nicht ja gesagt, sondern die Antwort offengelassen, und ich nehme an (aber in dem erzbischöflichen Palais auf dem Bamberger Domberg bin ich nicht dabei gewesen), ich vermute, daß die Prinzessin

vor dem Erzbischof desgleichen getan hatte. Mit dieser beiderseitigen reservatio dürfte Seine Heiligkeit der Papst den Dispens für die gemischte Ehe ausgesprochen haben. Das war Ferdinands diplomatisches Meisterstück. Kein Wort von dieser Komödie drang in die Öffentlichkeit. Die Sänger schwiegen, die Priester auch, und die Fürsten hatten alles verschlummert.

Ludwig Quidde

Achtzehnhundertvierundneunzig erschien um Ostern eine dünne Broschüre: „Caligula, eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn". Eine Philologenschrift. Reich mit Anmerkungen versehen. Alle die Alten wurden herangezogen. Die Tacitus, Sueton, Philo, Dio Cassius, Seneca und Josephus. Also anscheinend eine gründliche Studie: Caligulas Heißhunger nach militärischen Triumphen, sein Gefallen an spielerischen Manövern und theatralischem Schein, sein phantastischer Gedanke, das Weltmeer bezwingen zu wollen, seine Beredsamkeit, seine Rast- und Ruhelosigkeit, das Widerspruchsvolle und Unberechenbare seiner Natur. Freiherr von Hammerstein, der wurmstichige Kreuzzeitungschef, lächelt, schadenfroh, Kropatschek, den Redakteur-Professor, an: „Caligula, eine Frechheit, eine göttliche Frechheit!" — „Wer, Caligula?" — „Na, Er ... Er!"

Als dann August Stein von der Frankfurter Zeitung von ihnen darum angegangen wurde, diese „göttliche Frechheit" abzudrucken, sich aber ablehnend verhielt, schrien dieselben Hammerstein und Kropatschek, die sich eben noch so diebisch hinter dem Rücken Seiner Majestät gefreut hatten, in pathetischer Entrüstung: „Wo bleibt bei einer solchen Majestätsbeleidigung der Staatsanwalt?" Pack.

„Der spezifische Cäsarenwahnsinn ist das Produkt von Zuständen, die nur gedeihen können bei

der moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt. Der Eindruck einer scheinbar unbegrenzten Macht läßt die Monarchen alle Schranken der Rechtsordnung vergessen; die theoretische Begründung dieser Macht als eines göttlichen Rechtes verrückt die Ideen des Armen, der wirklich daran glaubt, in unheilvoller Weise; die Formen der höfischen Etikette — und noch mehr die darüber hinausgehende unterwürfige Verehrung aller derer, die sich an den Herrscher herandrängen — bringen ihm vollends die Vorstellung bei, ein über alle Menschen durch die Natur selbst erhobenes Wesen zu sein; aus Beobachtungen, die er bei seiner Umgebung machen kann, erwächst ihm zugleich die Ansicht, daß es ein verächtlicher gemeiner Haufen ist, der ihn umgibt. Kommt dann noch hinzu, daß nicht nur die höfische Umgebung, sondern auch die Masse des Volkes korrumpiert ist, daß der Herrscher, er mag beginnen, was er will, keinen mannhaften offenen Widerstand findet, daß die Opposition, wenn sie sich einmal hervorwagt, zum mindesten ängstlich den Schein aufrecht erhält, die Person des Herrschers und dessen Anschauungen nicht bekämpfen zu wollen, ist gar dieser korrumpierte Geist, der das Vergehn der Majestätsbeleidigung erfunden hat und in der Versagung der Ehrfurcht eine strafbare Handlung erblickt, in die Gesetzgebung und in die Rechtsprechung eingezogen: so ist es ja wirklich zu verwundern, daß ein so absoluter Monarch bei gesunden Sinnen bleibt."

Alles, was in diesem Heftchen mit scheinbar gelehrtenhafter Gelassenheit geschrieben war, paßte

Zug um Zug, auf Ihn, auf Wilhelm den Zweiten. Eine politische Tendenzschrift im historischen Gewande. Wer war ihr Verfasser? Ludwig Quidde. Historiker. Bremenser. Der Altersgenosse des Kaisers, der tüchtig im Reiche zu rumoren begann, wurde früh schon Mitarbeiter bei den „Deutschen Reichstagsakten" aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die die historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München herausgab, und kam Anfang der neunziger Jahre als Sekretär des Preußischen Historischen Instituts nach Rom. Hier, mitten in der römischen Antike, mitten unter den Klassikern der alten Geschichte, ward ihm an einem Winterabend, als er dem Colosseum zuwanderte, der launige Einfall, dem Imperator Germaniae ein Spiegelbild vorzuhalten. Als der Caligula erschien, wars auf einen Schlag mit seinen archivalischen und historischen Studien aus. Wen die Götter lieb haben, dem hetzen sie den Staatsanwalt auf den Hals. Quidde wurde fortan der Liebling aller königlich bayrischen und königlich preußischen Staatsanwälte, das Versuchsobjekt für die Ahndung von Majestätsbeleidigungen. So wurde ein stiller, freilich etwas sarkastisch veranlagter Gelehrter, ein Historiker, ein Bücherwurm, ein Dokumentenzergliederer, ein harmloser Spaziergänger im Reiche verstaubter Vergangenhe t von der hohen Obrigkeit mit Gewalt in die Politik gestoßen, die ihn bis dahin nur nebenher interessiert hatte. 1893 betätigt er sich in den Organisationen der Deutschen Volkspartei, als der Wahlkampf um die große Caprivische Militärreform tobt, und gibt eine anonyme Anklageschrift wider den Militarismus im Deutschen Reich heraus.

Quidde hat Blut geleckt. Als Historiker ist er geächtet, als Politiker wird er geachtet, denn er weiß sich durchzusetzen. Wenn er in Versammlungen spricht, hat er das Ohr der Masse für sich. Er ist kein Pathetiker, kein Rhetoriker, sondern ein wirbelnder, quirlender Sprecher, dem die Worte in unaufhörlichem Flusse aus dem Munde kommen. Und er ist witzig, ironisch, bissig, spricht zwischen den Zeilen, macht Andeutungen, und kehrt immer wieder zu seinem Lieblingsthema zurück, mag er über Militär- oder Marinereform, über Getreidezölle oder über Verfassungsfragen reden, zu dem einen Thema: der Kaiser. Ihn streichelt er, so nebenher, so hintenherum, mit Brennesseln. Die Masse versteht ihn, johlt und gröhlt. Der wachthabende Polizeioffizier will aufspringen, will protestieren. Da lächelt Quidde und mit einem leichten Schlenker weist er beschwichtigend darauf hin, daß sich seine Bemerkung gar nicht auf Ihn, sondern auf irgendwen irgendwo und irgendwann in ferner Historie bezogen habe. Also belehrt, muß der Blaue sich, grollend, wieder auf seinen Stuhl setzen, und die Menge schmunzelt vergnügt. Einmal sagte er, es gebe keinen Grund von „Wilhelm dem Großen" zu sprechen, es müßte denn sein, um ihn von einem „Wilhelm dem Kleinen" zu unterscheiden. Ritsche, ratsche, saß er wieder in der Patsche. Aber die strafrechtliche Untersuchung scheiterte an dem Verstande eines verständigen Richters. Doch als er in einer Versammlung erklärte: „Die Beseitigung des gleichen Wahlrechts bedeutet Blut", packten sie ihn am Schlaffitchen. Nun saß er wieder in der Klemme. Denn das war eine Aufreizung, ein ungeheuerlich provozierendes

Wort. Der Staatsanwalt wollte ihn zuerst nicht loslassen. Aber schließlich kam es auch dieses Mal nicht zu einem Hauptverfahren. Verurteilt wurde er wegen Majestätsbeleidigung erst 1896, da er am Schluß einer Rede, in der er den im Volk mit „Wilhelm dem Großen" getriebenen Kultus kritisiert hatte, ungeschickt improvisierte: „Jetzt hat man eine Denkmünze gestiftet, mit der Umschrift „Zum Gedächtnis Wilhelms des Großen". Wann die nach Menschenaltern einmal jemand besieht, wird er sagen: „Zum Gedächtnis einer Lächerlichkeit und politischen Unverschämtheit". Als er nach Hause kam, sagte er sofort zu seiner Frau: „Heute bin ich hereingefallen, — und dabei habe ich den Kaiser gar nicht treffen wollen, sondern nur den ekelhaften Byzantinismus des Bürgertums." Er wurde eingelocht. Es war die Zeit der Zuchthausvorlage, der Lex Heinze, der neuaufkommenden Reaktion nach dem ersten liberalen Blütentraum der jungwilhelminischen Aera.

Quidde hatte alle schlechten Eigenschaften eines suspekten Individuums. Denn zu allem kam auch noch sein Pazifismus hinzu. Ein Pazifist war noch bis vor kurzem in Deutschland ein widerliches Gemisch von Idiot, internationalem Freimaurer und Landesverräter. 1892 war er in die Friedensbewegung geraten und hatte bereits zwei Jahre später die Münchener Friedensgesellschaft begründet. Solange er über den Schwäbisch-rheinischen Städtebund, über die Entstehung des Kurfürstenkollegs und über die Geschichte des Rheinischen Bundes, also über Dinge aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geschrieben hatte, war er den Oberen genehm, war

er in der zünftigen Wissenschaft ein angesehener Mitarbeiter, war er ein Mensch mit gesellschaftlichen Manieren und saubern Fingernägeln. Als er aber anfing, über den Militarismus im Deutschen Reich und das Wetterleuchten der Reaktion Broschüren zu schreiben, ward er eine Kanaille, die jeder staats- und königstreue Hund anpinkeln zu müssen glaubte. (Mein Namensvetter Johannes Fischart aus der Reformationszeit pflegte sich bei derlei Gelegenheiten noch viel saftiger auszudrücken.)

Aber erst um die Jahrhundertwende wird ihm der Pazifismus die große Lebensaufgabe. Innere und äußere Umstände trieben ihn dazu: die wachsende Militär- und Marinewut Deutschlands, der Imperialismus Bülows und das viele Herumfuchteln des Kaisers mit dem Schwerte. Die erste leise Berührung mit der organisierten Friedensidee hatte er bereits 1891 auf dem Friedenskongreß in Rom gehabt, als er dort am Historischen Institut arbeitete. Nach einem Jahrzehnt hatte er sich in diesen Gedankenkreis mehr und mehr eingearbeitet. Eine Position im Berner Bureau des internationalen Friedenskongresses war neu zu besetzen. Heinrich Roeßler in Frankfurt (Main) lehnte ab. Quidde mußte in die Bresche springen. Nun geriet er mit vollen Segeln in den Strudel der Friedensbewegung. Bereits 1902 nahm er am Glasgower Kongreß teil, auf dem das Wort „Pazifismus“ das Licht der Welt erblickte und durch Kongreßbeschluß sanktioniert wurde. Vorher war er bereits eifrig tätig gewesen, um das Abrüstungsmanifest des Zaren zu unterstützen. Von München hatte er, mit Hilfe der Frau Selenka, eine Organisation über das ganze Reich zu

schaffen versucht. Das Manifest wollte die Rüstungen beschränken. Die Friedensbewegung aber wollte darüber hinaus vor allem die internationale Rechtsorganisation stärken. Auf der ersten Haager Friedenskonferenz wurde beides nicht erreicht. Es wurde ein Anlauf genommen. Auf der zweiten Haager Konferenz kam man dank Deutschlands Sabotage nicht viel weiter. Wie Fried in Österreich, so wurde Quidde in Deutschland allmählich der Führer der Pazifisten. Kurz vor dem Krieg, als Doktor Adolf Richter, ein Vetter Eugens, aus Pforzheim, schwer erkrankte, wurde er an seiner Stelle zum Vorsitzenden der deutschen Friedensgesellschaft ernannt, nachdem Roeßler abermals abgelehnt hatte.

Der Krieg begann. Der Pazifismus wurde mit Keulen totgeschlagen. Jeder Pazifist war Freiwild, war ein Verbrecher, war ein Spion. Auch Quidde. Und dennoch ließen sie sich nicht unterkriegen. Zuerst waren die hohen Militär- und Zivilbehörden noch duldsam und faßten die Herren Pazifisten mit Sammethandschuhen an. Im November 1915 wurden die Daumenschrauben erst ganz leise angezogen. Im Januar 1916 kam bereits eine Verfügung heraus, daß die Friedensgesellschaft fortan nichts mehr öffentlich tun dürfe. Ein seidener Knebel wurde ihnen bis in den Schlund gesteckt. Sie sollten das Atmen vergessen. In Deutschland kommandierte der Unteroffizier, herrschte der Leutnant, räusperte der General, und wenn die Militärs befahlen, hatten sich die Untertanen in die Hosen zu machen. Nur wenige hielten dicht. Quidde wandte sich bereits Ende 1915 an den Reichskanzler, wurde von ihm empfangen, und überreichte ihm eine Petition

der Friedensgesellschaft. Herr von Bethmann Hollweg gab im Zwiegespräch alles zu, bog aber immer ausweichend ab, wenn die Konsequenzen gezogen werden sollten. Als die sechs wirtschaftlichen Verbände mit ihrer geheimen Annexions-Denkschrift die Köpfe bedenklich verwirrten, sahen die Friedensfreunde ein, daß etwas geschehen mußte. Erst sollte Hellmut v. Gerlach eine Gegenschrift verfassen, lehnte es aber ab. Da mußte Quidde heran. Seine Broschüre: „Sollen wir annektieren?“ erschien. Anonym. Das Ausland nahm Kenntnis davon. ‚Gaulois‘ schrieb: „Un homme sage ...“ Selbst bei besonnenen deutschen Militärs, die das düstre Ende kommen sahen, fanden seine Worte Anklang. Als Professor Hans Delbrück im Großen Hauptquartier weilte, um dem Chef des Generalstabes, von Falkenhayn, die Urkunde des Ehrendoktors zu überreichen, nahm ihn eine Exzellenz mit breiten roten Biesen beiseite und fragte ihn: „Wer ist denn der Verfasser dieser Flugschrift? Die ist ja ganz ausgezeichnet —.“ „Das ist Professor Quidde, der Caligula-Quidde.“ — „Ach was, Caligula, das Ding ist gut.“

Die Flugschrift wurde noch einmal von Quidde umgearbeitet und erschien noch in demselben Jahre unter dem Titel ‚Reale Garantien für einen dauernden Frieden‘. Sie trug der Zeitströmung ein bißchen Rechnung und versuchte den Annexionismus kräftig abzubauen. Manche Pazifisten machten ihm später aus dieser „Kompromißlerei“ einen Vorwurf, gegen den er sich heftig wehrte. Zu Anfang 1916 begannen die persönlichen Schikanen der militärischen Gewalthaber gegen die Friedensfreunde. Quidde wurde jede

Werbetätigkeit untersagt. Auch dem „Bund Neues Vaterland", einer andren Firma des Pazifismus in Deutschland, wurde bald jede politische Tätigkeit verboten. Die „Zentralstelle Völkerrecht" wurde begründet. Die erste Zusammenkunft fand im Reichstagsgebäude statt, und weil diese interne Versammlung entgegen dem Belagerungszustandsgesetz nicht angemeldet war, schritt die Behörde gegen die Referenten, gegen Gerlach und Quidde ein. Quidde bekam den Befehl, binnen drei Tagen Berlin zu verlassen, ohne daß er den Grund seiner plötzlichen Abreise jemand angeben durfte. Trotzdem konspirierte er weiter. Einmal reiste er nach Lindau, um mit dem Vorsitzenden der schweizerischen Friedensgesellschaft die Sachlage zu besprechen. Ein Spitzel wurde ihm nachgesandt, der durch Bestechung im Hotel ein Quartier im Nebenzimmer erhielt ...

Weit über München, seinen dauernden Wohnsitz, hinaus ist Quidde im In- und Auslande eine bekannte Persönlichkeit. In das Münchener Gemeindekollegium wurde er 1902 gewählt, kaum ein Lustrum später in die bayrische Abgeordnetenkammer, wo er sich besonders in Wahlrechts- und Verfassungsfragen hervortat, und in den Novembertagen der Revolution wurde er vom Volksstaate Bayern als zweiter Vizepräsident in den provisorischen Nationalrat entsandt. Für den Reichstag hatte er vergeblich wiederholt kandidiert. 1907 ließ ihn die Sozialdemokratie in Ansbach zugunsten des Konservativen in der Stichwahl fallen, um durch ein Wahlgeschäft mit der Rechten den Genossen Segitz in Fürth durchzubringen. Aber die Untreue schlug ihren eignen Herrn. Quidde

unterlag zwar, aber in Fürth kam der Fortschrittler durch, und die Sozialdemokraten hatten das Nachsehen. Unter den neuen Männern mit einer langen Vergangenheit, die in die deutsche Nationalversammlung kamen, war auch er einer. In der demokratischen Fraktion spielt er keine geringe Rolle. In der demonstrativen Maisitzung der Nationalversammlung, in der Aula der Berliner Universität, sprach er im Namen der Pazifisten gegen die ungeheuerlichen Friedensbedingungen der Entente. Ein Zweiundsechzigjähriger. Ein vom Leben Mitgenommener. Einer, der kämpfend weiß geworden ist. Einer, der aus sprudelndem Temperament heraus auf die Hörer einzuwirken versucht. Einer, der vom ersten Tage des Krieges an rastlos gearbeitet hatte, dem Völkermorden ein Ende zu bereiten. Einer der wenigen, die im Frühjahr 1915, bei der Tagung des Anti-Oorlog-Raad, zusammen mit Schücking und Tepper-Laski im Haag den ersten englischen Friedensfühler über den holländischen Unterstaatssekretär Dresselhuis vergebens zu realisieren versuchten. Quidde unterrichtete den bayrischen Ministerpräsidenten Hertling, Schücking und Herren in der Wilhelmstraße. Das Auswärtige Amt verhielt sich aber ablehnend. Als Haase später davon erfuhr, erklärte er: „Von hier ab führen wir keinen Verteidigungskrieg mehr.“

Oberst Reinhard

Der Mann ist für mich erledigt. Ich erkläre Ihnen: Neuendorf, der sich Offizierstell=vertreter nennt, ist ein Schwindler, ein ganz gemeiner Schwindler. Ist nie Offizierstellvertreter gewesen. Operiert mit falschen Papieren und ist so und so oft vorbestraft. Das habe ich alles aktenmäßig feststellen können. Und den sollte, durfte ich nicht aus meiner Truppe entfernen, nachdem er plötzlich in meiner Gegenwart vor die Front getreten war und mich reaktionärer Umtriebe geziehen hatte? Ich mußte es einfach, wenn ich die Knochenfäule nicht noch weiter=fressen lassen wollte."

„Die Knochenfäule?"

„Ja, das nenne ich die ganz unhaltbaren Zu=stände unter den Soldaten. Bergehoch türmen sich die Strafakten. Kein Richter wird jemals durch diese Aktenwüste hindurchkommen. Keiner. Jetzt erst recht nicht. Jetzt hat kein Militärrichter Anlaß mehr, sich noch besonders zu bemühen. Denn die Nationalversammlung hat ja die Militär=gerichtsbarkeit abgeschafft. In diesem Über=gangsstadium kann nur noch das Allernotwendigste im Militärgericht rasch zu Ende geführt werden. Und die Aktenberge — na, schweigen wir darüber. Dieser Beschluß des Parlaments hat die Knochen=fäule im Heere verewigt. Wissen Sie, was es heißt, ohne eine Militärjustiz auszukommen? Als im Felde uns Offizieren, auf das Geschrei des Reichs=

tages hin, das Anbinden renitenter Burschen an die Bäume verboten wurde, wars mit der Disziplin vorbei. Jawohl: vorbei. Lange Untersuchungen, langes Strafverfahren, abwägen und noch einmal abwägen: ich bitte Sie, wollen Sie damit die Disziplin in der Truppe aufrechterhalten? Ich sage Ihnen, die Knochenfäule ist wirklich schon sehr weit vorgeschritten ..."

„Und der Neuendorf?"

„Der hat jenen denunzierenden Brief an den ‚Vorwärts' nur aus Rache geschrieben, weil ich seine Gesinnung rechtzeitig erkannte und ihn so rasch wie möglich aus der Truppe, die ich nicht infiziert wissen wollte, hinausschmiß. Es bleibt uns jetzt ja gar nichts andres übrig, als solche Kerle an die Luft zu setzen oder Disziplinarstrafen zu verhängen."

„Herr Oberst: Sie sollen, nach den Behauptungen Neuendorfs, die Regierung ein Gesindel, Erzberger einen Lumpen und die schwarz-rot-goldene Flagge eine Judenfahne genannt haben..."

„Ich sagte Ihnen doch schon, was der Neuendorf für ein Charakter ist. Daraus können Sie auch auf seine Glaubwürdigkeit schließen. Na — und Donnerwetter: uns alten Offizieren hat man früher, unter dem alten Regime, jede Beteiligung an der Politik verboten. Politisch waren alle Offiziere mundtot. Nicht mucksen durfte man. Das kam einem manchmal hart an, wenn man das alles sah. Und nun, sehen Sie, sind auch wir, endlich, politisch mündig geworden. Und da soll man sich nicht seine Gedanken über die gegenwärtigen Zustände machen dürfen? Da entschlüpft einem denn wohl mal ein Wort — Herrgott nochmal:

hat der ‚Vorwärts' ein moralisches Recht, den Splitterrichter zu spielen?"

Die Augen des Oberst blitzten. Mechanisch fuhr die Rechte ans Portepee. Eine imponierende soldatische Erscheinung. Groß und schlank. Aschblondes Haar auf dem Haupt und auf der Oberlippe. Kluge blaue Augen. Ein Lächeln gibt ihm manchmal, für einen Augenblick, etwas Gemütvolles. Sonst aber ist alles Wille, Entschlossenheit, Energie, Männlichkeit, Selbstbewußtsein. Ein Gentleman in Feldgrau, der kommandieren muß. Denn es ist nun einmal sein Element. Dabei mit seinem militärischen Beruf und seiner Truppe verwachsen, wie ein Künstler von seinem Lebenswerk nicht zu trennen ist. Er liebt seine Soldaten, er sorgt sich um sie. Aber: parieren müssen sie! Sonst schlag' der Deibel rein. Patriarchalischer Militarismus. Keine Sentimentalität: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod", sondern Forsche: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus ..." Ein Draufgänger. Eine impulsive Ludendorff-Natur.

„Die Judenfahne ... Ich bin kein Antisemit. Ich weiß, daß der Jude findig, agil, intelligent ist. Wir brauchen solche belebenden Elemente. Ich habe vor einem Mann wie Ballin die größte Hochachtung gehabt. Hut ab. Aber wenn aus den Kriegsgesellschaften jüdische Drückeberger in die Truppe kommen, um sich hier eine neue Existenz zu schaffen, und nun hetzen und schüren, und sie sind doch nun einmal gescheit, und meine Soldaten aufsässig machen — ja, da hol sie der Deibel! Wenn einem dann mal so ein Wort aus dem Munde flitzt, da können Sie sich nicht darüber wundern.

Ich lasse mir diese Schweinerei jedenfalls nicht gefallen. Ja, richtig, die Judenfahne: wissen Sie, daß sich uns alten Soldaten das Herz im Leibe umgewendet hat, als so im Nu die schwarz-weiß-rote Fahne abgeschafft wurde? Wissen Sie, daß unter dieser Fahne, die man einfach auf den Kehrichthaufen geschmissen hat, tausende, zehntausende, hunderttausende Soldaten, Mannschaften und Offiziere, in Feindesland bestattet liegen, daß wir unter dieser Fahne in Ost und West den Feind angegriffen und besiegt haben? Ja, heulen könnte man, daß sie einem diese Fahne genommen haben. Weiß Gott, das ist uns alten Soldaten verflucht nahe gegangen ..."

Der Oberst schwieg eine kleine Weile. Er war, vor innerer Erregung, etwas aus dem seelischen Gleichgewicht gekommen.

„Ich mache", fuhr er fort, „kein Hehl daraus, daß ich Monarchist bin. Mein Gott, wenn man dreißig Jahre lang seinem König und Kaiser treu gedient hat, dann kann man nicht plötzlich sagen: Von morgen an bin ich Republikaner. Das geht einfach nicht. Hier" — und dabei tippte er mit dem dritten Finger der Rechten auf sein Herz — „erlaubts einem etwas partout nicht. Aber, fürchten Sie nichts: ich halte es für unmöglich, die Monarchie im Augenblick wieder aufzurichten. Das verbietet uns allein schon die Entente. Aber: was in zehn Jahren sein kann, wie sich da die Verhältnisse geändert haben können — das wissen wir alle nicht. Natürlich: ein kaiserliches oder königliches Regime, wie wir es vor dem Kriege gehabt haben, das paßt dann bestimmt nicht mehr. Eine demokratische Monarchie ließe sich indessen wohl vorstellen."

Und mit einemmal wandte sich der Oberst, ziemlich unvermittelt, an mich mit der Frage:

„Wie sehen Sie die nächste Zukunft an?"

„Pessimistisch."

„Sehr?"

„Sehr! Der Winter ..."

„Das ist ganz meine Meinung."

„Und dann?"

„Ja, dann muß gehandelt werden."

„... ? ..."

„Dann muß zugepackt werden."

„Eine Militärdiktatur?"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen. Dann geht's grade oder ungrade. Aber seien Sie versichert: wir Militärs wollen mit den Zivilisten Hand in Hand gehn."

„Mit den Zivilisten?"

„Jawohl, mit den Zivilisten. Dann muß dafür gesorgt sein, daß eine starke Regierung neben und zu uns steht. Ordnung schaffen wollen wir — und, wenn es sein muß, mit Gewalt."

„Eine solche zivil=militärische Diktatur würde sich nicht drei Tage halten können", wandte ich ein. „Die Arbeiter würden in den Generalstreik treten und Ihre schönsten Berechnungen über den Haufen werfen."

„Da bin ich doch andrer Ansicht. Lassen Sie sich erzählen, wie ichs in Oberschlesien gemacht habe. Die paar Reichswehrtruppen waren, als es dort unten drunter und drüber ging, so verängstigt und eingeschüchtert, daß sie sich nicht aus den Kasernen herauswagten. Die Einwohner, Frauen und Kinder, waren entschlossener als die Soldaten, auf die es die Aufrührer vor allem abgesehen hatten. Nachts brachten sie den Truppen

heimlich was zu essen. So war die Lage, als ich nach Oberschlesien mit meiner Truppe kam. Ich fuhr wie ein Donnerwetter drein. Ein paar Rädelsführer, die schlimmsten, wurden niedergeknallt. So was muß sein. Arbeitszwang wurde ausgesprochen. Und Sie hätten nur sehen sollen, wie die Arbeiter am nächsten Morgen auf der Arbeitsstätte erschienen! In ihren schwarzen Bratenröcken kamen sie angelaufen. Die Ordnung war wiederhergestellt."

„Und dieses Rezept würden Sie dann ganz allgemein anwenden wollen?"

„Gewiß."

„Also Gallifet?"

„Jawohl: Gallifet!"

„— — —"

„Ordnung muß nun doch einmal geschaffen werden. Und da muß man gegebenenfalls eben sein Leben in die Schanze schlagen. Dazu ist man Soldat."

„Und das Ausland?"

„Überblicken Sie die auswärtige Lage. Berücksichtigen Sie unsre wirtschaftliche und finanzielle Situation. Wir sollen zahlen und zahlen. Woher? Frankreich und auch England haben ein vitales Interesse daran, mit uns irgendein Arrangement zu treffen, müssen uns die Möglichkeit geben, uns wirtschaftlich herauszupauken. Das können wir aber nur — gemeinsam mit den Westmächten — in Rußland. Da sind noch ungeheure wirtschaftliche Werte herauszuholen. Da liegt ja noch so unendlich viel brach: Rußland und das weite, weite Sibirien. Daran müssen wir uns alle sanieren. Daran kann ganz Europa wirtschaftlich wieder gesunden. Natürlich muß der Bolschewismus

erst überwunden werden. Mit sechs Divisionen, sage ich Ihnen, ist die Geschichte zu machen. Mit sechs Divisionen ..."

„So?"

„Sie lächeln. General Foch hat man das wissen lassen. Das heißt: ein General ..."

Das Gespräch wandte sich andern Dingen zu.

„Als die Regierung im Juni den Friedensvertrag ohne jede Ehrenklausel unterzeichnen wollte, als sie selbst der Auslieferung deutscher Männer zustimmte, da bin ich spontan zum Reichswehrminister Noske gegangen und habe ihm meinen Rücktritt angeboten. Noske empfing mich. Ich setzte ihm das Erniedrigende der Friedensbedingungen für jeden Offizier auseinander. Noske aber beschwor mich, doch unter allen Umständen zu bleiben. Ich dürfe nicht, in einem so kritischen Moment, fahnenflüchtig werden. Und ich blieb, schweren Herzens. Heute komme ich nicht mehr um meinen Abschied ein, und wenn ich noch so sehr vom ‚Vorwärts' — na, überhaupt der ‚Vorwärts'! — angefeindet werde. Heute muß ich — heute muß ich bleiben!"

„— — —"

Der Oberst erhob sich.

„So, nun habe ich Ihnen alles gesagt. Man wird mich wieder angreifen. Und wieder. Sie sollten mich kennen lernen — und sollten dann, aus eigner Anschauung, aus eigner Kenntnis, schreiben können. Also, bitte ..."

Victor Naumann

Fünf Jahre hat das deutsche Volk im Kino gesessen, hat auf der flimmernden Leinwand das Kriegstheater sich abspielen, hat laute und stumme Helden agieren und Millionen Menschenleiber zerfetzt werden und verbluten sehen. Wie hypnotisiert starrte die ganze Nation auf diese gleißende Lichtfläche. Der Geist der Militärs sorgte dafür, daß das Volk nichts andres zu sehen und zu hören bekam und durch den Lärm der Schlachten in Atem gehalten wurde. Wenn aber einer aus dem Parkett aufstand, um hinter diese schimmernde Wand zu sehen, wenn er hinter das große Geheimnis einer ruchlosen Soldateska mit Generalstreifen kommen wollte, wenn er die Wahrheit in dem Gewirr von Lüge und halben Unwahrheiten zu ergründen trachtete, dann schritt die militärische Polizei ein und steckte ihn in Schutzhaft. Nur in die Herzen der Menschen konnte der militärische Büttel nicht dringen. Gedanken und Gefühle, so lange sie sich nicht äußerten, konnte man nicht verhaften. Und doch gabs einige, die sich durch alle Drangsalierungen nicht abhalten ließen, wieder und wieder darauf zu sinnen, wie man diesem entsetzlichen Völkergemetzel ein Ende bereiten könnte. Eine Reihe von Privatpersonen tummelten sich als Politiker auf dem schmalen Grate zwischen Krieg und Frieden, zwischen Freund und Feind umher, jeden Augenblick in der Gefahr, herabzustürzen oder herabgestürzt

zu werden: Erzberger, Schücking, Warburg, Quidde, Törring, David, Legien, Scheidemann, Haase, Cohn, Liebknecht, Rosa Luxemburg — alles Leute mit weitverzweigten internationalen Beziehungen. Und vor allen Victor Naumann, eine geistig und seelisch seltsam gemischte Persönlichkeit.

Naumann gibt sich als Ironiker, als Skeptiker, ist aber innerlich ein Mensch mit starkem Humanitätsgefühl, mit tiefem Wahrheitsdrang und dem Willen, uneigennützig sich in den Dienst des Friedens zu stellen. Äußerlich keine auffallend imponierende Erscheinung. Fast ein Schauspielergesicht. Glatt rasiert. Große strahlende Glatze. Ein wohlbeleibt gewordener Bonvivant mit einem schwarzgeränderten großen Hornkneifer auf der dicklichen Nase. Körperlich und geistig beweglich wie ein Wiesel. Ein Zoon mit feiner, feinster politischer Witterung, ein Mensch, der rasch die großen politischen Zusammenhänge erkennt und danach seine Pläne entwickelt. Kein Akteur mit dramatischer Geste, mit gewaltiger Beredsamkeit. Eher ein Regisseur, der die andern vorschiebt und ihnen das Stichwort auf den Weg vor die Rampe gibt. Kein trockener Verwaltungsbeamter, der in Schreibarbeit aufgeht, sondern ein Mensch, der mit starken ästhetischen Bedürfnissen sich körperlich und geistig ausleben, ausgeben will. Ein Menschenkenner, der die Menschen nimmt wie sie sind, der jedem ein freundliches Gesicht zeigt, ein freundliches Wort sagt und sich nicht in ein parteipolitisches Schema hineinpressen läßt, dem die Außenpolitik keine Parteisache ist, sondern dem sie wie dem Engländer eine Sache ist, die über alle Parteidifferenzen hinweg das ganze Volk angeht.

Im Februar Neunzehnhundertundsiebzehn hatte er eine Unterredung mit dem Münchner Nuntius Aversa und sagte ihm im vertraulichen Gespräch, was kommen würde: die russische Revolution stünde unmittelbar bevor. Der Nuntius lächelte überlegen und meinte, daß diese Voraussage doch völlig aus der Luft gegriffen sei. Bald darauf reiste Naumann nach Kopenhagen, da inzwischen tatsächlich die Revolution im Osten ausgebrochen war, und nahm hier und in Stockholm mit allerhand russischen Politikern Fühlung, um eine Friedensbasis zu finden. Als er nach München zurückkehrte, lag der Nuntius Aversa im Sterben. Er konnte Naumann, der ihm Bericht erstatten wollte, nicht mehr empfangen. Wohl aber kam an seiner Stelle der Uditore Monsignore Scioppa zu ihm. Der Nuntius, erklärte Scioppa, sei betroffen gewesen von der überraschend schnellen Erfüllung der Voraussage Naumanns, und er bitte ihn, einer Anregung aus Rom folgend, dem Vatikan eine Denkschrift über die neue Lage auszuarbeiten, um darin speziell einmal auseinanderzusetzen, was die katholische Kirche in diesem Moment einer völligen politischen Wandlung tun könne. Aversa starb. Kurz vorher hatte ihm der Kardinal Bettinger einen Krankenbesuch gemacht. Eine halbe Stunde später war Bettinger selbst ein toter Mann.

Naumann ging zum Grafen Hertling, der damals bayrischer Ministerpräsident war, und erzählte ihm von dem Wunsche Aversas. Graf Hertling war von der Idee entzückt und bat ihn, noch am Abend nach Wien zu fahren und auch dem Grafen Czernin Mitteilung von dem Verlangen der Kurie zu machen. Naumann tats. Auch Czernin war sofort dafür eingenommen,

und in seiner impulsiven, temperamentvollen Art bestürmte er Naumann, sich sofort im Hause am Ballhausplatz hinzusetzen und unverzüglich die Denkschrift auszuarbeiten. Naumann kam dem nach. In einigen Stunden war sie fertig. Czernin war damit einverstanden, Graf Hertling auch, obwohl die Denkschrift manches enthielt, was damals, im April Neunzehnhundertundsiebzehn, den führenden Kreisen wie ein Sacrilegium vorkam. Naumann drang darauf, so rasch wie möglich Frieden zu schließen, denn wenn Deutschland unterläge, würden die Dynastien weggejagt und eine sozialdemokratische Republik aufgerichtet werden. Die Idee, die das Ganze durchzog, war: der Heilige Stuhl sollte vermitteln, die katholische Kirche als die große universelle Macht dürfte sich nicht von dem Geist der sozialdemokratischen Internationale in dem heißen Ringen um den Frieden den Vorrang ablaufen lassen. Schon ein Leo sei einem Attila entgegengetreten, und selbst wenn der Friedensschritt mißlänge — noch nie hätte ein Märtyrerpapst der Kirche geschadet. Naumann schlug daher ein päpstliches Rundschreiben an die kriegführenden Mächte und eine Friedensenzyklika an die Bischöfe vor. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Kaum drei Monate später ließ Benedikt der Fünfzehnte jene berühmte Friedensnote an die Entente und an die Mittelmächte ergehen.

Seltsam: Naumann stammt aus einer alten evangelischen Familie und ist doch der katholischen Kirche durch seine verschiedensten politischen Missionen sehr nahe getreten. Naumanns Wiege hat in Berlin gestanden. Ursprünglich sollte er Jurist werden, machte auch

sein Staatsexamen, wurde Referendar. Aber da er starke literarische Neigungen hatte, fühlte er sich zwischen Aktenbündeln nicht übermäßig glücklich. Er schrieb Theaterstücke und Romane — und hatte Glück und Erfolg. ‚Ikarus' wurde von der Königlichen Hofbühne in Berlin angenommen. Drei Akte lang war das Publikum bei der Uraufführung begeistert und klatschte Beifall, der vierte Akt aber brachte zwei Leisten- und Ehebrüche. Ihre Majestät die Kaiserin, die Sittenstrenge, verließ entrüstet die Hofloge, und nun war das Schicksal des Stückes besiegelt. Das Publikum zischte, der Vorhang fiel, und Naumann hatte einen Theaterskandal auf dem Halse. Die Literatur hat freilich an ‚Ikarus' nicht viel verloren. Ein Jahr später bot Naumann anonym ein neues dramatisches Werk der Hofbühne an. Herr Grube nahms an. Als man aber nach dem Namen forschte, bekam der Generalintendant, Graf Hochberg, in zitternder Erinnerung an die gerunzelte Stirn Ihrer Majestät bedenklich kalte Füße und ließ das Werk in der Bibliothek des Theaters verstauben. Aufgeführt ist es niemals worden. Ein in der Frankfurter Zeitung veröffentlichter Roman Naumanns brachte ihm einen Rüffel der vorgesetzten Behörde ein. Da schmiß der Herr Referendar den bürokratischen Krempel eines Tages hin und widmete sich fortan völlig der freien Schriftstellerei. Neue Romane kamen heraus. Aber allmählich entdeckte er die politische Ader in sich, und so ums Jahr Achtzehnhundertachtundneunzig vollzog sich bei ihm die innere Wandlung. Er wurde politischer Schriftsteller und Mitarbeiter aller möglichen Zeitungen, unter anderen der katholischen Wiener „Reichspost".

In der Schule hatte er einen besonders zelotischen evangelischen Religions- und Geschichtslehrer gehabt. Der hatte die Katholiken in Grund und Boden verdammt. Dem war der Katholik von vornherein ein amoralisches Subjekt gewesen. Naumann war von jeher Oppositionsgeist, und so ging er auch diesen Dingen auf den Grund und blätterte in der katholischen Literatur herum. Was er als Schüler angefangen, setzte er später fort: er studierte die Kirchenväter, die Scholastiker, die Kasuisten und wer weiß, was noch alles. Er bekam eine leichte katholische Patina und den Ruf eines Spezialisten auf diesem Gebiete. Als Graf Hoensbroech, der Exjesuit, Schriften auf Schriften wider die katholische Kirche losließ, wandten sich Herr von Vollmar, der sozialdemokratische Revisionist, und Adolf Müller an Naumann mit der Bitte, ihnen doch einmal vorurteilsfrei auseinanderzusetzen, was an all diesen Angriffen des Grafen Hoensbroech berechtigt und was renegatenhaft übertrieben sei. Aus diesem Anlaß setzte sich Naumann literarisch mit Hoensbroech in drei Werken, die zum Teil polemisch, zum Teil wissenschaftlich fundiert sind, auseinander: ‚Was ist die Wahrheit?‘ ‚Quos ego!‘ und ‚Jesuitismus‘. Nun war sein Ruf als intimer Kenner der katholischen Kirche unbestritten, und da allmählich auch seine publizistische Tätigkeit über außenpolitische Fragen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, so war es kein Wunder, daß er bald mit dem Grafen Hertling in nähere Berührung kam. Gern plauschte der alte Graf mit ihm über die Finessen der katholischen Weltanschauung und über das weite Gebiet der Auslandspolitik. Naumann war zwei Wochen vor Kriegsausbruch in Wien gewesen

und hatte, als er nach München, wo sein ständiger Wohnsitz war, zurückkehrte, dem Grafen Hertling rundheraus erklärt, daß der Krieg unausbleiblich sei. Der Graf wollte es durchaus nicht glauben, und erst als einige Tage später die Nachrichten immer ernster wurden, gab er Naumann zu, daß er tatsächlich recht zu behalten scheine.

Neunzehnhundertzwölf wollte ihn Hertling auf Anregung Schädlers gern zu sich als persönlichen Adlatus in das neue bayrische Zentrumskabinett nehmen. Aber die Sache zerschlug sich, und erst als Hertling an die Spitze der Reichsleitung berufen wurde, im Herbst Neunzehnhundertundsiebzehn, nahm er Naumann mit sich nach Berlin. Später wurde diesem die Leitung der Politischen Nachrichtenabteilung im Auswärtigen Amt übertragen. Hier konnte Naumann in noch größerem Stil als bisher arbeiten und seine persönlichen Beziehungen, die nach oben und unten hin weit reichten, im Interesse des Reiches ausnutzen. Er erhielt den Rang eines bevollmächtigten Gesandten und Ministers und hat vornehmlich im Verkehr mit den Vertretern der ausländischen Presse fruchtbar wirken können. Erst als Hermann Müller, der sozialdemokratische Außenminister, in das Haus der Wilhelmstraße einzog, wurde der politische Nachrichtendienst des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei unter Ulrich Rauscher zentralisiert, und Victor Naumanns Name wurde auf die Liste der großen Auslandsposten gesetzt.

Wilhelm Solf

Alles ist an ihm kugelrund: sein Kopf, sein Bauch, und selbst seine Beine machen einen kugelig vollen Eindruck. Ein massiver Fleischbau. Glatt das Gesicht. Glitzernd die Glatze. Die verkörperte Bonhommie. Ein Gesellschafter von bezwingend netten Formen. Ein Plauderer, der unaufhörlich sprudelt und stets eine Zuhörer=gemeinde haben muß. Ein Mann mit üppig wucherndem Ehrgeiz, der sich, in kleinem oder großem Kreise, ohne aufdringlich zu sein, gern bengalisch beleuchtet sieht. Ein Politiker, ders nicht so genau mit den (verfluchten) Grundsätzen nimmt und der bald hier, bald da Anlehnung sucht, um sein Lebensschifflein, eine fest gezim=merte Barke, nicht durch ein Gegen=den=Strom=Schwimmen zu gefährden. Ein begüterter Mann, der Beruf und politische Tätigkeit nicht um des Geldverdienens ausübt, sondern in der Lage ist, auf der sichern Grundlage eines großen väterlichen Vermögens Politik als Sport, Politik aus Ehrgeiz und Leidenschaft zu treiben.

Ursprünglich hatte er Gelehrter werden wollen. Sein Vater hatte es dazu. Ein Berliner. Bergwerks=besitzer. Freisinniger Stadtverordneter. Wilhelm, im Oktober 1862 geboren, wandte sich, nach dem Abiturium, dem Studium des Sanskrit und den vergleichenden Sprachwissenschaften zu. In Kiel. Dann trieb er Indisch und Persisch am Orientali=schen Seminar zu Berlin. Schließlich, als er die

Philologie satt hatte, gestattete er sich noch ein juristisches Studium in Jena. Er konnte sich Zeit lassen und seinen Neigungen leben. Endlich, als sein Lebensdrang ihn zu irgendeinem schaffenden Beruf trieb, klopfte er beim Auswärtigen Amt an, in dem damals noch das Kolonialamt eine besondere Abteilung war. Man gab dem jungen Manne, da er alle formalen und materiellen Vorbedingungen erfüllte, bald einen Auftrag. Er wurde nach Deutsch-Ostafrika als kommissarischer Bezirksrichter und später nach Kalkutta ans Generalkonsulat geschickt. Seine diplomatische Laufbahn begann.

Rasch wurde er vor eine größere Aufgabe gestellt. Die Wirren auf Samoa hatten den Regierenden Deutschlands, Englands und Amerikas schon seit zwanzig Jahren zu schaffen gemacht. Die Kolonisten kamen mit den Eingeborenen nicht aus, und die Eingeborenen zerfleischten sich selbst in einem jahrzehntelangen Bruderkampf. Zwei Könige stritten um die Krone, und obendrein wollten auch die Herren Samoaner ihre Volksvertretung haben. Die Taimua sollte das Oberhaus und die Faipule das Unterhaus sein. Der Häuptlingsfamilie Malietoa wurde der Thron streitig gemacht. Immer neue Gegenkönige tauchten auf. Mataafa spielte die Hauptrolle. War er niedergeschlagen, so flüchtete er, ließ sich aber nicht kleinkriegen. Kurz: ein Kuddelmuddel sondergleichen. Alle Augenblicke waren Kriegsschiffe der drei Mächte vor Apia und versuchten, durch einige Schüsse den polynesischen Herrschaften einigen Respekt einzuflößen. Vergebens. 1889 hatte eine Samoa-Konferenz stattgefunden, 1899 abermals eine. Das Königreich Samoa wurde nun von der Landkarte gestrichen und kurzerhand

aufgeteilt: Selbstbestimmungsrecht der Völker. Amerika erhielt Tituaila und Deutschland Sawai und Upolu mit der samoanischen Reichshauptstadt Apia. England wurde anderswo abgefunden: einige Salomon-Inseln, die Tonga-Inseln und Miue wurden ihm zugeschanzt. Das Polen Polynesiens: Samoa konnte die Welt hinfort nicht mehr beunruhigen. Mit offenen Armen und Händen hatten sich drei Großmächte liebevoll seiner angenommen. Während dieser freundschaftlichen Verteilung der Beute war Doctor juris Solf Vorsitzender des Munizipalrates in Apia. Nun, nachdem die beiden Hauptinseln Deutschland zugesprochen worden waren, blieb er hier als Gouverneuer und machte sichs behaglich. Aber trotz all seiner behäbigen und satten Liebenswürdigkeit floß sein Leben hier, fern von Rom, nicht ungetrübt dahin. Die Pflanzer griffen ihn scharf an, da er die Eingeborenen verhätschele. Und die Pflanzer standen unter der sehr zielklaren Führung des (inzwischen verstorbenen) Deeken. Dann wurde ihm eine Bevorzugung der großen Gesellschaften zu ungunsten der Einzelpflanzer vorgeworfen. Derlei Differenzen lassen sich wahrscheinlich nirgends vermeiden. Was man, und wie mans tut: einem macht mans immer nicht recht. Aber der dunkelste Punkt seiner Regierung in Apia war gegen Ende seiner Gouverneurstätigkeit der Aufstand des Lauerti, eines der mächtigsten Häuptlinge auf Sawai. Die Lage war bereits sehr bedrohlich geworden. Solf entschied sich in letzter Stunde zu einem Verständigungsfrieden, denn er war mit seinem Latein zu Ende. Unter gewissen religiösen Zeremonien wußte er zuguterletzt das Feuer des Aufruhrs zu ersticken. 1910 ging er

dann auf Urlaub. Er hatte Samoa bis zum Halse. Inzwischen hatte er sich mit Fräulein Dotti verheiratet, einer gesellschaftlich interessanten Dame, die nicht nur reich war, sondern auch sehr ehrgeizig, mehr noch als er. Der Vater, in Neuenhagen an der Berliner Ostbahn begütert, gehörte zu denen, die mit der rapide wachsenden Ausdehnung der Reichshauptstadt durch Verkauf von Grund und Boden riesige Gelder verdient hatten.

Also 1910 saß Solf in Berlin auf Urlaub, reckte und streckte sich und konnte und konnte sich nicht entschließen, wieder zu Schiff in die Südsee zu gehen. Er wartete auf seine Stunde. Aber sie schien noch nicht geschlagen zu haben. Das Auswärtige Amt wurde mißmutig, und man gab ihm bereits einen zarten Wink, entweder den Abschied zu nehmen oder nach Samoa zurückzukehren. Da kam, in der letzten Minute, das große Glück. Das unerwartet „Wunderbare" hat in Solfs Leben überhaupt eine bedeutende Rolle gespielt.

Diesmal wars die Marokko-Affäre. Herr von Kiderlen-Wächter hatte endlich das Vernünftigste getan, was er tun konnte: er hatte aus dem leidigen Marokko-Konflikt ein Kompensationsgeschäft gemacht. Marokko den Franzosen (und Spaniern), Neukamerun den Deutschen. Herr von Lindequist, der Staatssekretär des Reichskolonialamtes, war allerdings nicht damit einverstanden. Der achtete den Neukameruner „Entenschnabel" für nichts und geriet mit Kiderlen aneinander. Lindequist war ein sehr tüchtiger, aber auch sehr empfindlicher Mensch. Kiderlen war eine aufbrausend burschikose Natur. Das konnte nicht gut enden. Es kam zum Krach. Lindequist reichte am Tage vor der entscheidenden Reichstagssitzung, in der

er das berühmte Kongo=Abkommen vertreten sollte, sein Abschiedsgesuch ein, und mit ihm trat der langjährige verdiente Geograph des Kolonial=amtes, Freiherr von Danckelmann, zurück, der schon Mitte der achtziger Jahre im Dienst König Leopolds von Belgien im Kongolande tätig ge=wesen war. Danckelmann war ein sehr tempera=mentvoller Mensch. Herr von Bethmann Hollweg, der hehre Reichskanzler, schäumte vor Wut und mit ihm das gesamte Auswärtige Amt, als der Rücktritt Lindequists, noch ehe er amtlich an=gemeldet war, im Berliner Tageblatt verkündet wurde. Bethmann plante sofort ein Disziplinar=verfahren gegen Danckelmann, den man für den Urheber der Indiskretion hielt. Mit Himmel und Hölle wurde ihm gedroht. Da aber stellte sich heraus, daß Danckelmann, ein sehr vermögender Herr, alle die Jahre nur kommissarisch im Reichs=kolonialamt tätig gewesen war, so daß auf ihn die Bestimmungen des Beamtengesetzes gar nicht anwendbar waren.

Solf brauchte, nach der jähen Demission des Herrn von Lindequist, die die hohe Regierung für den ersten Augenblick in eine tödliche Ver=legenheit brachte, nur zuzugreifen. Konkurrenz=los saß er in seinem bequemen Klubsessel da. Seitz war ferne in Deutsch=Südwestafrika. Frei=herr von Rechenberg, der Gouverneur von Deutsch=Ostafrika, der unter andern Umständen auf alle Fälle den freigewordenen Posten des Staats=sekretärs bekommen hätte, hatte das Pech, erst mit dem nächsten Dampfer nach der in aller Eile bereits erfolgten Ernennung Solfs auf Urlaub in Deutschland einzutreffen. Und so war Solf über Nacht ein gemachter Mann geworden. Jetzt

wußte er genau, was er seinen Freunden im Auswärtigen Amt zu danken hatte, und drehte das Steuer des Kolonialamts sofort in den Kurs Kiderlen-Wächters. In seinem neuen Amt pflückte er keine Lorbeeren. Schöpferisch war er nicht. Aber er wußte die richtigen Leute heranzuziehen und ihre Fähigkeiten geschickt zu benutzen. Im übrigen beschränkte er sich auf die laufende Verwaltungstätigkeit, hielt koloniale Propaganda-Vorträge im Reich und suchte sich mit allen Parteien gutzustellen. Im Reichstag erzielte er einmal einen großen Heiterkeitserfolg, als er sich über die nicht vorhandenen Abortanlagen am Strande von Sawai verbreitete und die Gebräuche der Eingeborenen-Kehrseite mit witzigen Worten schilderte.

Auf die Dauer war ihm sein kolonialer Wirkungskreis zu klein. Er schaute nach neuen Bezirken aus. Die auswärtige Politik wollte er leiten und, darüber hinweg, noch eine Stufe höher hinaufklettern. Bei seiner Offenherzigkeit machte er auch weiten Kreisen daraus keinen Hehl. Seine gesellschaftliche Virtuosität bereitete allmählich die Überfahrt zu neuen Ufern vor. Zu Anfang des Krieges begründete er die Deutsche Gesellschaft von 1914, um, auf einer politisch völlig neutralen Plattform, den „Geist des vierten August" zu pflegen. Nach und nach wurde er der Anziehungspunkt aller derjenigen Politiker, die die Rechte damals, 1915, 1916, 1917, als Pazifisten und Miesmacher zu brandmarken pflegte. Fürst Lichnowsky ging selbst in seinen schlimmsten Wochen, als das Preußische Herrenhaus ihn aus seiner Mitte stieß, bei Solf ein und aus und besuchte ihn im Kolonialamt. Der beschäftigte sich tagelang so gut wie gar nicht mit seinem Ressort,

sondern schwelgte in hoher Politik. Bei den verschiedenen Veränderungen in der Leitung des Auswärtigen Amtes herrschte im Reichskolonialamt stets wochenlang vorher große Aufregung. Solf verstand es, in solch entscheidenden Momenten alle Register zu ziehen und alle Beziehungen mobil zu machen. Wenn dann trotzdem seine Hoffnungen sich nicht erfüllten, trat ein psychischer Depressionszustand ein, unter dem er und seine Umgebung sehr zu leiden hatten. Schließlich gelang es ihm aber doch, als Herr von Hintze gegangen war, an die Spitze des Auswärtigen Amtes zu kommen. Es war wieder ein Schritt vorwärts. Vorsichtigerweise behielt er das Kolonialamt, zur Rückversicherung, bei. Man konnte ja nicht wissen, wie der Karren in den ungewissen Zeiten laufen würde. In einem Augenblick wichtigster Entscheidungen übernahm er das Amt. Der Waffenstillstand sollte, mußte abgeschlossen werden. Der vorbereitende Telegrammwechsel mit dem Präsidenten Wilson beginnt. Die Auseinandersetzungen der Reichsregierung mit der Obersten Heeresleitung folgen. Besprechung der Staatssekretäre am sechzehnten Oktober 1918. Der Reichskanzler Prinz Max von Baden hatte mehrere Fragen an die Heeresleitung gerichtet, um über den Stand der Dinge die volle, die letzte Klarheit zu gewinnen. Die Heeresleitung stellt rasch zwei Gegenfragen an die Regierung: „1. Läßt die innere Lage zu, daß sämtliche Truppen vom Osten nach dem Westen gebracht werden, oder besteht die Gefahr, daß der Bolschewismus ins Land kommt? 2. Wird das deutsche Volk, nicht nur die Kreise der Gebildeten, sondern in seinen breiten Massen in den Kampf bis zum Äußersten

mitgehen, wenn es das Bewußtsein hat, daß sich dann unsere militärische Lage genügend verstärkt, um das Eindringen der Feinde über die Landesgrenze zu verhindern, oder ist die moralische Widerstandskraft so erschöpft, daß diese Frage nicht unbedingt beantwortet werden kann?"

Staatssekretär Solf: „Das Telegramm der Obersten Heeresleitung, das diese Frage stellt, ist ein außerordentlich gefährliches Dokument. Zwischen den Zeilen liegt mehr als im Appell an das deutsche Volk, sich zusammenzuraffen, nämlich der Versuch, die Verantwortlichkeit zu verschieben. Warum ist denn die Stimmung so gedrückt? Weil die militärische Macht zusammengebrochen ist. Jetzt aber sagt man: Die militärische Macht wird zusammenbrechen, wenn die Stimmung nicht durchhält. Diese Verschiebung darf man nicht zulassen; sie paßt schlecht zu den eigenen Worten des Generals Ludendorff, der mit dem Kriegsminister einig gewesen ist, daß eine levée en masse nicht möglich ist. Sehr prekär ist auch die andre Frage, ob man die Truppen auf die Gefahr des Bolschewismus vom Osten wegziehen könne. Lautet die Antwort: nein, so wird die Oberste Heeresleitung behaupten, sie hätte die militärische Lage mit den Verstärkungen halten können. Glaubt sie wirklich, daß die ger ngen Truppen im Osten das Kräfteverhältnis ändern könnten?"

Zwei Tage später: „An den Kriegsminister: Ich habe mir die Frage, die wir gestern mündlich besprachen, noch durch den Kopf gehen lassen. Ich muß bei meiner Ansicht beharren. Die Armeeführer müssen gehört werden. Auch auf die Gefahr h n, daß Hindenburg und Ludendorff die Befragung der Armeeführer zum Anlaß nehmen

wollten, ihren Abschied einzureichen. Bestärkt werde ich in dieser Überzeugung durch Andeutungen von absolut einwandfreier Seite, wonach die gestern von General Ludendorff ausgesprochenen Hoffnungen auch in seiner Umgebung nicht geteilt werden. Die Entscheidung ist zu gewaltig, kann zu verhängnisvoll sein, als daß sie auf zwei Männer gestellt werden könnte. Wir sind verpflichtet, alles, was in unsrer Kraft steht, zu tun und nichts zu unterlassen, um das Richtige anzudeuten. Hindenburg und Ludendorff können ihren Abschied in der jetzigen Lage nicht erzwingen, und wenn sie es dennoch tun sollten, kann dem von Ihnen und einigen meiner Kollegen befürchteten Eindruck entgegengetreten und der wahre Grund ihres Rücktrittes leicht klargestellt werden. Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung Euer Exzellenz sehr ergebener Staatssekretär Solf."

Der neue Staatssekretär, der die einzelnen Noten an Wilson verantwortlich zeichnet, scheint die neue, überaus verantwortungsvolle Aufgabe bewältigen zu können. Scheint. Einer seiner nächsten Vertrauten in dieser diplomatischen Tätigkeit ist ein jüngeres, hoffnungsvolles Mitglied der Deutschen Gesellschaft, ein Doctor juris aus dem Tiergartenviertel. Auch nach dem Ausbruch der Revolution bleibt Solf im Amt. Als Fachminister kann ihn der revolutionäre Rat der Volksbeauftragten vorläufig nicht entbehren. Seine Situation ist nicht einfach. Immerhin: eine Weile gehts. Bald aber gerät er mit Haase in Konflikt. Dem verweigert er, sonst die Liebenswürdigkeit selbst, plötzlich schroff die Hand. Die intimen Beziehungen der unabhängigen Führer zu Joffe und der

russischen revolutionären Propaganda in Deutschland waren ans Tageslicht gekommen. Solfs Stellung wurde nun immer unhaltbarer, da er der veränderten Lage nicht mehr gewachsen war. Er reichte sein Abschiedsgesuch ein. Dabei passierte ihm ein Malheur. Er vergaß zu bemerken, daß seine Demission nur für das Auswärtige Amt gelten sollte, nicht aber auch für das Reichskolonialamt. Trotz verzweifelten Bemühungen von den verschiedensten Seiten, die Sache zu retten, stellte sich die Regierung auf beiden Ohren taub. Solf erhielt, kurz vor den Wahlen zur Nationalversammlung, den Abschied auf der ganzen Linie. Die Stelle des Kolonial-Staatssekretärs wurde einstweilen nicht besetzt. Unterstaatssekretär Gleim verwaltete das Amt interimistisch, bis später Bell, der Parlamentsminister von Zentrums Gnaden, in das Haus der Wilhelm-Straße, schräg gegenüber dem Auswärtigen Amte, einzog.

Vor den Wahlen suchte Solf Fühlung mit den Demokraten und ließ sich im Wahlkreise Münster an zweiter Stelle, gleich hinter Professor Neumann-Hofer, aufstellen. Eingeweihte mußte dieser Schritt etwas überraschen. Denn noch 1914 hatte Solf, bei den letzten preußischen Landtagswahlen, als einziger Minister konservativ gewählt, während die sämtlichen andern Minister, um die Wahl eines Sozialdemokraten zu verhüten, einen fortschrittlichen Stimmzettel abgegeben hatten. In der Wahlagitation kam er als schlechter Redner, der ganz aufs Manuskript angewiesen ist, mitunter in einige Bedrängnis. Einmal ging in einer Versammlung plötzlich das Licht aus — Solf konnte nicht weiter, und es entstand eine lange Pause. Als die Wähler seine rhetorische Ängstlich-

keit, den akademischen Ton seiner Darlegungen bemängelten, ließen seine Freunde verbreiten, daß er sich deshalb eine so große Zurückhaltung auferlegen müsse, weil er als zukünftiger Reichspräsident in Frage komme. Die demokratischen Wähler waren aber noch zurückhaltender, und so fiel er durch.

Er reiste zur Erholung in die Schweiz und zog sich dann auf sein Gut zurück.

Im Reichsministerium ist er inzwischen auf die Anwärterliste für die Botschafterposten gesetzt worden. London soll seine nächste Station werden. Soll ...

Helene Stöcker

Wieder hatte sich eine interessante kleine Gesellschaft zum Fünf=Uhr=Tee am Sonn=abend im Nietzsche=Archiv eingefunden: Künstler und Schriftsteller, Gelehrte und hohe Staats=beamte. Nicht wenige Damen darunter. Meistens von Adel. Vornehmste Toiletten. Es war noch vor der Revolution. Und mitten unter diesen zwanzig bis dreißig Menschen hielt Frau Foerster=Nietzsche Cercle. Ein kleines, zierliches Persönchen mit aller=liebsten Puppenfüßchen. Immer quirlend in der Konversation wie der Jüngsten eine. Nietzsche, Nietzsche und immer wieder Nietzsche. Zitate perlten aus ihrem Munde. Immer wieder kamen Lebenserinnerungen zum Vorschein: die Tage in Basel, die Herzensfreundschaft mit Wagners, die stille Würde der mütterlichen Häuslichkeit in Naumburg, ja, und dazwischen so viel Intimes, alltäglich Kleines aus dem Leben ihres Bruders.

Nietzsche hat wie ein Asket gelebt. Nur wenige Frauen haben seinen Weg gekreuzt. Cosima Wag=ner, Malvida von Meysenbug, Lou Andreas=Salomé. Aber in sein Leben selbst haben sie nicht eingegriffen. Freundschaft von weitem. Kaum das. Er war und blieb allein. Von der Frau dachte er hoch. Wohl hat er sie geistig manchmal mit der Peitsche gezüchtigt, aber, im Grunde genommen, sah er zu ihr auf: „Das vollkommene Weib ist ein viel höherer Typus als der voll=kommene Mann — freilich auch viel seltener."

„Doch von der Frauenemanzipation hat er wirklich nichts wissen wollen — die war ihm zuwider", lächelte Frau Foerster-Nietzsche abwehrend, und mit einem Male fiel der Blick auf die große Zeichnung Oldes, die über dem Sofa hing: Nietzsche, ein wenig aufgerichtet, auf dem Krankenlager. Den suchenden Blick starr in die Ferne gerichtet: „Allzu lange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig. Es kennt nur die Liebe. Aber sagt mir, Ihr Männer: wer von euch ist denn fähig zur Freundschaft?"

Doktor Helene Stöcker fiel der Hausfrau ins Wort: „Das ist es, was wir alle auch empfunden haben, die wir der Frau helfen wollen, ein höherer Mensch zu werden. Sehen Sie, das war sein Ideal, so wollte er Mann und Weib: kriegstüchtig den einen, gebärtüchtig das andre; beide aber tanzsüchtig mit Kopf und Beinen."

Nun war das Gespräch mitten drin in der Frauenfrage. Das ganze Problem wurde aufgerollt. Die einen wollten der Frau alle Berufe geöffnet wissen, die heute das Monopol der Männer seien. Frau Elisabeth schüttelte sich. Die andern, die züchtig-verschämten, romantisch versonnenen Damen bekannten sich zur „Kapseltheorie" der Laura Marholm: „Die Frau ist eine Kapsel über einer Leere, die der Mann erst kommen muß zu füllen." Doktor Helene Stöcker begehrte auf: „Die Frau bloß ein Komplement zum Manne, eine Ergänzung? Nein, die Frau soll selbst eine große, starke, freie, stolze Persönlichkeit sein, die geistig und körperlich über sich selbst bestimmen soll."

„Was verstehen Sie unter körperlicher Selbstbestimmung?"

„Nun, die Frau — ja, sehen Sie: die moderne Frau denkt nicht, dem Manne absolut ‚gleich' zu werden, aber sie will ein glücklicher, und das bedeutet auch für sie: ein freier Mensch werden und sich zugleich in ihrer Weibart immer höher entwickeln. Sie beklagt es längst nicht mehr, wie sie das als Kind vielleicht getan, daß sie kein Mann ist: im Gegenteil: sie ist bereits zu einem wohligen Gefühl ihrer Vorzüge als Weib gekommen. Und damit sind wir bei der Liebe. In der Frau ist heute die Hoffnung erwacht, ihre vertiefte Auffassung der Liebe auch dem Manne suggerieren zu können. Ob Standesamt oder freie Liebe: viel wesentlicher ist die Frage nach den innern Formen der Gemeinschaft. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß zwar die Dreiheit: Mann, Frau, Kind das Höchste ist, daß aber eine geistig-sinnliche Gemeinschaft zwischen zwei Menschen ebenso ihre Berechtigung und Rechtfertigung findet."

Einige Herren lächelten diskret. Einige Damen vertieften sich rasch in die Teetasse. Eine kleine peinliche Pause trat ein.

Helene Stöcker fuhr fort: „Bitte, lassen Sie michs nur ganz offen sagen. Mit der kichernden Heimlichtuerei in diesen Dingen kommen wir nicht weiter. Mir ist die ganze Frage Herzens- und Verstandessache. Ich bin für die volle Gleichstellung der ehelichen und unehelichen Kinder, für die Achtung vor der Mutterschaftsleistung, ob ehelich oder unehelich; für Anerkennung von freiwilligen, nicht standesamtlich vollzogenen Verbindungen als Ehe; für die Erleichterung der Scheidung und für eine reichsgesetzliche Mutterschaftsversicherung. Glauben Sie, nur so kommen wir aus dem

ungesunden sexuellen Zustande der Gegenwart heraus; nur so können wir allmählich das unheimlich fressende Übel der Prostitution überwinden; nur so kommen wir zur vollen Gleichberechtigung der Frau."

Jetzt hatte sich die Tee-Diskussion festgefahren. Niemand wagte in diesem eichengetäfelten Raum, wo Klingers Nietzsche-Büste auf ragendem Sockel die Menschen suggestiv in Bann hielt, kühnen Gedanken zu widersprechen.

Man brach daher auf ...

Auf dem Heimweg beschäftigten sich die einzelnen Gruppen mit dieser drauflosstürmenden, mutigen Frau.

„Sie ist so frisch und beweglich, so forsch und offen — das imponiert mir. Wer ist sie eigentlich?"

„Tochter Adolfs, des Hofpredigers? Fast scheints, als ob sie den Schwung von ihm hätte."

„Nein, ihr Vater heißt Ludwig Stöcker. Sie ist in Elberfeld geboren. Ich glaube: so 1869. Hat tüchtig gelernt, das Victoria-Lyceum in Berlin besucht und daselbst auch die Universität bezogen. Später studierte sie in Glasgow weiter: Philosophie, deutsche Literatur, Nationalökonomie. Dann, nach dem Studium hat sie tausend Reisen gemacht, war in England, in Frankreich, in der Schweiz, in Rußland. Hat sich also den Wind um die Nase wehen lassen. Natürlich Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, Vortragsreisende. Agitierte für ihre Ideen in Wort und Schrift, Frauenrechtlerin auf ihre Art. Kein eingetrockneter Blaustrumpf. Ein Mensch voll Kraft und Saft, voll Temperament, Liebe und Herzensgüte. Alles lieben, heißt alles verstehen. An Nietzsche berauschte sie sich geistig, an Maeterlinck künstlerisch. Das waren

ihre ersten Wegweiser, und dann ging sie allein die Straße. Lesen Sie ihre Schriften. Intellektuell keine heroischen Leistungen. Aber Herzensoffenbarungen. Ein Strudel, der einen mit hineinzieht, ob man will oder nicht. Ums Liebes- und Mutterschafts-Problem dreht sich alles. Keine bloß schöngeistige Theorie, sondern Praxis, unmittelbarste Praxis. Sie lebte unvoreingenommen, wie es das Herz ihr vorschrieb, und handelte, wie der Verstand ihr befahl. Über die alte liberale Frauenbewegung war sie bald hinaus. Das war ihr nur eine Begleiterscheinung. Hauptsache war ihr eine Reform der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. 1905, im Januar, begründete sie mit einigen Wissenschaftlern zusammen den ‚Bund für Mutterschutz'. Die Idee hat sie vorhin in der Unterhaltung ganz klar selbst präzisiert. Es gab kleine Differenzen mit Ruth Bré, die ähnliche Gedanken, aber eigentlich nur Mutterschaftsgenossenschaften unehelicher Mütter auf dem Lande in Aussicht genommen hatte und ähnliche Spezialprojekte verfolgte. Die Stöcker hatte sich ihren Aufgabenkreis viel weiter gesteckt. Natürlich war die Gegnerschaft groß. Aufstand der Pfaffen und aller Sittlichkeitsapostel. Gesellschaftliche Ächtung. Kampfansage auf der ganzen Front.

Aber Helene Stöcker ließ sich nicht entmutigen. In der ‚Neuen Generation' schuf sie dem Bunde eine eigene Monatsschrift, und die Bewegung machte von Jahr zu Jahr größere Fortschritte. In den verschiedensten Städten des Reichs wurden Ortsgruppen begründet. Ein internationaler Kongreß kam zustande. 1909 zu 10 gabs allerdings einen fürchterlichen Krach in den vier Pfählen

des Bundes. Sturmlauf gegen die Stöcker. Anklage und Gegenanklage. Viel Mohrenwäsche wurde ausgebreitet. Aber die Stöcker blieb Siegerin. Nach diesem inneren Klärungsprozeß arbeitete der Bund wieder rastlos weiter. Die Forderungen wurden immer klarer herausgearbeitet und in die Öffentlichkeit getragen. In der gesetzlichen Ehe völlige Gleichberechtigung für Mann und Frau, auch in ihrer Stellung dem Kinde gegenüber; gesetzliche Anerkennung der freien Ehe, insofern als diese freien Verbindungen keinen behördlichen Eingriffen unterworfen und die Eltern in ihrem Elternrecht nicht angetastet werden; rechtliche Gleichstellung der ehelichen und unehelichen Kinder; Beibringung eines Gesundheitsattestes vor der Eheschließung."

„Und ...?"

„Ja, soll ich Ihnen alle die Erfolge aufzählen, die der Bund mit seinen Ideen vor allem während des Krieges zu verzeichnen gehabt hat? Zum Beispiel in den Gesetzen und Verordnungen über die Wöchnerinnenbeihilfe und Kriegsunterstützung, die keinen Unterschied mehr zwischen ehelichen oder unehelichen Kindern machen? Oder die Verordnung über die Reform des Geburtsscheines? Ja, richtig, noch das eine könnte ich sagen, daß Helene Stöcker als eine der wenigen Frauen im Kriege den Mut fand, dem Kriegswahnsinn, dem Haß, dem Chauvinismus entgegenzutreten und der Liebe, dem Ausgleich, der Verständigung das Wort zu reden."

Inzwischen war die kleine Gruppe von der Höhe des Silberblicks, von der herab man Weimar lieblich im Tal gebettet sieht, in das Innere der Stadt gekommen. Man ging am Goethe-Haus vorüber,

am Wittum=Palais, und man erinnerte sich, daß die 1800 verkündete neue Moral sich eng mit der neuen Ethik von 1900 berühre. Einer wies auf die ‚Vertrauten Briefe' Schleiermachers hin und meinte: „im Grunde genommen sei der Sinn der neuen Moral doch der, die Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit wiederherzustellen.

Ludwig Stein

Professor Doktor Ludwig Stein nimmt in dem bunten Reigen der Berliner Journalisten eine ganz besondere Stellung ein. Er ist der König (der Zaunkönig) der Interviewer. Wenn Herr Radoslawow, der bulgarische Ministerpräsident, während des Krieges mal von Sofia nach Berlin kam, sofort hatte ihn Herr Stein, noch ehe der Gast die Bahnhofsschwelle überschritt, beim Wickel und nach allen Richtungen der politischen Windrose ausgefragt. Kein Mensch, der besuchsweise nach Berlin reist, ist vor ihm sicher. Selbst nicht der Hofschlächtermeister von Monaco und das Staatsoberhaupt von Andorra. Seine Spezialität sind exotische Gäste. Alle werden sie von ihm gestellt, und, je nach ihrer Bedeutung, erscheint dann entweder in der B. Z. am Mittag von Diplomaticus oder in der Vossischen Zeitung von L. St. ein Artikel über sie. Notabene: Diplomaticus ist, nach wissenschaftlichem Sprachgebrauch, der, welcher kritisch die Urkunden zu lesen, mit der Diplomatie selbst aber nicht mehr zu tun hat als der Theologe, der die Bibel auslegt. Ludwig Stein, der Professor der Philosophie, aber macht flugs aus dem Diplomaticus einen Diplomaten und gefällt sich ein paarmal die Woche in dieser Pfauenpose vor den Lesern der Ullstein-Presse.

Da ich von Herrn Stein nicht allzu viel wußte, aber an dieser Stelle ausführlich über ihn schreiben wollte, beschloß ich, den Spieß mal umzudrehen

und ihn selbst zu interviewen. Er lud mich ins Vestibül des Hotels Adlon, wo wir ungestört plaudern konnten, ohne daß er genötigt war, mir etwas anzubieten.

„Darf ich, um gleich in medias res zu gelangen, einige Fragen an Sie richten?"

„Bitte."

„Woher kamen Sie der Fahrt, und wie ist Ihr Nam' und Art?"

„Ich — ich bin geborener Ungar", erwiderte Stein und strich sich mit breiter Geste seinen ergrauten ungarischen Steppenschnauzer. „Lajcs ist mein Vorname, also zu deutsch Louis. Geboren zu Erdö=Bényе. Vor neunundfünfzig Jahren. Mein Vater siedelte dann nach Berlin über. Ich, als Junge, natürlich mit. Der Vater handelte mit Weinen, Ungarweinen" — er schnalzte leise mit der Zunge — „und hatte besonders unter den orthodoxen Juden eine einträgliche Kundschaft. Denn er war ein frommer Mann. Sie nannten ihn mit der Zeit den Wein=Stein. Wegen des reichlichen Absatzes. Ich, selbstverständlich, wollte höher hinaus. Ich wollte zuerst Rabbiner werden, ein großer Rabbi vor dem Herrn, von dem alle reden sollten. Das war schon mein brennender Wunsch, als ich die Gymnasien in Pápa und Zwolie besuchte. Ursprünglich hatte ich auch fast aus=schließlich darauf mein Studium angelegt, und ich habe in manchem jüdischen Kreis von Berlin, in manchem Verein religiöse Vorträge gehalten. Aber, wie das so geht, ich entdeckte später eine starke Neigung für die Philosophie, für die reine Weisheit. Inzwischen hatte ich geheiratet. Meine Frau ist Ihnen doch wohl bekannt?"

„Nein ..."

„Eine geborene Ehrlich. Meinem Schwiegervater gehörte, sozusagen, der ganze Kottbuser Damm. Übrigens hat in einem unsrer Häuser Ernst von Wolzogen seinerzeit seine erste Überbrettl-Bühne aufgeschlagen. Käufer kamen allmählich in Massen. Na, Sie verstehen schon."

„Gewiß. Ich erinnere mich sogar noch, daß man Sie damals den Haustausch-Professor nannte. Aber womit befaßten Sie sich sonst?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Hoffnungsvoll, auf goldener Straße, zog ich als junger Ehemann in das Polytechnikum von Zürich ein. Fünf Jahre war ich da Privatdozent. Selbstverständlich war ich unterdessen Schweizer geworden. Die Presse war auf mich aufmerksam geworden, na, ich half natürlich so ein bißchen nach, und ich durfte mich damals schon in der Gunst der öffentlichen Meinung sonnen. Ich selbst schrieb von der Schweiz aus für das Berliner Tageblatt, für die Neue Freie Presse und für den Berner ‚Bund', wo J. V. Widman mir recht zugetan war. Fünf Jahre war ich in Zürich, dann rief man mich als ordentlichen Philosophie-Professor nach Bern. Hier habe ich, nach allen Seiten hin, reichlich gewirkt. Ja, das habe ich."

„Verzeihen Sie, Herr Professor", wandte ich ein, „man sagt, daß Ihre Vorlesungen nicht grade ein besonders hohes wissenschaftliches Niveau gehabt haben."

„Wie . . . ?"

„Ich bitte, mir diese Offenheit zu verzeihen, ich gebe ja auch nur die Meinung andrer Leute wieder. Man sagt, daß Ihre Vorlesungen nicht einmal in gutem Sinne populärwissenschaftlich gewesen seien, daß Sie sehr viele Publica gelesen

hätten, weil Ihnen höher als wissenschaftliche Erkenntnis und Belehrung andrer das Streben nach Bekanntsein und Genanntwerden gestanden habe."

„Gott, Sie wissen ja, wie man verleumdet wird. Ich habe über Leibniz und Spinoza, über Nietzsche, über Dualismus und Monismus, aber auch über Nationalökonomie gelesen und geschrieben und mich mit Historie beschäftigt. Versuchen Sie einmal, im Kürschner meine Werke zu zählen."

„Das sei ferne von mir, Herr Professor. Ich kenne keine von Ihren Schriften, die andre, böswillig, feuilletonistisch-geschwätzig nennen, habe keine Ihrer Vorlesungen gehört und kann zu meinem Bedauern nicht einmal versprechen, das nachzuholen. Aber fahren Sie, bitte, in Ihrer Beichte nur fort."

„In Bern hielt ich bald ein großes Haus. Meine Mittel erlaubten mir das. Allerhand führende Persönlichkeiten kamen zu mir. Meine Kollegen konnten nicht mit. Es gab, wie Sie sich denken können, mit der Zeit kleine Reibereien. Auch mit dem deutschen Gesandten, Herrn von Bülow, dem Bruder Bernhards, verkehrte ich. Wie gesagt: meine Mittel erlaubten mir das. Dort lernte ich auch Donna Minghetta kennen, dann des Reichskanzlers Gattin. So spannen sich die ersten Fäden zum Reichskanzlerpalais."

„Sie gingen nun eines schönen Tages ziemlich plötzlich von Bern weg, Herr Professor?"

„Ja, das hatte familiäre Gründe. Ich verlor damals ganz unerwartet meinen Sohn Eduard Adolf ... Ich mag daran nicht rühren ... Übrigens habe ich im Lexikon der Zeitgenossen ‚Wer ists?' unter meine Personalien ausdrücklich setzen lassen, daß ich zehntausend Francs der Universi-

tät Bern zu einer Stiftung vermacht habe, die dem Andenken meines Sohnes dienen soll ... Aber ausschlaggebend war doch für meinen Fortgang aus Bern noch ein andres Moment. Ich sprach eines Tages mit Wilhelm Ostwald, und der erzählte mir, daß man mit fünfzig Jahren entschlossen geistig umsatteln müsse, wenn man nicht geistig zurückgehen und verkommen wollte. Man müsse gewissermaßen seine Energie umstellen. Wie Sie wissen, ist Wilhelm Ostwald nach diesem Rezept sehr gut gefahren. Er zog sich von der Universität zurück, widmete sich seiner Farbenlehre und trat, für den Monismus kämpfend, in die Arena der öffentlichen Polemik. Warum sollte ich nicht desgleichen tun und auch meine Energie umstellen? Gedacht, getan. Ich sagte der Fakultät Ade, die Universität erleichterte es mir sehr, und da mir die Berliner Alma mater kein Obdach geben wollte, wandte ich mich in der Reichshauptstadt der Publizistik zu. Ich hatte ja tausendfache Beziehungen. Viele Jahre habe ich mich auf internationalen Kongressen herumgetrieben, obwohl ich, offen gestanden, gar nicht einmal erhebliche Sprachkenntnisse besitze, und hier die führenden Hinze und Kunze kennengelernt. Diese Leute wollte ich mir nun dienstbar machen. Ich kaufte die Zeitschrift ‚Nord und Süd' und möbelte sie auf. Alle möglichen honorigen Leute aus meinem riesenhaften Bekanntenkreise zog ich zur Mitarbeit heran: Ministerpräsidenten, Professoren, Geheimräte, Kapazitäten über Kapazitäten ..."

„Na, war das nicht eine ziemlich kostspielige Sache?" warf ich ein. „Diese Leute pflegen sich doch schwer bezahlen zu lassen."

„I, wo denken Sie hin', lachte er. „Diese

prominenten Leute, wenn sie keine Zeit und keine Lust haben, mir aktuelle Aufsätze zu schreiben, schickten einfach alte Sachen ein, die längst anderswo abgedruckt gewesen und wieder vergessen worden waren, oder sie gaben mir Preßberichte über ihre Reden. Die machte ich dann journalistisch wunderschön auf, setzte groß und strahlend die prunkenden Namen davor, und fertig war die Geschichte, der Originalartikel. Namen, Namen! Das will das Publikum. Alles andre ist Nebensache. Was in diesen Artikeln drin steht, ist meist ungenießbar. Und trotzdem ... ich merkte doch, daß ‚Nord und Süd' mich nicht genügend bekannt machte. Die Tagespresse reagierte zu wenig darauf, obwohl ichs wahr und wahrhaftig an heißem Bemühen nicht fehlen ließ. Was blieb mir also übrig, als mich selbst der Presse zu widmen? Ich wurde Publizist."

„So kamen Sie, Herr Professor, eines Tages zu Ullsteins, um publiciter in dem doppelten Sinne des Wortes zu wirken."

Professor Stein schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: „Hier bin ich nun Ausfrager in gehobener Stellung, zehre davon, daß ich Hausjude Bülows war, und lasse mir gern offiziös zuflüstern. Ich sinne jeden Tag auf neue Interviews, damit das Publikum immer wieder auf meinen Namen gestoßen wird, und ich arbeite auch viel hinter den Kulissen. Politisch natürlich. O, wenn Sie wüßten! Mittwochs-Gesellschaft (ich will wiederum nur einige Schlag- und Stichworte anführen), Deutsche Gesellschaft, Esplanade, Continental, Stresemann, Marine, Georg Bernhard, abermals Bernhard von Bülow und so weiter. O, Sie glauben gar nicht, wo ich alles meine Finger drin stecken habe!

Die Zwiesprache war beendet.

Er drückte mir herablassend die Hand, und mit fliegenden Rockschößen verließ er das Vestibül.

Ich war allein und begann das Interview niederzuschreiben. Nur die eine Sorge hatte ich, daß Herr Professor Ludwig Stein diese interessante Unterredung, wenn ich sie veröffentlichte, womöglich in Abrede stellen könnte — wie einmal die Polnische Regierung in Warschau ein von Herrn Stein in der Vossischen Zeitung publiziertes Interview mit dem Ministerpräsidenten Jan von Kucharzewski als erfunden bezeichnet hat. Und so unrecht hätte Professor Stein mit einem Dementi in meinem Falle ja nicht.

Johann Heinrich Graf von Bernstorff

Albrecht Graf v. Bernstorff hatte eine höchst undankbare Aufgabe übernommen. Aber König Wilhelm hatte nicht nachgelassen. Der preußische Gesandte in London, der sich drüben, über den Kanal, so bewährt hatte, sollte in Berlin die Leitung des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten übernehmen, um die verfahrene Politik wieder in Ordnung zu bringen. Friedrich Wilhelm, dem das Schicksal mit lächelnder Hand in das Räderwerk des Hirns gepfuscht hatte, war, nach längerem Leiden, in die Gefilde der Seligen hinübergegangen. Sein Bruder wollte nun, entschlossen, ein neues Blatt preußischer Geschichte aufschlagen und einen anderen Kurs nehmen. Neue Männer sollten ihm dabei zur Seite stehen. Bernstorff weigerte sich: Schleinitz möge doch im Amte bleiben. London war so schön. Seine Gattin, eine geborene Freiin v. Könneritz, lag ihm in den Ohren. Diese Frau mit den feinen, durchgeistigten Zügen, mit dem madonnenhaft gescheitelten Haar, das, an beiden Seiten von duftigen Spitzen eingerahmt, voll und üppig auf die weißen Schultern fiel — diese Frau konnte sich von dem Hydepark und den Londoner Salons nicht trennen. Doch Bernstorff blieb keine Wahl. Der König drängte. Aber er ließ ihm, immerhin, den Londoner Posten auf alle Fälle offen. Bismarck, damals noch Gesandter in Petersburg, grollte von weitem. Der Vulkan rührte sich bereits: Es sei

beispiellos, daß jemand gleichsam mit dem einen Fuß ins Ministerium eintrete, mit dem andern aber in seiner alten Stellung verharre. (Bismarck hat es nachher, als er aus Paris geholt wurde, genau so getan.) Bismarck argwöhnte, murrend, daß Bernstorff durch seinen Eintritt in die Regierung ihn für immer an die Seite drängen wolle.

Die Geschichte ging nicht gut. Ein Konflikt nach dem andern kam. Zuerst der lächerliche Zwischenfall mit dem Kurfürsten von Hessen, der einen preußischen Delegaten wenig respektierlich behandelt hatte. Der König befahl bereits die Mobilmachung zweier Armeekorps. Kriegswolken en miniature zogen am deutschen Himmel auf. In diesen kritischen Tagen traf Bismarck, auf der Reise von Petersburg nach Paris, in Berlin ein. Bernstorff fragte ihn nach seiner Meinung. Bismarck platzte sofort heraus: „Der Umstand, daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen, ist ein wenig geschickter casus belli. Wollen Sie aber Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär. Dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität zu liefern." Entsetzt stoppte Bernstorff ab. Die Kriegsgefahr verzog sich wieder. Aber der Militärkonflikt mit dem fortschrittlichen Landtage folgte. Bernstorff hatte die Sache satt bis an den Hals. Eine erfolgreiche Politik, sagte er sich, könne man nicht im Widerstreit mit der Volksvertretung führen. Er setzt ein Memorandum nach dem andern auf. Ein Rücktrittsgesuch folgt dem andern. Das Ministerium ist in sich gespalten. Hier Liberale, da Konservative. Jetzt ist es Bernstorff selbst, der mit aller Kraft beim König sich für die Berufung

Bismarcks zum Ministerpräsidenten einsetzt. Er hat, in letzter Stunde, Erfolg mit diesem Vorschlage. Bernstorff geht, Bismarck kommt. Die Situation ist aufs höchste gespannt.

Bernstorff kehrt, glücklich, wieder nach London zurück. An einem trüben, regnerischen Novembertage schenkt ihm hier seine Gattin einen Sohn: Johann-Heinrich.

*

Die Bernstorffs sind ein altes Diplomatengeschlecht. Bis ins zwölfte Jahrhundert reicht ihre Familiengeschichte zurück. Damals waren sie als Herren zu Bernstorff und Teschow in den Landen des heutigen Mecklenburgs bekannt. Mit der Historie Dänemarks ist ihr Name eng verknüpft. Zwei, Johann Hartwig Ernst und Andreas Petrus, Minister in Kopenhagen, hoben, lange vor Stein und Hardenberg in Preußen, die Erbuntertänigkeit und die Leibeigenschaft der Bauern auf. Andere Vorfahren spielten im Hannoverschen eine nicht geringe Rolle. Einer verhalf, im siebzehnten Jahrhundert, den Welfen zur Kurwürde, und Georg der Erste war einem von ihnen zu besonderem Dank verpflichtet, als der englische Thron frei wurde und ihm Bernstorff den Weg ebnete. In Stintenburg, auf einer romantischen Insel des Schallsees in Lauenburg, ist ihr Familiensitz. Klopstock hat ihn in einer überschwänglich schwulstigen Ode besungen: „Insel der frohen Einsamkeit, geliebte Gespielin des Widerhalls ..."

Johann-Heinrichs erste Jugend war ganz von englischen Einflüssen umgeben. Das freie Menschentum des Engländers hat sich dem Jungen fürs ganze Leben eingeprägt. Kontinental, im

engen und beschränkten Sinne, hat er nie zu denken vermocht. Als er aufs Gymnasium mußte, schickte der Vater ihn auf die lauenburgische Landesgelehrtenschule in Ratzeburg. Der Knabe ist aufgeweckt, aber kein Philologe in Stulpstiefeln. Ein frischer, junger Mensch mit offenen Augen und Ohren. Als er die Schule durchgemacht hat, steckt ihn der Vater kurzerhand in die Uniform. Er tritt als Avantageur ins Erste Gardefeldartillerie-Regiment ein. Seine Laufbahn scheint ihm vorgezeichnet zu sein: Leutnant, Hauptmann, Major — die kitzelige Ecke, in der für die meisten der blaue Brief lag —, Oberst und so weiter, bis hinauf zum General der Kavallerie. Aber es kam anders. Damals konnte man für den diplomatischen Dienst nur stubenreine Leute gebrauchen: Adlige, die im Gothaer „verankert" waren. Da der p. t. hohe Adel sich jedoch meist in den Garderegimentern anzusiedeln pflegte und nur selten die (bürgerlich schon stark verseuchte) Verwaltungskarriere einschlug, so erging von Zeit zu Zeit, wenn in der Diplomatie der hochadlige Nachwuchs ein wenig nachzulassen begann, eine Rundfrage bei den feudalen Regimentern, ob man nicht da oder dort einen brauchbaren, blaublütigen Kerl empfehlen könne. Eines Tages erhielt auch der Oberst des Ersten Garde-Feldartillerie-Regiments vom Auswärtigen Amt eine solche Aufforderung. Der Regimentskommandeur sieht sich unter seinen jungen Leuten im Kasino um, sein Auge fällt auf Johann-Heinrich, und der, weil er nicht gerade passionierter Offizier ist, sagt nicht nein. So gerät er, durch einen Zufall, in die Diplomatie und Politik. Mitte der Zwanziger etwa. Er wird, nach einer kurzen Vorbereitungs-

zeit, bald landauf und landab geschickt. Soll ich alle Freuden= und Leidenstationen aufzählen? Wie er zuerst als Attaché an die Botschaft in Konstantinopel versetzt wurde, wo noch der gute alte Abdul Hamid mit lässigem Absolutismus die Geschicke der Türkei leitete, wie er als Legations=sekretär nach Belgrad kam, wie er dann der preußi=schen Gesandtschaft in Dresden zugewiesen wurde, wie er, anno 1896, nach Petersburg verschlagen wurde, wie er, zwei Jahre später, unter dem Grafen Monts in München arbeiten mußte und gut mit ihm auskam, obwohl die meisten Attachés und Sekretäre mit Monts sich nicht besonders gut zu stehen pflegten, und wie er schließlich in der Londoner Botschaft als wohlbestallter Botschafts=rat strandete? Strandete? Nein, ein gütiges Geschick hatte sein Schifflein hierher gelenkt. Denn nun, auf diesem von der Kindheit her ver=trauten Boden, formte sich, nach den Lehr= und Wanderjahren, seine Politik, sein diplomatischer Charakter. Graf Wolff=Metternich war sein Chef. Ein ungewöhnlich begabter Diplomat. Ein glänzender Gesellschafter und Causeur. Aber die Arbeit überließ er, in seiner Nonchalance eines Grandseigneurs, gern den anderen. Die laufende Tagesarbeit konnten die anderen, die kleineren, verrichten. Er hatte nur die großen politischen Konzeptionen zu entwerfen. Bernstorff war fleißig. Frei lag, bei einer solchen Veranlagung seines Chefs, das Feld vor ihm. Seine Berichte finden Bülows besondere Aufmerksamkeit. Auch der Kaiser äußert sich beifällig. Der Posten des Londoner Botschaftsrats war von jeher das Sprung=brett für den Weg nach oben gewesen. Auch er wird, da er einschlägt, in schnellem Schwunge

von der Welle nach oben getragen. (Stumm und, später, Kühlmann werden seine Nachfolger.) 1906 sitzt er als kaiserlicher Generalkonsul für Ägypten in Kairo und bekommt bald den Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers.

Früh schon hat er geheiratet. Eine Deutsch-Amerikanerin nahm er sich zur Frau: Jeanne Luckemeyer aus New-York, die mit den Wesendoncks, Richard Wagners Bekanntschaft, verwandt sind. Zwei Kinder entsprossen der Ehe, eine Tochter und ein Sohn. Alexandra heiratete einen Grafen von Pourtalès und, nach seinem Tode, einen Prinzen von Löwenstein. Christian Alexander ergriff, praktisch und tatkräftig, das Bankfach, war lange Zeit in einem führenden New-Yorker Bankhause tätig und hat sich jetzt, nach dem Kriegsausbruch, eine geachtete Stellung als Kaufmann in Frankfurt geschaffen. Dieses Mitten-hinein-springen ins Leben hat er vom Vater, der aus seiner praktischen, aus seiner demokratischen Lebensanschauung nie ein Hehl gemacht hat. Auf Bernstorffs Londoner Tätigkeit fielen als vielfacher Schatten die gerümpften Nasen der Wilhelmstraße, die damals noch nicht demokratisch angesteckt war. Er arbeitete intim mit der Presse — wie konnte man! ächzten die Hämorrhoiden im Auswärtigen Amt —, er hatte ganz moderne Ansichten, und war, völlig unverständlich, doch ein erfolgreicher Diplomat (der heftig am Sturz der Kreuzspinne Holstein arbeitete).

Zuletzt wurde ihm der Botschafterposten in Washington zuteil. Er war vor eine ganz große Aufgabe gestellt. Hier entwickelte er sich vollends

zu einem modernen Staatsmann. Mit feiner Menschenkenntnis fühlte er sich sehr rasch in die amerikanische Psyche ein. Er wurde Amerikaner unter Amerikanern. Sprach in öffentlichen Versammlungen. Spielte (bitte, die Augen niederzuschlagen) in Hemdsärmeln mit den Amerikanern, wie es dort üblich war, und lud Herrn Südekum, einen wahr- und wahrhaftigen Sozialdemokraten, als er noch zu Zeiten des ancien regime nach Amerika kam, zu sich ein. Die konservative Presse Berlins war außer sich. Die „Kreuzzeitung", die es von jeher, aus Tradition, auf die Bernstorffs abgesehen hatte, schäumte. Kurz, er machte eine demokratische Politik in Amerika. Während des Krieges trat er Oberst House, dem Vertrauten Wilsons näher, und auch im Hause des Präsidenten, der, professoral zurückhaltend, um sein Daheim und seine Familie einen Stacheldraht gezogen hatte, war er nicht so selten Gast.

*

Und dann hob in Europa der Totentanz an. Die Völker fielen übereinander her. Bernstorffs schwierigste Mission begann: Amerika von einem Eingreifen in den Krieg abzuhalten und Wilson zu einem Friedensschritt zu ermuntern. Die „Lusitania" wurde von deutschen Unterseebooten versenkt. Die „Sussex". Ein Sturm der Entrüstung ging durch das amerikanische Volk. Zweimal stand der Kriegsausbruch auf des Messers Schneide. Die Militärs, die der Botschaft attachiert waren, trieben eine eigene, unkontrollierbare Minier- und Spionagepolitik. Die politische Leitung in Berlin mit ihren Richtung gebenden Depeschen war unklar, zweideutig, Feder und

Schwert lagen dort in heftiger Fehde. Das rasselnde deutsche Friedensangebot konterkariert Wilsons angekündigten Vermittlungsschritt, und der plötzlich angesagte unbeschränkte U=Boot=Krieg macht alle diplomatische Arbeit Bernstorffs zunichte. Der Krieg mit Amerika ist nicht länger aufzuhalten. Bernstorff hatte Berlin rechtzeitig gewarnt. Vergebens.

Als er, mit Mühe und Not, nach Deutschland zurückkehrt, erwartet er den Befehl, zum Kaiser zu kommen und Bericht zu erstatten. Der war verstimmt. Dem Botschafter waren bei seiner unfreiwilligen „Quarantäne" in Halifax von den Engländern die Koffer mit den diplomatischen Schriftstücken beschlagnahmt worden. Der Monarch glaubte darin eine Unachtsamkeit Bernstorffs zu sehen. Erst lange Wochen danach wurde er zur Audienz befohlen. Bernstorff sah sich in allem und jedem vollendeten Tatsachen gegenüber. Am 4. Mai 1917 empfing ihn auch Ludendorff: „Sie wollten in Amerika den Frieden machen, Sie dachten wohl, wir wären zu Ende?" — Bernstorff: „Nein, ich glaube nicht, daß wir schon zu Ende sind. Aber ich wollte den Frieden machen, bevor wir zu Ende sein werden." — Ludendorff: „Ja, aber wir wollen nicht. Wir werden jetzt durch den U=Boot=Krieg die Sache in drei Monaten machen."

Bernstorff wußte Bescheid. Er sah, was kommen würde, ohne doch etwas tun zu können. Er war kaltgestellt. Immerhin schickte ihn der kanzleirätliche Reichskanzler Michaelis als Nachfolger Kühlmanns nach Konstantinopel, bis ihn sich Prinz Max von Baden wieder zurückholte, um seine diplomatischen Erfahrungen in den schwer=

sten Stunden Deutschlands nutzbar zu machen. Bernstorff kam. Das Unheil war nicht mehr aufzuhalten. Das Fallissement war da. Es galt nur noch, aus der Konkursmasse des zusammengebrochenen alten Systems so viel wie möglich herauszuholen. Bernstorff wurde als Konkursverwalter mit der Vorbereitung der Friedensverhandlungen betraut. Ein trauriges Geschäft.

Vor dem Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung wurde er als erster vernommen, um über die verpaßten Friedensmöglichkeiten auszusagen. Kassandra, die als Zeuge dienen muß ...

Heinrich Braun

Laßt mich, zwanglos, einige Bilder aus der deutschen Vergangenheit erzählen:

Heinrich Braun, Doktor der Staatswissenschaften, war, noch nicht dreißig, Anfang der achtziger Jahre Mitredakteur an den Conrad'schen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Ein junger, ideal veranlagter Mensch, nach Wahrheit suchend und strebend, ein Mensch, dem die Nöte des Proletariats ans Herz gegriffen hatten, der nicht bloß wissenschaftlich sozial arbeitete, sondern darüber hinaus, vor allem mithelfen wollte an der Linderung der Not durch den Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung. Ein Sozialdemokrat. Professor Conrad, der nationalökonomische Wissenschaftler, der trotz allem Zünftigen Mensch unter Menschen geblieben war, machte Braun eines Tages den Vorschlag, sich in Halle an der Universität zu habilitieren und Privatdozent zu werden. Braun lehnte ab: „Als Sozialdemokrat kann ich mich ja doch nicht auf dem Katheder frei äußern. Und als Jude? Na, Herr Professor, Sie wissen doch, was das heißt."

Conrad ließ diese Einwände aber nicht gelten: „Es ist richtig, eine statutarische Bestimmung der Universität Halle besagt, daß sich an ihr nur Männer evangelischen Bekenntnisses habilitieren dürfen. Ein Rudiment aus jener verklungenen Zeit, da die Luther-Universität Wittenberg nach Halle verlegt wurde. Indessen, lassen Sie

mich nur machen ..." Conrad schrieb an Seine Exzellenz den Kultusminister, Herrn Gustav von Goßlar, und bat ihn, vom Kaiser, Wilhelmo primo, einen Dispens von jener Statutenbestimmung zu erwirken. Aber, so sehr Conrad oben gut angeschrieben war, der Kultuschef lehnte das Ansinnen ab: „Soll ich mich mit einem solchen Schritt den Angriffen der „Kreuzzeitung" und ähnlichen Blättern aussetzen? Ich danke bestens dafür. Überdies lassen sich doch alle Schwierigkeiten im Nu durch den Akt der Taufe beseitigen."

Conrad berichtets Doktor Braun: „Und nun?" Braun erwidert lächelnd: „Das Taufen finde ich zu jüdisch. Ich bleibe lieber draußen." Damit war die Sache zunächst erledigt. Aber Conrad ließ trotzdem nicht nach. Eines Tages drang er von neuem in ihn, ersuchte ihn, sich doch die paar Tröpfelchen Wasser aufs Haupt träufeln zu lassen und so evangelischen Glaubens zu werden. „Ich will Ihnen auch sagen, warum. Doktor Robert Friedberg, Privatdozent der Leipziger Universität, bemüht sich um meine Zustimmung, sich in Halle umhabilitieren zu dürfen. Friedberg hofft, mit einem weiteren Blick, auf die außerordentliche Professur, die nach dem Tode des Herrn von Putlitz in Halle frei geworden ist. Ich kann nun Friedbergs Zumutung nur dann ablehnen, wenn ich ihm sage, Sie, Herr Doktor Braun, seien eben im Begriff, sich hier zu habilitieren und für einen zweiten Dozenten fehle in Halle der Platz."

Aber Braun blieb hart. Er konnte sich zu jener Konzession nicht verstehen. Und so kam Friedberg, empfing, während Conrad und Paasche als Paten fungierten, das heilige Sakrament der Taufe,

wurde in Halle Dozent, bald außerordentlicher, später ordentlicher Professor und Geheimer Regierungsrat und eifriger Vertreter der evangelischen Interessen im preußischen Landtage, nachdem er auch in in der Nationalliberalen Partei Karriere gemacht hatte. Schließlich endete er, unter dem Regime des Reichskanzlers Grafen von Hertling, als Vizepräsident des Königlich preußischen Staatsministeriums und, nach dem Umsturz des alten Systems, als Chef der Deutschdemokratischen Landtagsfraktion.

Braun blieb Zeitschriftenredakteur und Sozialdemokrat dazu. Ja, so gings, mitunter wunderlich, in der guten alten Zeit zu.

*

Darf ich noch tiefer ins Persönliche hinabsteigen? Darf ich allgemein-menschliches auch da heranholen, wo die Tür der Privatwohnung dem Publizisten eine natürliche Schranke zieht? Ich darfs, denn seine Frau, die unvergeßliche Lily Braun, hats in ihren „Memoiren einer Sozialistin" selbst ausführlich geschildert.

Heinrich Brauns Leben ist reich an Enttäuschungen gewesen. Er ist nicht eine jener dämonischen Naturen, die, in mächtigem Drange, zwei Leben auf einmal leben können. Ein Leben daheim in stiller Familienbeschaulichkeit und ein Leben des Erlebens, Genießens und Sichausschöpfens. Das ist nicht seine Art. Sein Leben fließt in einem ruhigen, klaren Fluß dahin. Sein Leben ist Klarheit ohne Klippen und Untiefen. Dreimal ward er verheiratet. „Nach sechsjähriger Ehe — Jahre steigender Qualen, in denen wir uns immer weiter voneinander entwickelten —, ver-

ließ mich meine erste Frau. Ich hätte es ihr längst verziehen — sie litt ja wie ich! —, aber daß sie die beiden kleinen Kinder im Stich ließ, das begriff ich nicht, werde ich nicht begreifen. Im Scheidungsprozeß wurden sie mir zugesprochen. Und nun begann ein Leben dauernder Aufregung. Wohl zehnmal am Tage, wenn ich im Redaktionsbureau saß, packte mich die Angst um die Kleinen. Ich sah sie von den unzuverlässigen Wärterinnen unbeaufsichtigt gelassen, von der Mutter heimlich entführt, und fuhr gehetzt zwischen der Wohnung und dem Bureau hin und her. Ständig war ich auf der Suche nach jemandem, dem ich die Kinder anvertrauen konnte. Ich klagte meine Not einem Freunde. ‚Ich wüßte eine Dame, mit der Sie das große Los ziehen würden,' sagte der, ‚aber sie wird eine Stellung kaum annehmen wollen. Sie ist reicher Leute einziges Kind, ist aus Liebe zur leidenden Menschheit Krankenpflegerin geworden und dabei die schönste Frau der Welt.' Ich war wie elektrisiert. Er mußte mir Namen und Adresse nennen, und in der nächsten Stunde schon war ich bei ihr. Wie ein Geschenk des Himmels schien es mir, daß sie ohne viel Überlegung ja sagte. Sie war gut zu meinen Kindern. Ich konnte ruhig arbeiten. Ich fand ein behagliches Zuhause, wenn ich heimkam. Daß sie weder die schönste Frau der Welt, noch reicher Leute Kind war, sondern irgendwo im Osten in einer Tagelöhnerkate das Licht der Welt erblickt hatte, war mir eher willkommen, als daß es mich enttäuscht hätte. Ihre Vorliebe für seidene Kleider, auf die sie all ihren Verdienst verwandte, mochte das Märchen um sie gesponnen haben. Ich ließ es geschehen, daß — daß sie mich liebte. Ich hatte Jahre und Jahre

jede Liebe entbehrt und hielt nun meine Dankbarkeit für Liebe. Nur daran, mich zu fesseln, dachte ich nicht. Zu schwer lastete die Erinnerung an die Ehe auf mir. Da warf mich ein heftiges Nervenfieber aufs Krankenlager. Und während ich noch matt und elend zu Bette lag, erklärte mir Rosalie, mich noch am selben Tage verlassen zu wollen, wenn ich ihr nicht die Heirat verspreche. Ich war empört, aber viel zu schwach zu energischem Widerstand. Ich dachte an meine Kinder. Sie ging schon am nächsten Tage mit unsern Papieren aufs Standesamt, um das Aufgebot anzumelden. So wurden wir Mann und Frau."

Und dann lernte Braun Lily, verwitwete Frau von Gyczicki, kennen. Aus Freundschaft, aus Zuneigung, aus gemeinsamer politischer Anschauung und Betätigung wurde Liebe. Als Rosalie ihr erstes Kind bekam, löste er die Ehegemeinschaft mit ihr, die Scheidung wurde eingeleitet, und Lily wurde seine Gattin. 1896. Eine kleine Sensation.

In einer Zeitung stand, kurze Zeit danach: „Zur Palastrevolution im Vorwärts — cherchez la femme! Wir erhalten von authentischer Seite folgende interessante Aufklärung über die tieferen Beweggründe der Empörung der Vorwärtsredaktion gegen ihren Chef, Wilhelm Liebknecht. Frau von Gyczicki, alias Fräulein Alix von Kretschman, heiratete kürzlich Doktor Braun, einen der Vorwärtsredakteure. Ihr brennender Ehrgeiz, der das Ziel verfolgt, das Zentralorgan der Partei in die Hand zu bekommen, ist es, der die Intrige anzettelte. Eine Dynastie Braun dürfte die Dynastie Liebknecht nunmehr ablösen."

Hm ...

*

Heinrich Braun gehört heute schon zu den bejahrten Parteigenossen. Bereits 1879 wurde er wegen Verbreitung verbotener Schriften auf Grund des Sozialistengesetzes als Student in Straßburg in Untersuchung genommen. Wie Strolche und Mörder wurden die Sozialdemokraten damals in dem größten Teil der bürgerlichen Presse behandelt. Eine der wenigen Ausnahmen war die Berliner Volkszeitung, die 1886 und 1887 für die Verfehmten eintrat. Braun erkundigte sich nach dem Verfasser der temperamentvollen Artikel und erfuhr zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß Franz Mehring der Autor war. Denn Mehring war der Partei als Sozialistentöter bekannt, hatte 1877 eine wüste Hetzschrift wider die Sozialdemokraten veröffentlicht und hatte noch 1880, also bereits nach dem Inkrafttreten des Bismarckschen Sozialistengesetzes, in der „Gartenlaube" im Anschluß an Hödels Attentat auf Wilhelm den Ersten wider die Sozialdemokratie gewettert, was Zeug und Leder hielt: „Die sozialdemokratische Agitation war ein kühl berechneter und geplanter Versuch schlauer Demagogen, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustürzen. Sie war die politische Waffe einer politischen Partei; sie förderte mit roh revolutionären Mitteln roh revolutionäre Zwecke. Sich hiergegen zur Wehr zu setzen, die Waffe zu zerbrechen, die nach seinem Herzen gezückt wurde, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staats, der, wie jeder lebendige Organismus, den Trieb der Selbsterhaltung hat und auf das Recht wie die Pflicht der Notwehr niemals verzichten kann."

1887 wurde Braun auf dem geheimen Parteitage der deutschen Sozialdemokratie in Sankt

Gallen zum Schriftführer gewählt, und man beschloß, daß künftighin unter keinen Umständen die Sozialdemokraten bei Stichwahlen für Freisinnige stimmen sollten, weil sie sich bei der letzten Wahl gar zu schnöde verhalten hätten. Braun machte Bebel und Singer auf die auffallende Sinnesänderung Mehrings aufmerksam, aber Singer erwiderte höhnisch: „Nun, was wird denn Mehring aber zu dem Sankt Gallener Beschluß sagen? Der wird nicht übel schimpfen." — „Ich bin überzeugt," erwiderte Braun, „daß er nichts anderes wird sagen können, als: Nach den gegebenen Umständen konnten die Sozialdemokraten keinen anderen Beschluß fassen." Singer wehrte ab: „Da gehe ich doch jede Wette ein." Gesagt, getan: Es wurde um ein Souper gewettet. Nach drei Tagen bestätigte sich Brauns Voraussage. Singer hatte seine Wette verloren. Jetzt mußte er ein Souper geben. Als man — im November — einen bestimmten Abend für das Souper à trois (Bebel, Singer, Braun) verabredet hatte, schlug Braun, halb aus Scherz, halb aus Ernst, vor, dazu auch Mehring einzuladen. Gut. Die beiden anderen waren damit einverstanden. Diese Einladung zum Souper der roten Primadonnen ward Mehrings Ehrenrettung.

Fortan wirkte Mehring als Sozialdemokrat, wurde bald, neben Kautsky, der Gralshüter des sozialistischen Dogmas und fing an, krakeelend, immer weiter nach links zu rutschen. So blendend sein historisches Wissen, so glänzend sein Stil war, so unerträglich war er als führender Parteigenosse. Der Aufstand der Linken gegen die Rechte innerhalb der Partei machte er 1915/16 mit allen Schauern der Wonne mit, raste dann

aber bald über die Peripherie der Unabhängigen hinaus, haute sich mit Kautsky theoretisch herum und veröffentlichte am 3. Juni 1918 jenes berüchtigte offene Schreiben in der russischen „Prawda", in dem er den Unabhängigen einen Fußtritt gab: „Nur einen Fehler haben wir gemacht, nämlich den, daß wir nach Gründung der Organisation der Unabhängigen Sozialdemokratie uns ihr angeschlossen haben, selbstverständlich unter Wahrung unseres eigenen Standpunktes, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, sie vorwärtszutreiben. Auf diese Hoffnung haben wir schon lange verzichten müssen. Alle Versuche dieser Art scheiterten daran, daß unsere besten und erprobtesten Leute seitens der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie des Lockspitzeltums verdächtigt wurden. Dieses Mißtrauen ist gleichfalls ein Erbe der alten und erprobten Taktik. Aber schließlich gibt es Dinge, die jede Geduld zum Platzen bringen. Zu diesen gehört der sinnlose Kampf, den Kautsky und Co. gegen die Bolschewiki führen."

Nun liegt der alte Mehring, der mit seinem weißen langen zottigen Bart, mit seiner wallenden Mähne aussah wie ein wackliger Prophet aus dem Alten Testament, auch schon unter der Erde, nachdem er dem deutschen Volke in letzter Stunde vor seinem Tode noch ein wundervolles, dickleibiges Werk über Karl Marx geschenkt hat.

*

Die Reichstagswahlen des Jahres 1903 hatten der Sozialdemokratie, nach den tollen Kämpfen wider den Schutzzoll, einen Riesenerfolg gebracht. Aber lang und rein war die Freude nicht, denn

auf dem Parteitage, der im Herbst desselben Jahres in Dresden stattfand, gabs einen fürchterlichen Krach. Vor aller Welt wusch die Partei ihre unsäglich schmutzige Wäsche aus. Mehring war das Karnickel gewesen, das die Eiterbeule in der „Neuen Zeit“ aufgestochen hatte. Mehring hatte auf einen kuriosen Artikel Georg Bernhards in der „Zukunft“ über Parteimoral verurteilend hin=gewiesen, in dem gesagt wurde, daß die Führer der Partei privatim ganz anders denken und sprechen, als sie öffentlich reden, und nun ging das Gewitter über alle die sozialdemokratischen Schriftsteller nieder, die an bürgerlichen Organen mitarbeiteten, über die Heine, Bernhard, Göhre, Braun und Konsorten. August Bebel hielt ein fürchterliches Ketzergericht: „Es muß endlich einmal reiner Tisch gemacht werden. Als einer der Ältesten unter Ihnen erkläre ich: Ich hätte es vor einigen Jahren nicht für möglich gehalten, daß es Elemente gibt, die moralisch so tief gesunken sind, daß sie für ein Blatt wie die „Zukunft“ bis in die letzten Tage hinein mitarbeiteten und mit Herrn Witkowski=Harden noch gewisse freund=schaftliche Beziehungen unterhalten.“ Stürmischer Beifall. Der Reihe nach treten sie auf, um sich zu entschuldigen. Bebel stellt nach dem ersten Streit fest: „Bernhard hat heute ja gründlich revoziert, so gründlich revoziert, daß es vielleicht eine Barbarei wäre, persönlich noch gegen ihn vorzugehen, denn, Genossen, ein ärgeres testi=monium paupertatis, auf deutsch Armutszeugnis, wie das, was sich Bernhard heute in bezug auf seinen Artikel selbst ausgestellt hat, konnte er sich gar nicht ausstellen. Ich frage, wollen Sie noch für die „Zukunft“ Artikel schreiben?“

— Bernhard: „Nein." — Bebel: „Es freut mich, das von Ihnen zu hören, ich sage auch hier: Über einen Sünder, der Buße tut, ist bei mir mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte."

Braun läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Breit angelegt, und nicht ohne Spitzen, ist die Auseinandersetzung mit Bebel. „Haben," fragt er, „nicht die besten und hervorragendsten Genossen, die Marx, Engels, Liebknecht und Vollmar, Bernstein und Kautsky an nichtsozialdemokratischen Blättern mitgearbeitet?" Mehring bekommt eins ausgewischt. „Über die „Zukunft" kann ich sehr unbefangen sprechen, denn ich für meine Person habe nie eine Zeile darin veröffentlicht, obwohl ich vielleicht ein Dutzend Mal von dem Herausgeber dazu aufgefordert wurde. Meine Frau ist seit Monaten entschlossen, niemals wieder eine Zeile für die „Zukunft" zu schreiben. ..."

Harden schäumt und veröffentlicht Privatbriefe.

*

Bei dem großen Wahlerfolg der Sozialdemokratie hatte sich auch Heinrich Braun, in Frankfurt-Lebus, ein Mandat erobert. Aber das Glück eines M. d. R. lächelte ihn nicht lange. Schon nach nicht ganz einem Jahre wurde sein Mandat für ungültig erklärt. Der Beschluß des Reichstages war merkwürdig begründet. Der von Braun besiegte konservative Gegenkandidat Felisch, erklärte man, habe amtliche Wahlbeeinflussung erfahren. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre vielleicht statt seiner der Nationalliberale Schwabach in die Stichwahl gekommen und der Wahlausgang wäre ein anderer gewesen. Diese Logik frappierte. Die Wahl wurde kassiert, Braun

fiel in der Nachwahl richtig durch und der 1903 durchgefallene Bassermann kam zu einem Reichstagssitz, nachdem der wilde Dresdner Parteitag eine wenig günstige Wirkung auf die Schar der sozialdemokratischen Mitläufer ausgeübt hatte.

*

Heinrich Braun ist seinem Beruf als Zeitschriftenredakteur nie untreu geworden. Er hat wohl öfter die Zeitschriften gewechselt; aber er ging auf dem einmal eingeschlagenen Weg der Sozialreform unermüdlich weiter. 1883 war er an der Begründung der ‚Neuen Zeit' beteiligt, fünf Jahre später rief er das ‚Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik' ins Leben, verkaufte es sechzehn Jahre später an Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, um auf diese Weise sich die Mittel für die in Gemeinschaft mit seiner Frau Lily herausgegebene revisionistische Wochenschrift: „Die neue Gesellschaft" zu verschaffen, konnte sie aber gegen den gehässigen Kampf seiner radikalen Parteigenossen nur einige Jahre halten, redigierte das „Sozialpolitische Zentralblatt", aus dem die „Soziale Praxis" entstand, und leitet jetzt, seit 1911, die „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung".

Heinrich Braun hat eine weitreichende wissenschaftliche und publizistische Arbeit geleistet.

Der junge Hertling

Graf Hertling war ein Stück lebendiger deutscher Geschichte. Wenn er, dieses kleine, unscheinbare Männchen im zugeknöpften Gehrock, sich durch ein Spalier von Ministerialdirektoren und Geheimräten auf der Bundesratsestrade des Reichstages nach dem historischen Reichskanzlerplatze hintastete, hielt das Parlament, gleichsam, für einen Augenblick den Atem an. Die elektrischen Lampen flammten, auf einen Wink des politischen Beleuchtungsinspektors, plötzlich hell auf, und alle, im Parkett und auf den Tribünen, reckten die Hälse — mit dem kleinen Herrn da unten waren sieben Jahrzehnte deutscher Politik ins Haus getreten. Seine Augen waren dem Erlöschen nahe. Selbst die stärksten Brillengläser wollten nicht mehr genügen. Sein Körper war gebrechlich. Aber wenn er sich erhob, um zu sprechen, war er mit einem Male wie galvanisiert. Alles war dann Leben in ihm. Wie glitzernde Perlen reihte er die wohlabgewogenen und geschliffenen Worte auf eine Schnur, und ehe sich's der Gegner versah, hatte er sie ihm wie ein Lasso um den Hals geschlagen.

In der politischen Dialektik war er ein Meister. Darin war ihm kaum einer über. Wenn alles in der Zentrumsfraktion verfahren war, er fand immer noch eine stilisierte Formel, die einen Ausgang aus der Sackgasse wußte. Als 1880 das nur befristete Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemo=

kratie vom Reichstage erneuert werden sollte, war Hertling dagegen, blieb aber in der Fraktions=sitzung mit seiner Auffassung in der Minderheit. Trotzdem wurde er, zu seiner nicht geringen Über=raschung, zum Redner der Fraktion für die erste Lesung bestimmt. Windthorst trat auf ihn zu: „Sie werden also so sprechen, daß wir ebensogut ja wie nein sagen können". Windthorsts bekanntes Rezept. „Aber Exzellenz", erwiderte Hertling erschrocken, „ich kann doch nur so reden, wie es meiner Überzeugung entspricht." Da kam er aber schön an. „Dummes Zeug", polterte Windt=horst darauf los, „Sie sollen hier kein Kolleg lesen, sondern eine politische Rede halten." Und so geschah's.

Hertling hätte sich nie, mit feinstem Empfinden für die parteipolitischen Imponderabilien und Taktiken, in dem Labyrinth des Zentrums, füh=rend, zurechtfinden können, wenn er nicht von Hause aus Scholastiker gewesen wäre. Scho=lastiker, also Dialektiker. Er ist, Zeit seines Lebens, Philosoph gewesen. Nicht Platoniker, dem über der realen, der sinnlichen Welt, sich die Welt der Ideen erhebt. Sondern Aristoteliker, der auf eine Einheit in der Wertung aller Dinge hin=strebt, der in der Welt ein Reich der Vernunft sieht, und dem sich die Wahrheit im Begriff erschließt. Aber er sieht Aristoteles und seine Weltordnung, die an sich keine Vorsehung und auch keine Hoffnung auf eine persönliche Un=sterblichkeit zuläßt, nicht mit den Augen des Forschers, der, unbeirrt, bis an die Quellen geht, sondern mit der Brille des Scholastikers, des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino, die die aristotelischen Lehren, diskutierend und

paraphrasierend, so lange drehten und änderten, bis das katholische Glaubensgebäude dadurch eine großartige philosophische Untermauerung erhielt.

Hertling hatte von frühester Jugend an einen spekulativ-religiösen Hang. In seinen „Lebenserinnerungen" begegnen wir dieser Tatsache auf Schritt und Tritt. Allerdings ist das (ungemein reizvolle) Buch nicht unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben. Graf Hertling hat hochbetagt, erst als Zweiundsiebzigjähriger, seine Memoiren aufzuzeichnen begonnen, oder richtiger, seinem Sohn, dem Rittmeister Graf Hertling, und seiner Tochter das Material, erzählend, an die Hand gegeben. Einen erheblichen Teil der Darstellung füllen Briefe an seine Mutter und seine Frau aus, Schriftstücke, die, weil sie aus dem Augenblick geboren, noch am tiefsten Einblick in die Psyche des Grafen gewähren. Sonst ist alles, so schlicht es an sich wiedergegeben ist, doch philosophisch und staatsmännisch abgeklärt geschrieben, und selbst die Schwächen und Fehler seiner Politik als Anfänger werden mit Geschick und Gewandtheit in den Rahmen des Ganzen gefügt.

In Darmstadt wurde er 1843 geboren. Sein Vater war großherzoglich hessischer Kammerherr und Rat am Hofgericht. Seine Mutter, eine Nichte von Clemens und Bettina Brentano, stammte aus Frankfurt. Im Elternhause herrschte eine stille Frömmigkeit, die nicht ohne künstlerischen Einschlag war. Der junge Georg lebte ganz der Kirche. Ursprünglich hatte er auch wohl Geistlicher werden wollen. Früh kreuzte die suggestive Gestalt des Mainzer Bischofs Ketteler, des Vaters der modernen sozialen Bewegung in

der katholischen Kirche Deutschlands, seinen Weg. Aber Georg kam doch bald zur Erkenntnis, daß die Lehrtätigkeit sein eigentlicher Beruf sei. Er wollte ein Vorkämpfer der katholischen Wissenschaft werden. In Münster, München und Berlin studierte er Philosophie. Von Adolf Trendelenburg, der heftig gegen Hegels allbeherrschende Dialektik aufbegehrt hatte, wurde er immer wieder auf Aristoteles hingewiesen. Er verkehrte im Hause Savignys und nahm als Student an dem aufregenden Militärkonflikt Bismarcks mit dem Landtage lebhaften Anteil. Nach der Promotion führte ihn eine längere Reise durch Italien, wo er in vollen Zügen Kunst und Religion genoß. Der preußisch-österreichische Krieg findet ihn wieder in der Heimat. Hertling ist Großdeutscher. „Im Laufe der Jahre", schreibt er, „haben wir ja auch den Wert des neuen Deutschen Reiches zu würdigen gelernt, aber das Urteil über die damaligen Vorgänge der von Bismarck verfolgten Politik kann auch heute bei ruhiger, kritischer Betrachtung kein anderes werden. Wir jubelten, als uns Ende Juni Freiherr v. Brenner, der österreichische Gesandte, der mit seiner Frau freundschaftlich im Hause meiner Mutter verkehrte, die Nachricht von dem Siege des Erzherzogs Albrecht bei Custozza brachte. Um so niederschmetternder wirkte einige Tage später die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz. . .!"

Ein Jahr darauf habilitiert er sich in Bonn. Der Herr Privatdozent hat alle Leiden eines, der nicht zum versippten und verstrickten Professorenklüngel gehört, durchzukosten. Während sonst nach ein paar Jahren dem Privatdozenten der Ertraordinarius sicher zu sein pflegt, Hertling

mußte jahraus jahrein warten. Er war Katholik und hatte sich, obwohl er anfänglich Gegner des päpstlichen Unfehlbarkeitsdogmas gewesen war, doch, nach dem Beschlusse des vatikanischen Konzils, als getreuer Sohn der Kirche gefügt und sich in dem wilden Kulturkampfe Bismarcks gegen den Katholizismus in seinem Glauben an die Kirche nicht beirren lassen. Er las über die Geschichte der Philosophie, über Logik, über Moraltheologie, über Aristoteles, über Psychologie und hielt sogar ein publicum über Leibnitz. Seine Zuhörerschaft war wechselnd. Einmal schwand sie im Laufe der Stunden bis auf einen einzigen zusammen. Darauf einigte er sich mit dem einen Zuhörer und stellte seine Vorlesung ein. Denn erst: tres faciunt collegium.

Dreizehn Jahre blieb er Privatdozent in Bonn. Inzwischen war er in die Politik geraten. Als Karl Savigny starb, übernahm er dessen sicheren Wahlkreis Koblenz-Sankt Goar, und kam so, 1875, in den Reichstag. Zuerst hielt er sich zurück. Dann aber erwachte in ihm das Interesse für soziale Fragen. Das kanonische Mittelalter wurde in ihm lebendig. „Ich habe", schreibt er, „immer wieder darauf hingewiesen, daß eine wirkliche Heilung der sozialen Schäden nur durch die Kirche und die freie Liebestätigkeit ihrer Angehörigen zu erhoffen sei, die staatliche Gesetzgebung aber dafür den festen äußeren Rahmen herzustellen habe." Sehr bald sollte auch die Sozialpolitik des Zentrums darüber hinausgehen.

Endlich wird er, als Bismarck den Kulturkampf abzubauen bemüht ist, zum außerordentlichen Professor ernannt. Er hat keine rechte Freude mehr daran, und schon streckt die Mün-

chener Universität die Hand nach ihm aus, um ihm die ordentliche Professur des verstorbenen Johannes Huber anzubieten.

Hugo Sinzheimer

Da sitzt er. Rechts neben dem gestrengen Herrn Vorsitzenden. Leicht nach vorne gebeugt. Lächelnd auf der Lauer liegend. Eine große, schlanke Gestalt, die sich fortwährend gleichsam in den Hüften schaukelt, um immer wieder ins Gleichgewicht zu kommen: Wie die Mägde ein Holzkreuz auf die tänzelnde Wasserfläche ihrer Eimer legen, um auf dem Wege vom Brunnen nach dem Hause keinen einzigen Tropfen Wasser zu verlieren. Das Haar rankt sich, tiefschwarz, an beiden Seiten des Kopfes herauf, macht aber vor des Schädels Mitte respektvoll halt, um der breiten Bahn der Glatze nicht hindernd in den Weg zu treten. Zwei braunschwarze Augen hinter einem blinkenden Kneifer. Ein krauser, zusammengeballter, an den Ecken beschnittener Schnurrbart: das ist, alles in allem, Hugo Sinzheimer. Stets bereitwillig, stets freundlich, stets beweglich, stets ohne Absicht, dozierend-schauspielernd, ein menschliches perpetuum mobile.

Dieser Mann, Rechtsanwalt seines Zeichens und Sozialdemokrat jüngsten Datums, spielte bald im Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung eine Hauptrolle. Ich weiß nicht warum. Nicht zuletzt deshalb, weil er nicht einen Augenblick stillhalten kann. In seinem Gehirn arbeitet nicht der Minuten-, sondern der Sekundenzeiger. Er muß eingreifen, er muß fragen, er muß sich erkundigen, er muß seine Meinung sagen, er muß

vibrieren, er muß immer von neuem Pfeile seinem Köcher entnehmen. Wie ein Pferd, das, mit zitternden Nüstern, auf den Ruck des Trainers wartet: Los und nun, schwapp, über die Hürden. Nur, daß Sinzheimer der Trainer fortwährend im Nacken sitzt. Auf alle ohne Ausnahme prasselten seine spitzigen Fragen nieder, auf den Grafen Bernstorff, auf Bethmann Hollweg, auf Zimmer=mann, auf Helfferich, auf Capelle, auf alle, die vor dem Untersuchungsausschuß unter dem Zeugeneid aussagen sollten, warum um die Jahres=wende 1916/17 die Wilsonsche Friedensaktion scheiterte. Bethmann wurde ungeduldig, schüttelte manche dieser Fragen, wenn sie sich zu über=stürzen drohten, wie eine kalte perlende Douche vom Rücken ab und drehte dem Unabhängigen Oskar Cohn, der mit Sinzheimer im Fragestellen um die Wette lief, ostentativ den Rücken zu. Wa=rum fragten aber die andern nicht? Georg Gothein war der einzige, der hin und wieder noch den Mund auftat. Vielleicht noch Professor Schücking, der, fast auf dem Lehnstuhle liegend, wie ein allem Irdischen entrückter Esoteriker dieses militärisch=politische Spiel einer wirren Vergangenheit an seinen Augen vorübergehen ließ. Und Peter Spahn, die Zentrumssäule? Nur manchmal lispelte er etwas in seinen Bart, das meist selbst die Nächststehenden nicht vernehmen konnten. Und Frau Schmitz, Maria, die Oberlehrerin und Ursulinen=Erzieherin, die, breit und stämmig, einherstapft, als sei sie die geharnischte ecclesia militans? Und die anderen? Schweigen ringsum. Bloß Sinzheimer fragt unverdrossen weiter.

Und heute: Ein großer Tag. Der Saal des alten Haushaltsausschusses ist gedrängt voll. Im Zu=

schauerraum, hinter der Barriere, haben die Deutschnationalen, Herren und Damen, Uniformen und wippende Reiherfedern, Schüler und Schülerinnen Paradeaufstellung genommen. Im Saale selbst sind die Diplomaten und alle die Rester und Ruinen des altpreußischen Militarismus vertreten. Es wimmelt von Geheimräten, Ministern a. D., z. D. und i. D. (im Dienst) herum. Die ältesten Semester der Journalisten sind gekommen, um dem erhebenden Schauspiel beizuwohnen. Die „Gartenlaube“, Schorers „Familienblatt“, die „Rakete“ werden lebendig. Jetzt recken sie alle die Hälse: Hindenburg tritt ein. Eine Riesengestalt. Ein Kopf größer als die anderen. Quadratisch auf einem massigen Rechteck-Körper. Der ragende hölzerne, eisenbeschlagene Hindenburg vor der Siegessäule war plötzlich in den Saal getreten. Weiß das kerzengrade hochgekämmte Haar. Weiß der martialische Schnurrbart. Aschweiß, fahl, nicht blendend. Auf dem gelblichen Gesicht ein Schimmer von Altersverklärung. Langer schwarzer Gehrock. Ein leichtes, nicht geschmeidiges Kopfnicken zu den Begrüßenden. Alles hat sich von den Plätzen erhoben. Alles versinkt (scheints) in stammelnder Ehrfurcht vor diesem Repräsentanten des Altpreußentums. Kritiklos. Carlyle dachte sich die Heldenverehrung anders. Ludendorff wirbelt um den Feldmarschall, der ruhig und in sich geschlossen dasteht, herum. Helfferich ins Militärische übersetzt. Ein Prokurist, der um seinen Ruhm bangt und darüber die seelische Balance verliert. Und dann kam die große Denkmalsenthüllung. Das Bild von Saïs wurde entschleiert. Hindenburg sprach. Ein Programm sollte es sein,

eine Ausdeutung dessen, wie alles gekommen war. Fieberhaft horchten sie auf — und nach den ersten paar Sätzen, die aus einer rauhen Kehle hervorgekrochen kamen, kurz, abgehackt, abgelesen, sahen sich die Zuhörer mit halb zugezogenen Augenlidern, gleichsam durch das Gitter der Wimpern, an: Die Front war von hinten erdolcht worden. Die Regierung war schwach gewesen. Und noch ein paar ähnliche Naivitäten. Die anderen waren an allem schuld. Er und Ludendorff sind immer und immer wieder eines Sinnes gewesen. Und nun erteilte er, der große Kadett, bedächtig die Hornbrille von der Nase nehmend, seinem jüngeren Kameraden das Wort, um das näher zu begründen, was er eben in einigen dürftigen Worten, ganz allgemein phraseologisch, ausgeführt hatte.

Einem wurde, in den letzten Gründen des Gefühlslebens, blitzhell klar, warum ... Ludendorffs schnarrende, herausfordernd spießende und stechende Stimme riß einen dann sofort in neue Gedankenbahnen hinein.

Sinzheimer hörte aufmerksam zu. Diesmal beherrschte er sich. Ja, als der Vorsitzende, Herr Gothein, mehrmals mit der Glocke schellend, Einspruch gegen Tendenzurteile des Feldmarschalls über die Parteien, über das Parlament und über alle die anderen „Schuldigen" fällt, tauscht er und Herr Warmuth, der Deutschnationale an der anderen Seite des Vorsitzenden, Blicke aus, und man ließ darauf Hindenburg sein Konzept ungestört zu Ende lesen. (Man sollte die Menschen überhaupt immer zu Ende reden lassen. Auch Ludendorff hat sich, trotz seiner spritzenden Suada, bereits bedenklich zu Ende geredet.)

Sinzheimer ließ seine Augen zuweilen über die großen Wandgemälde streifen, auf denen Angelo Jank Wilhelms des Ersten Triumph über Frankreich dargestellt hat. Der Kaiser reitet auf stolzem Rosse über das Schlachtfeld, während die französische Fahne vor ihm in den Staub sinkt. Als er im April 1875 zu Worms geboren wurde, war man, auch im Vaterhause, noch voll von den Vorgängen jener Zeit, und jetzt, ein paar Jahrzehnte später, haben sich die Franzosen in seiner Heimat breit gemacht und spielen sich als Herren auf. Sinzheimer war von frühester Jugend an ein unruhiger Kopf. Nachdem er in Worms das Abiturium gemacht hatte, ging er zunächst in die kaufmännische Lehre. Aber schon nach einem Jahre hatte er davon genug. Das ewige Rechnen konnte ihn nicht befriedigen. An fünf Universitäten studierte er, nacheinander, Rechtswissenschaft und Nationalökonomie. Er wird Referendar, macht das Assessorexamen und läßt sich, vor etwa fünfzehn Jahren, in Frankfurt am Main als Rechtsanwalt nieder. Schon vorher hat er sich mit Politik beschäftigt. Zuerst mit Volksbildungsfragen. Er muß lehren, er muß sprechen, er muß aufs Podium. Naumanns Ideen befruchten auch ihn: Demokratie und Kaisertum, soziales Christentum (im Sinne einer überkonfessionellen Ethik). Er macht, fieberhaft erschauernd, alle Freuden- und Leidensstationen der nationalsozialen Partei mit. Dann, als diese Partei der Intelligenzoffiziere ohne Kaders sich bei den Wahlen zweimal vor den Massen entblößt sieht und sich schließlich auflöst, geht er zur demokratischen Vereinigung über, die Theodor Barth mit nimmermüdem Eifer zu beleben und durchzusetzen versuchte. Ver-

gebens. Barth stirbt. Sinzheimer sieht, in diesem kleinen Kreise von Hinterbliebenen, keine politische Betätigungsmöglichkeit mehr. Resigniert zieht er sich von der politischen Bühne zurück und widmet sich nun ausschließlich der Volksbildungstätigkeit und wissenschaftlichen Arbeiten. Ein Buch, eine Schrift nach der andern kommt heraus. Er hat sich (gemeinsam mit dem allzu früh verstorbenen Karl Flesch) auf das Arbeitsrecht geworfen. Hier ist Neuland. Die Öffentlichkeit wird aufmerksam auf ihn. Unter den Sozialpolitikern genießt er bald einen besonderen Ruf. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung, im Januar 1919, wird er im Wahlkreise Hessen-Nassau und Waldeck von den Mehrheitssozialdemokraten als Kandidat aufgestellt und, trotz der starken traditionellen antisemitischen Strömungen in diesen Wahlbezirken, gewählt. In der Fraktion tut er sich rasch hervor. Er gilt als Kapazität, hält, als die Rätefrage in der Verfassung angeschnitten wird, auf dem Weimarer sozialdemokratischen Parteitage die richtunggebende Rede und sticht damit seinen Antipoden innerhalb der Partei, Max Cohen, aus, der mit seinem Räteprinzip das Parlament politisch unterhöhlen will. Als die Regierung einen großen Ausschuß einsetzt, um eine grundlegende Neuordnung des Arbeitsrechts in die Wege zu leiten, wird er in erster Linie zur Mitarbeit herangezogen. So steht er, vibrierend vor Schaffensdrang, mitten im praktischen politischen Leben, bereit, immer neue Tore zu öffnen.

Ich las in diesen Tagen, erschüttert, die Tagebuchbekenntnisse eines genialischen Jünglings, der, noch nicht einundzwanzigjährig, unmittelbar

ehe ihn im Felde die mörderische Kugel traf, die himmelan hoffenden Worte in sein Notizbuch schrieb: „Es ist so schön: die Zukunft ganz undurchsichtig, und man kann sich allerlei bunte Farben und Zauberlandschaften hineinmalen.“

Auch Sinzheimer hofft noch auf vieles ...

PRESSESTIMMEN ÜBER DAS ALTE UND DAS NEUE SYSTEM

DIE POLITISCHEN KÖPFE DEUTSCHLANDS

Erste Folge / 6.—13. Auflage

Nationalzeitung (8=Uhr=Abendblatt), Berlin: „Sicher pointierend, zeichnet Fischart die Charakter=bilder der führenden politischen Köpfe Deutschlands, dem Zeichner Gulbransson an Schärfe des Witzes, an Präzision des Ausdrucks verwandt ... Die sorgsam abwägende, nach Gerechtigkeit suchende, dabei aber sicher treffende und nicht vor verschärfter Charakteristik sich scheuende Art Fischarts, die sich mit einem glänzen=den feuilletonistischen Stil verbindet, wird diesem Buche viele Freunde schaffen".

Berliner Tageblatt: „Johannes Fischart hat eine gute Idee gehabt. Denn ausgerechnet all jene Tages= und Nachtgrößen, jene Sehenden und jene Ewigblinden unseres politischen Lebens, von denen wir, unter denen wir, über die wir täglich in den Zeitungen lasen und lesen, jene Leute zwischen die beiden Deckel eines Buches einzusperren und nun den Kinematograph spielen zu lassen — sehr geschickt, sehr aktuell, eine Idee, würdig eines tüchtigen Journalisten ...! Kurz, knapp, telegraphisch, voller Eigenart und häufig voll Witz, wird selbst dem Unkundigen ein wissenswerter Quer=schnitt aus dem politischen Leben Deutschlands in der Kriegszeit geboten. Was hier an biographischen und zeit=geschichtlichem Material geboten wird, ist groß. Die Arbeit, welche darin geleistet wurde, ist nicht gering, und selbst, wer mehr in dem Buche sucht als nur Unter=haltung, wird auch mehr finden: nämlich Daten, Materialien, Kenntnisse und politisches Urteil!"

Politiken, Kopenhagen: „Fischart hat die Er=eignisse gut verfolgt und selbständig beobachtet. Er schreibt flüssig. Viele von seinen Skizzen sind brillant und scharf pointiert. Seine Zeichnung von Tirpitz ist einfach glänzend, eine unbarmherzige Ent=hüllung mit einer tiefen Perspektive".

Frankfurter Zeitung: „Er schreibt geschickt, hat die Politik der letzten Jahrzehnte gründlich eingesehen und vieles mit eigenen Augen beobachtet. Im Parlament, in den Ämtern und anderswo. Die Skizzen sind von ungleichem Wert, ganz wie die Köpfe. Alles gewiß, das liegt zum großen Teil auch sicher am Stoff, denn wer in aller Welt könnte behaupten, daß die deutsche Politik in den letzten Jahren wirklich dem Porträtisten einige Dutzend interessante Köpfe geliefert habe. Fischart hat ein gutes Herz, er setzt auch manchem traurigen Antlitz ein Denkmal".

De Tijdspiegel, Haag: „Die kurzen Sätze erinnern an Striche von Porträtskizzen. Oft hat Fischarts Arbeit viel Ähnlichkeit mit Byvancks Essys im „Nieuwe Courant". Die Tendenz des Ganzen ist scharf gegen das alte System gewandt. Wer das vertragen kann, wer das liebt, für den ist es eine glänzende Lektüre".

Das demokratische Deutschland: „Es ist der erste Versuch einer Zeitgeschichte in politischen Porträts. Man muß zugestehen: der Versuch ist gelungen".

Berliner Volks-Zeitung: „Er war denen auf den Fersen, die uns Götter dünkten, und hat auch in das Innerste des Herzens eines Karl Liebknecht geguckt. Wir sehen hier alle die Schicksalsschmiede in der Arbeit und an der Arbeit, und Fischart ist so wegeskundig, uns bis in die geheimsten Ecken der Küche zu führen, in denen an dem Volkswohl herumgekocht wurde. Willst du etwas über den ersten Fritz in der Republik erfahren, dann sagt dir Fischart nicht nur, wo geboren, wo gelernt, wo gewerkschaftet, nein, vor deinen Augen ersteht dann die ganze Umgebung, die seine Person beschattet und beleuchtet hat. Lebendige Geschichte. Politischer Anschauungsunterricht. Und jeden der Köpfe, die am Wohl oder Unwohl des Volkes doktorten, stellt uns unser Fischart nicht so trocken vor wie unsere Lesebücher uns etwa den alten Fritz oder den kurzen Pippin... Dies Buch ist ein einziger bunter Film. In vielen Akten. Als ein einziger Film. Wer sehen will, wie er gemacht wird, der lasse ihn vor seinen Augen abrollen".

Basler Nationalzeitung, Basel: „Unter dem Decknamen Johannes Fischart verbirgt sich einer der

bekanntesten Persönlichkeiten des geistigen Deutschlands; die scharf gezeichneten Charakterbilder erhalten ihren einzigartigen Reiz dadurch, daß der Verfasser fast alle Züge aus eigner, jahrelanger Beobachtung zusammenträgt".

Augsburger Abendzeitung, München: „Der Verfasser weiß viel, auch solches, was nicht immer jedermann weiß, und er hat ein Tagebuch geführt. Also sind seine Darstellungen reich an Einzelheiten, pikanten und boshaften ... Immer aber sind sie fesselnd in ihrem leichten Plauderstil auch für den, der sein näheres Urteil über die behandelten Personen hat und auch nicht beeinflussen lassen wird".

Lippische Landeszeitung, Detmold: „Überall Interieurs von großem Reiz. Zugleich verwendbar für Agitation. Was über Paul Fuhrmann, Stresemann, Reventlow gesagt ist, verdient, den weitesten Kreisen bekanntgegeben zu werden. So weisen wir unsere Freunde im Lande auf dieses Buch nachdrücklich hin".

Die Frauenbewegung, Berlin: „Genug, nicht mehr will ich verraten von der wundervollen Röntgenarbeit Fischarts. Lest selbst! Betrachtet man das ganze Werk: Johannes Fischarts redliches Streben ist, Aufklärungsarbeit zu leisten. Er pflanzt Wegweiser zu jedem Einzelnen und Warnungstafeln für viele auf. Und diese Aufklärungsarbeit ist das Begrüßenswerteste, das Kostbarste an seinen Porträtskizzen. Wir sollen wissen, welche Persönlichkeiten uns führen, von welchen Voraussetzungen, von welchen Motiven sie geleitet werden, um dann ermessen zu können, ob sie uns Führer sein dürfen. Wir sollen sehend werden! —"

Deutsche Volkszeitung, Hannover: „Grelle Schlaglichter sind es, die er auf die einzelnen führenden Männer in Parlament und Presse, Regierung, Heer und Marine wirft, so daß porträtähnliche Skizzen entstehen, die das Wesentliche, die Hauptzüge der Männer und Ereignisse wiedergeben. Ein interessantes Buch".

Kölner Tageblatt: „Satirisch ist seine Darstellung, ohne indes von der Wirklichkeit allzu weit abzuweichen. Alle die Persönlichkeiten, die hinter den Vorgängen der letzten Jahre standen, werden einzeln aufgeführt und in ihren Lebensschicksalen und Motiven aufgedeckt".

Berliner Morgenzeitung: „Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die übliche lederne Porträtzeichnung, er hebt vielmehr, wie ein Künstler, die markanten Striche und Flächen, die für das Wesen der einzelnen Persönlichkeit und ihre Stellung zum System charakteristisch sind, hervor und versteht das Interesse des Lesers auch dadurch zu fesseln, daß er das Milieu der Persönlichkeit anpaßt und sie selbst durch die Darstellungsform lebendig zu machen weiß. Das kluge, inhaltreiche Buch sollten besonders diejenigen lesen, die, abhold abstrakter Theorie, sich an Hand lebendiger, unterhaltsamer Schilderung einen Überblick über die inneren politischen Zusammenhänge des Zeitgeschehens verschaffen wollen".

Westfälische Neueste Nachrichten, Bielefeld: „Nicht jedem ist das Buch, in dem ein ausgesprochen demokratischer Geist waltet, zu Gefallen geschrieben; nicht jedem kann es, nicht jedem will es gefallen. Dazu geht Fischart viel zu sehr seine eigenen Wege, unbekümmert darum, ob er hier oder da anstößt. Aber dennoch wird jeder Politiker, wird jeder, der für die Geschichte unsrer Tage Interesse hat, mit Aufmerksamkeit in dem Werke blättern, und vielen von dem, was der Autor aus reicher Sach- und Personenkenntnis sagt, zustimmen. Vielen wird das Buch mit seinem reichen interessierenden Material ein willkommenes Nachforschungswerk sein".

Wochenausgabe des Berliner Tageblatts: „Politische Fäden, die sich Jahrzehnte hindurchspinnen, werden in diesem Buch entwickelt und entwirrt und die Kunststücke der Diplomaten, die auf falschen Wegen gegangen, aufgedeckt. Es ist ein ganz eigener Reiz, den das Werk dadurch ausübt, daß es den Leser hinter die Kulissen der sogenannten hohen und großen Politik blicken läßt. Was viele kaum geahnt vom politischen Treiben und politischen Umtrieben, wie Bündnisse zustandekommen und günstige politische Konstellation von schwachsichtigen Diplomaten nicht beachtet und ausgenutzt worden sind, das alles erkennt man klar und deutlich aus Fischarts Buch".

Geraisches Tageblatt: „Das Buch ist geeignet, in weitestem Maße berechtigtes Interesse und Aufsehen zu erregen".

Saale=Zeitung, Halle: „Der Verfasser läßt zwanzig Jahre deutscher Politik an uns vorüberziehen, mit alle jenen Persönlichkeiten, die, als Parteiführer, Diplomaten, Minister, Generäle, Monarchen, die treibenden Faktoren deutscher Politik waren. Im ganzen 43. Von Wilhelm II. bis Liebknecht. Persönliches, Satirisches, aber keine Feuilletons, keine Interwiews. Bilder von echtem Kolorit, Porträts von frappanter äußerer und innerer Prägnanz".

Berliner Börsenzeitung: „Der Grund für die günstige Aufnahme des Buches ist darin zu suchen, daß der Verfasser in die politische Publizistik eine neue Note gebracht hat. Wie Herbert Eulen=burg in seinem vielgelesenen „Schattenbildern" eine Fibel für Kulturbedürftige zu geben versucht, indem er die Größen der Weltgeschichte auf dem Hinter=grunde ihrer Epoche und ihres Daseinskreises zu neuem Leben beschwor, so will Fischart die Größen der Tagesgeschichte in individueller Erfassung auf dem gewaltigen Hintergrunde der ungeheuerlichen Geschichte Deutschlands erstehen lassen. Es ist ein in seiner rücksichtslosen Offenheit oft schmerz=liches Buch, aber es ist lehrleich, und sein Verfasser nimmt das Vorrecht des Arztes für sich in Anspruch, der, um zu bessern und zu heilen, die bittere Medizin nicht scheuen darf."

Deutsche Zukunft, Prag: „Jedem dieser Porträts, deren Fischarts Buch etliche vierzig bringt, sind durch=schnittlich zehn Seiten gewidmet, die nicht nur der Politiker mit Nutzen, sondern auch der Psychologe und nicht zuletzt der nur die Darstellung suchende reine Schöngeist mit hohem Genuß lesen wird."

Der Bund, Bern: „Fischart gibt in teilweise sehr fesselnden, mehr oder weniger ausgezeichneten Charakter=bildern einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte."

Wiener Morgenzeitung: „Heinrich Mann gab in seinem Buche „Der Untertan" einen Querschnitt durch die Psyche des deutschen Bürgers. Fischarts Querschnitt legt die Psyche des deutschen Politikers und Parlamen=tariers bloß. Beide Bücher reden die gleich beredte Sprache."

Karlsruher Zeitung: „Alle Skizzen sind außer=ordentlich lebendig geschrieben, und in allem waltet

der ungestüme Drang zur Wahrheit. Einige Skizzen sind geradezu als Kabinettstückchen essayistischer Porträtierungskunst zu bezeichnen."

Mecklenburgische Zeitung: „Fischart skizziert, aber ich möchte ihn doch zu den berufenen Porträtisten zählen, weil er, wie unsere großen Karikaturisten, mit wenigen fixen Strichen die charakteristische Linie weg hat, die den besonderen Ausdruck eines Kopfes ausmacht."

Groß-Lichterfelder Lokalanzeiger: „Es ist ein politischer Gewinn und ein ästhetischer Genuß zugleich, sich in die politischen Köpfe zustimmend oder auch widersprechend zu vertiefen."

Sächsische Staatszeitung: „Der Verfasser ist zweifellos nicht nur über die öffentlichen Gänge der deutschen Politik und Politiker in den letzten zwei Jahrzehnten gut unterrichtet, er weiß offenbar auch dies und das, was sich hinter den Kulissen zugetragen hat."

Literarisches Echo: „Pathos bleibt vermieden. Äußere Beobachtung ist knapp und gut und sprachlich lebendig wiedergegeben."

Das demokratische Steglitz: „Die führenden politischen Persönlichkeiten der letzten Jahre sind mit sicheren Strichen dargestellt."

Oberschlesische Grenzzeitung: „Satirisch ist seine Darstellung, ohne indes von der Wirklichkeit allzuviel abzuweichen."

Schlesische Zeitung, Breslau: „Persönliches und Satirisches wird mit einander verbunden und gibt interessanten Lesestoff, der aber mit scharfer Kritik behandelt sein will."

Demokratische Partei-Korrespondenz: „Wir weisen unsere Freunde im Land auf dieses Buch nachdrücklich hin."

Die neue Generation, Berlin: „Mit meisterhaftem Geschick skizziert Johannes Fischart jeden seiner politischen Köpfe in seinem Milieu."

Breslauer Zeitung: „Der Verfasser weiß, daß Politik von Menschen gemacht wird, und als Berufspolitiker hat er sich von den führenden Persönlichkeiten ein klares Bild zu schaffen versucht, um sich aus dem Wesen der Persönlichkeiten heraus den Gang der Dinge zu erklären."


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
DUPL
32101 038130983